Ludwig Tieck's

Schriften.

16

Sechzehnter Band.

Franz Sternbald's Wanderungen.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer.
1843.

Franz Sternbald's

Wanderungen.

Eine altdeutsche Geschichte.

1798.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

So ſind wir denn endlich aus den Thoren der Stadt, ſagte Sebaſtian, indem er ſtille ſtand und ſich freier umſah.

Endlich? antwortete ſeufzend Franz Sternbald ſein Freund. — Endlich? Ach nur zu früh, allzu früh.

Die beiden Menſchen ſahen ſich bei dieſen Worten lange an, und Sebaſtian legte ſeinem Freunde zärtlich die Hand an die Stirne und fühlte, daß ſie heiß ſei. — Dich ſchmerzt der Kopf, ſagte er beſorgt, und Franz antwortete: Nein, das iſt es nicht, aber daß wir uns nun bald trennen müſſen.

Noch nicht! rief Sebaſtian mit einem wehmüthigen Erzürnen aus, ſo weit ſind wir noch lange nicht, ich will dich wenigſtens eine Meile begleiten.

Sie gaben ſich die Hände und gingen ſtillſchweigend auf einem ſchmalen Wege neben einander.

Jezt ſchlug es in Nürnberg vier Uhr und ſie zählten aufmerkſam die Schläge, obgleich beide recht gut wuß-

ten, daß es keine andre Stunde ſein konnte: indem warf das Morgenroth ſeine Flammen immer höher, und es gingen ſchon undeutliche Schatten neben ihnen, und die Gegend trat rund umher aus der ungewiſſen Dämmerung heraus; da glänzten die goldenen Knöpfe auf den Thürmen des heiligen Sebald und Laurentius, und röthlich färbte ſich der Duft, der ihnen aus den Kornfeldern entgegen ſtieg.

Wie alles noch ſo ſtill und feierlich iſt, ſagte Franz, und bald werden ſich dieſe guten Stunden in Saus und Braus, in Getümmel und tauſend Abwechſelungen verlieren. Unſer Meiſter ſchläft wohl noch und arbeitet an ſeinen Träumen, ſeine Gemählde ſtehn aber auf der Staffelei und warten ſchon auf ihn. Es thut mir doch leid, daß ich ihm den Petrus nicht habe können ausmahlen helfen.

Gefällt er dir? fragte Sebaſtian.

Ueber die maßen, rief Franz aus, es ſollte mir faſt bedünken, als könnte der gute Apoſtel, der es ſo ehrlich meinte, der mit ſeinem Degen ſo raſch bei der Hand war und nachher doch aus Lebensfurcht das Verläugnen nicht laſſen konnte, und ſich von einem Hahn mußte eine Buß- und Gedächtnißpredigt halten laſſen; als wenn ein ſolcher beherzter und furchtſamer, ſtarrer und gutmüthiger Apoſtel nicht anders habe ausſehen können, als ihn Meiſter Dürer ſo vor uns hin geſtellt hat. Wenn er dich zu dem Bilde läßt, lieber Sebaſtian, ſo wende ja allen deinen Fleiß darauf und denke nicht, daß es für ein ſchlechtes Gemählde gut genug ſei. Willſt du mir das verſprechen?

Er nahm ohne eine Antwort zu erwarten ſeines Freundes Hand und drückte ſie ſtark, Sebaſtian ſagte:

Deinen Johannes will ich recht aufheben und ihn behalten, wenn man mir auch viel Geld dafür böte.

Mit diesen Reden waren sie an einen Fußsteig gekommen, der einen nähern Weg durch das Korn führte. Rothe Lichter zitterten an den Spitzen der Halme und der Morgenwind rührte sich darin und machte Wellen. Die beiden jungen Mahler unterhielten sich noch von ihren Werken und von ihren Planen für die Zukunft: Franz verließ jezt Nürnberg, die herrliche Stadt, in der er seit zwölf Jahren gelebt hatte und in ihr zum Jüngling erwachsen war, aus diesem befreundeten Wohnort ging er heut, um in der Ferne seine Kenntniß zu erweitern und nach einer mühseligen Wanderschaft dann als ein Meister in der Kunst der Mahlerei zurück zu kehren; Sebastian aber blieb noch bei dem wohlverdienten Albrecht Dürer, dessen Name im ganzen Lande ausgebreitet war. Jezt ging die Sonne in aller Majestät hervor und Sebastian und Franz sahen abwechselnd nach den Thürmen von Nürnberg zurück, deren Kuppeln und Fenster blendend im Schein der Sonne glänzten.

Die jungen Freunde fühlten stillschweigend den Druck des Abschieds, der ihrer wartete, sie sahen jedem kommenden Augenblick mit Furcht entgegen, sie wußten, daß sie sich trennen mußten und konnten es doch immer noch nicht glauben.

Das Korn steht schön, sagte Franz, um nur das ängstigende Schweigen zu unterbrechen, wir werden eine schöne Erndte haben.

Diesmal, antwortete Sebastian, werden wir nicht mit einander das Erndtefest besuchen, wie seither geschah; ich werde gar nicht hingehn, denn du fehlst mir und all'

das luſtige Pfeifen- und Schallmeygetöne würde nur ein bittrer Vorwurf für mich ſein, daß ich ohne dich käme.

Dem jungen Franz ſtanden bei dieſen Worten die Thränen in den Augen, denn alle Scenen, die ſie mit einander geſehn, alles, was ſie in brüderlicher Geſellſchaft erlebt hatten, ging ſchnell durch ſein Gedächtniß; als nun Sebaſtian noch hinzuſetzte: wirſt du mich auch in der Ferne noch immer lieb behalten? konnte er ſich nicht mehr faſſen, ſondern fiel dem Fragenden mit lautem Schluchzen um den Hals und ergoß ſich in tauſend Thränen, er zitterte, es war, als wenn ihm das Herz zerſpringen wollte. Sebaſtian hielt ihn feſt in ſeinen Armen, und mußte mit ihm weinen, ob er gleich älter und von einer härteren Conſtitution war. Komme wieder zu dir! ſagte er endlich zu ſeinem Freunde, wir müſſen uns faſſen, wir ſehn uns ja wohl wieder.

Franz antwortete nicht, ſondern trocknete ſeine Thränen ab, ohne ſein Geſicht zu zeigen. Es liegt im Schmerze etwas, deſſen ſich der Menſch ſchämt, er mag ſeine Thränen auch vor ſeinem Buſenfreunde, auch wenn ſie dieſem gehören, gern verbergen.

Sie erinnerten ſich nun daran, wie ſie ſchon oft von dieſer Reiſe geſprochen hätten, wie ſie ihnen alſo nichts weniger als unerwartet käme, wie ſehr ſie Franz gewünſcht und ſie immer als ſein höchſtes Glück angeſehn habe. Sebaſtian konnte nicht begreifen, warum ſie jetzt ſo traurig wären, da im Grunde nichts vorgefallen ſei, als daß nun endlich der langgewünſchte Augenblick wirklich herbei gekommen ſei. Aber ſo iſt das Glück des Menſchen, er kann ſich deſſen nur freuen, wenn es aus der Ferne auf ihn zuwandelt; kömmt es ihm nahe und

ergreift ſeine Hand, ſo ſchaudert er oft zuſammen, als wenn er die Hand des Todes faßte.

Soll ich dir die Wahrheit geſtehn? fuhr Franz fort; du glaubſt nicht, wie ſeltſam mir geſtern Abend zu Sinne war. Ich hatte meinen Gedanken ſo oft die Pracht Roms, den Glanz Italiens vorgemahlt, ich konnte mich bei der Arbeit ganz darin verlieren, daß ich mir vorſtellte, wie ich auf unbekannten Fußſteigen, durch ſchattige Wälder wanderte, und dann fremde Städte und niegeſehene Menſchen meinem Blicke begegneten; ach, die bunte, ewig wechſelnde Welt mit ihren noch unbekannten Begebenheiten, die Künſtler, die ich ſehn würde, das hohe gelobte Land der Römer, wo einſt die Helden wirklich und wahrhaftig gewandelt, deren Bilder mir ſchon Thränen entlockt hatten; ſieh, alles dies zuſammen hatte oft ſo meine Gedanken gefangen genommen, daß ich zuweilen nicht wußte, wo ich war, wenn ich wieder auf ſah. Und das alles ſoll wirklich werden! rief ich dann manchmal aus, es ſoll eine Zeit geben können, ſie tritt ſchon näher und näher, in der du nicht mehr vor der alten, ſo wohl bekannten Staffelei ſitzeſt, eine Zeit, wo du in alle die Herrlichkeit hinein leben darfſt und immer mehr ſehn, mehr erfahren, nie aufwachen, wie es dir jezt wohl geſchieht, wenn du ſo zu Zeiten von Italien träumſt; — ach, wo, wo bekömmſt du Sinne, Gefühle genug her, um alles treu und wahr, lebendig und urkräftig aufzufaſſen? — Und dann war es, als wenn ſich Herz und Geiſt innerlich ausdehnten und wie mit Armen jene zukünftige Zeit erhaſchen, an ſich reißen wollten; und nun —

Und nun, Franz?

Kann ich es dir ſagen? antwortete jener, — kann

ich es ſelber ergründen? Als wir geſtern Abend um den runden Tiſch unſers Dürers ſaßen und er mir noch Lehren zur Reiſe gab, als die Hausfrau indeß den Braten ſchnitt und ſich nach dem Kuchen erkundigte, den ſie zu meiner Abreiſe gebacken hatte, als du nicht eſſen konnteſt, und mich immer von der Seite betrachteteſt; o Sebaſtian, es wollte mir ganz mein armes ehrliches Herz zerreißen. Die Hausfrau kam mir ſo gut vor, ſo oft ſie auch mit mir geſcholten, ſo oft ſie auch unſern braven Meiſter betrübt hatte; hatte ſie mir doch ſelbſt meine Wäſche eingepackt, war ſie doch gerührt, daß ich abreiſen wollte. Nun war unſre Mahlzeit geendigt, und wir alle waren nicht fröhlich geweſen, ſo ſehr wir es auch uns erſt in vielen Worten vorgeſezt hatten. Jezt nahm ich Abſchied von Meiſter Albrecht, ich wollte ſo hart ſeyn und konnte vor Thränen nicht reden; ach mir fiel es zu ſehr ein, wie viel ich ihm zu danken hatte, was er ein vortreflicher Mann iſt, wie herrlich er mahlt, und ich ſo nichts gegen ihn bin und er doch in den lezten Wochen immer that, als wenn ich ſeines gleichen wäre; ich hatte das alles noch nie ſo zuſammen empfunden, und nun warf es mich dafür auch gänzlich zu Boden. Ich ging fort und du gingſt ſtillſchweigend in deine Schlafkammer: nun war ich auf meiner Stube allein. Keinen Abend werd' ich mehr hier herein treten, ſagte ich zu mir ſelber, indem ich das Licht auf den Boden ſtellte; für dich, Franz, iſt nun dieſes Bette zum leztenmale in Ordnung gelegt, du wirfſt dich noch einmal hinein und ſiehſt dieſe Kiſſen, denen du ſo oft deine Sorgen klagteſt, auf denen du noch öfter ſo ſüß ſchlummerteſt, nie ſiehſt du ſie wieder. — Sebaſtian, geht es allen Menſchen ſo, oder bin ich nur ein ſolches Kind? Es war mir faſt, als

ſtünde mir das größte Unglück bevor, das dem Menſchen begegnen könnte, ich nahm ſogar die alte Lichtſcheere mit Zärtlichkeit, mit einem wehmüthigen Gefühl in die Hand und puzte damit den langen Docht des Lichtes. Ich war überzeugt, daß ich vom guten Dürer nicht zärtlich genug Abſchied genommen, ich machte mir heftige Vorwürfe darüber, daß ich ihm nicht alles geſagt hatte, wie ich von ihm denke, welch' ein vortreflicher Mann er in meinen Augen ſei, daß er nun von mir ſo entfernt werde, ohne daß er wiſſe, welche kindliche Liebe, welche brennende Verehrung, welche Bewunderung ich mit mir nähme. Als ich ſo über die alten Giebel hinüber ſah, und über den engen dunkeln Hof, als ich dich neben an gehn hörte und die ſchwarzen Wolken ſo unordentlich durch den Himmel zogen, ach! Sebaſtian! wie wenn ihr mich aus dem Hauſe würfet, als wenn ich nicht mehr euer Freund und Geſellſchafter ſeyn dürfte, als wenn ich allein als ein Unwürdiger verſtoßen ſei, verſchmäht und verachtet, — ſo regte es ſich in meinem Buſen. Ich hatte keine Ruhe, ich ging noch einmal vor Dürers Gemach und hörte ihn drinnen ſchlafen, o ich hätte ihn gern noch einmal umarmt, alles genügte mir nicht, ich hätte mögen da bleiben, an kein Verreiſen hätte müſſen gedacht werden und ich wäre vergnügt geweſen. — Und noch jezt! ſieh, wie die fröhlichen Lichter des Morgens um uns ſpielen, und ich trage noch alle Empfindungen der dunkeln Nacht in mir. Warum müſſen wir immer früheres Glück vergeſſen, um von neuem glücklich ſeyn zu können? — Ach! laß uns hier einen Augenblick ſtille ſtehen, horch, wie ſchön die Gebüſche flüſtern; wenn du mir gut biſt, ſo ſinge mir hier noch einmal das alte Lied vom Reiſen.

Sebaſtian ſtand ſogleich ſtill und ſang, ohne alle Vorbereitung, folgende Verſe:

Willt du dich zur Reiſ' bequemen
Ueber Feld,
Berg und Thal,
Durch die Welt,
Fremde Städte allzumal,
Mußt Geſundheit mit dir nehmen.

Neue Freunde aufzufinden
Läßt die alten du dahinten,
Früh am Morgen biſt du wach,
Mancher ſieht dem Wandrer nach
Weint dahinten,
Kann die Freud' nicht wieder finden.

Eltern, Schweſter, Bruder, Freund,
Auch vielleicht das Liebchen weint,
Laß ſie weinen, traurig und froh
Wechſelt das Leben bald ſo bald ſo,
Nimmer ohne Ach! und O!
Heimath bleibt dir treu und bieder,
Kehrſt du nur als Treuer wieder,
Reiſen und Scheiden
Bringt des Wiederſehens Freuden.

Franz hatte ſich in's hohe Gras geſezt und ſang die lezten Verſe inbrünſtig mit, er ſtand auf und ſie kamen an die Stelle, wo Sebaſtian hatte umkehren wollen.

Grüße noch einmal! rief Franz aus, alle, die mich kennen, und lebe du recht wohl.

Und du gehſt nun? fragte Sebaſtian; muß ich denn nun ohne dich umkehren?

Sie hielten ſich beide feſt umſchloſſen. Ach nur eins noch! rief Sebaſtian aus, es quält mich gar zu ſehr und ich kann dich ſo nicht laſſen.

Franz wünſchte den Abſchied im Herzen vorüber, es war, als wenn ſein Herz von dieſen gegenwärtigen Minuten erdrückt würde, er ſehnte ſich nach der Einſamkeit, nach dem Walde, um dann von ſeinem Freunde entfernt ſeinen Schmerz ausweinen zu können. Aber Sebaſtian verlängerte die Augenblicke des Abſchieds, weil er ſich durch kein neues Leben, durch keine neue Gegend konnte tröſten laſſen, er kannte alles genau, wozu er zurück kehrte. Willſt du mir verſprechen? rief er aus.

Alles! alles!

Ach Franz! fuhr jener klagend fort, ich laſſe dich nun los und du biſt nicht mehr mein, ich weiß nicht, was dir begegnet, ich kann dir nicht ins Geſicht ſehen, und ſo ſeze ich deine Liebe, ja dich ſelbſt auf ein ungewiſſes Spiel. Wirſt du auch noch in der weiten Ferne an deinen einfältigen Freund Sebaſtian denken? Ach, wenn du nun unter klugen und vornehmen Leuten biſt, wenn es nun ſchon lange her iſt, daß wir hier Abſchied genommen haben, willſt du mich auch dann nie verachten?

O mein liebſter Sebaſtian! rief Franz ſchluchzend.

Wirſt du immer noch Nürnberg ſo lieben, fuhr jener fort, und deinen Meiſter, den wackern Albrecht? Wirſt du dich nie klüger fühlen? O verſprich mir, daß du derſelbe Menſch bleiben willſt, daß du dich nicht vom Glanz des Fremden willſt verführen laſſen, daß alles dir noch eben ſo theuer iſt, daß ich dich noch eben ſo angehe.

O Sebaſtian, ſagte Franz, mag die ganze Welt klug und überklug werden, ich will immer ein Kind bleiben.

Sebaſtian ſagte: O wenn du einſt mit fremden abgebettelten Sitten wieder kämſt, alles beſſer wüßteſt und dir das Herz nicht mehr ſo warm ſchlüge, wenn du dann mit kaltem Blute nach Dürers Grabſtein hinſehn könnteſt und du höchſtens über die Arbeit und Inſchrift ſprächeſt, — o ſo möcht' ich dich gar nicht wieder ſehn, dich gar nicht für meinen Bruder erkennen.

Sebaſtian! bin ich denn ſo? rief Franz heftig aus; ich kenne ja dich, ich liebe ja dich und mein Vaterland, und die Stube worin unſer Meiſter wohnt, und die Natur und Gott. Immer werd' ich daran hangen, immer, immer! Sieh, hier, an dieſem alten Eichenbaum verſprech' ich es dir, hier haſt du meine Hand darauf.

Sie umarmten ſich und gingen ſtumm aus einander, nach einer Weile ſtand Franz ſtill, dann lief er dem Sebaſtian nach und umarmte ihn wieder. Ach, Bruder, ſagte er, und wenn Dürer den Ecce homo fertig hat, ſo ſchreibe mir doch recht umſtändlich wie der geworden iſt und glaube ja an die Göttlichkeit der Bibel, ich weiß, daß du manchmal übel davon dachteſt.

Ich will es thun, ſagte Sebaſtian und ſie trennten ſich wieder, aber nun kehrte keiner um, oft wandten ſie das Geſicht, ein Wald trat zwiſchen beide.

Zweites Kapitel.

Als Sebaſtian nach der Stadt zurückkehrte und Franz ſich nun allein ſah, ließ er ſeinen Thränen ihren Lauf. Lebe wohl, tauſendmal wohl, ſagte er immer ſtill vor ſich hin, wenn ich dich nur erſt wieder ſähe!

Die Arbeiter auf den Feldern waren nun in Bewegung, alles war thätig und rührte ſich; Bauern fuhren ihm vorüber, in den Dörfern war Getümmel, hochbeladene Wagen mit Heu wurden in die Scheuren gefahren, Knechte und Mägde ſangen und ſchäkerten laut. Wie viele Menſchen ſind mir heute ſchon begegnet, dachte Franz bei ſich, und unter allen dieſen weiß vielleicht kein einziger von dem großen Albrecht Dürer, der mit ſeinen Werken meinen ganzen Kopf einnimmt, den zu erreichen mein einziges Trachten iſt! Sie wiſſen vielleicht kaum, daß es eine Mahlerei giebt und doch fühlen ſie ſich nicht unglücklich. Ich kann es nicht einſehn, wie man ſo fortleben könnte, ſo einſam und verlaſſen: und doch treibt jeder ämſig ſein Geſchäft, und es iſt gut, daß es ſo iſt und ſo ſeyn muß.

Die Sonne war indeß hoch geſtiegen und braunte heiß herunter, die Schatten der Bäume wurden kurz, die Arbeiter gingen zum Mittagseſſen nach ihren Häuſern. Franz dachte daran, wie ſich nun Sebaſtian dem Albrecht Dürer gegenüber zu Tiſche ſeze und wie man von ihm ſprechen würde. Er beſchloß, auch im nächſten Gehölze ſtill zu liegen, und ſeinen mitgenommenen Vorrath zu genießen. Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den grünen Blättern entgegen wehte, als er in das

Wäldchen eintrat! Alles war ſtill, und nur das Rauſchen der Bäume ſchallte und ſäuſelte in abwechſelnden Gängen über ihm weg durch die liebliche Einſamkeit, in dem Getöne und Murmeln eines Baches, der entfernt durch das Gehölz hin floß. Franz ſezte ſich auf den weichen Raſen und zog ſeine Schreibtafel heraus, um den Tag ſeiner Auswanderung anzumerken, dann hohlte er friſchen Athem, und ihm war leicht und wohl; er war jezt über die Abweſenheit ſeines Freundes getröſtet, er fand alles gut, ſo wie es war. Er breitete ſeine Tafel aus, und aß mit Wohlbehagen von ſeinem mitgenommenen Vorrathe, er fühlte jezt nur die ſchöne Gegenwart, die ihn umgab.

Indem kam ein Wandersmann die Straße gegangen und grüßte Franzen ſehr freundlich, es war ein junger rothbackiger Burſche, er ſchien müde und Franz bat ihn daher, ſich neben ihn nieder zu ſezen und mit ihm vorlieb zu nehmen. Der junge Reiſende nahm ſogleich dieſen Vorſchlag an, und beide verzehrten gutes Muths ihre Mittagsmahlzeit und tranken den Wein, den Franz aus Nürnberg mitgenommen hatte. Der Fremde erzählte hierauf unſerm Freunde, daß er ein Schmiedegeſelle ſei und eben auf der Wanderſchaft begriffen, er gehe nun, die hochberühmte Stadt Nürnberg in Augenſchein zu nehmen und da etwas Rechtes für ſein Handwerk bei den kunſtreichen Meiſtern zu lernen. Und was treibt ihr für ein Gewerbe? fragte er, indem er ſeine Erzählung geendigt hatte.

Ich bin ein Mahler, ſagte Franz, und bin heute Morgen aus Nürnberg ausgewandert.

Ein Mahler? rief jener aus, einer von denen, die für die Kirchen und Klöſter die Bilder verfertigen?

Recht, antwortete Franz, mein Meiſter hat deren ſchon genug ausgearbeitet.

O, ſagte der Schmid, was ich mir ſchon oft gewünſcht habe, einem ſolchen Mann bei ſeiner Arbeit zuzuſehn! denn ich kann es mir gar nicht vorſtellen. Ich habe immer geglaubt, daß die Gemählde in den Kirchen ſchon ſehr alt wären, und daß jezt gar keine Leute lebten, die dergleichen zu machen verſtünden.

Gerade umgekehrt, ſagte Franz, die Kunſt iſt jezt höher geſtiegen, als ſie nur jemals war, ich darf Euch ſagen, daß man jezt ſo mahlt, wie es die frühern Meiſter nie vermocht haben, die Manier iſt jezt edler, die Zeichnung richtiger und die Ausarbeitung bei weitem fleißiger, ſo daß die jezigen Bilder den wirklichen Menſchen ungleich ähnlicher ſehen, als die vormaligen.

Und könnt Ihr euch denn davon ernähren? fragte der Schmidt.

Ich hoffe es, antwortete Franz, daß mich die Kunſt durch die Welt bringen wird.

Aber im Grunde nüzt doch das zu nichts, fuhr jener fort.

Wie man es nimmt, ſagte Franz, und war innerlich über dieſe Rede böſe. Das menſchliche Auge und Herz findet ein Wohlgefallen daran, die Bibel wird durch Gemählde verherrlichet, die Religion unterſtüzt, was will man von dieſer edlen Kunſt mehr verlangen?

Ich meine, ſagte der Geſell, ohne ſehr darauf zu achten, es könnte doch zur Noth entbehrt werden, es würde doch kein Unglück daraus entſtehen, kein Krieg, keine Theurung, kein Mißwachs, Handel und Wandel bliebe in gehöriger Ordnung; das alles iſt nicht ſo mit dem Schmiedehandwerk der Fall, als worauf ich reiſe, und darum dünkt mich, müßt ihr mit

einiger Beſorgniß ſo in die Welt hinein gehn, denn Ihr ſeid immer doch ungewiß, ob Ihr Arbeit finden werdet.

Franz wußte darauf nichts zu antworten und ſchwieg ſtill, er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob ſeine Beſchäftigung den Menſchen nüzlich wäre, ſondern ſich nur ſeinem Triebe überlaſſen. Er wurde betrübt, daß nur irgend jemand an dem hohen Werthe der Kunſt zweifeln könne, und doch wußte er jezt jenen nicht zu widerlegen. Iſt doch der heilige Apoſtel Lukas ſelbſt ein Mahler geweſen! fuhr er endlich auf.

Wirklich? ſagte der Schmid und verwunderte ſich, das hätt' ich nicht gedacht, daß das Handwerk ſchon ſo alt wäre.

Möchtet Ihr denn nicht, fuhr Franz mit einem hochrothen Geſichte fort, wenn Ihr einen Freund oder Vater hättet, den Ihr ſo recht von Herzen liebtet, und Ihr müßtet nun auf viele Jahre auf die Wanderſchaft gehn, und könntet ſie in der langen langen Zeit nicht ſehen, möchtet Ihr denn da nicht ein Bild wenigſtens haben, das Euch vor den Augen ſtände, und jede Miene, jedes Wort zurück riefe, das ſie ſonſt geſprochen haben? Iſt es denn nicht ſchön und herrlich, wenigſtens ſo im gefärbten Schatten das zu beſitzen, was wir für theuer achten?

Der Schmid wurde nachdenkend und Franz öffnete ſchnell ſeinen Mantelſack und wickelte einige kleine Bilder aus, die er ſelbſt vor ſeiner Abreiſe gemahlt hatte. Seht hieher, fuhr er fort, ſeht, vor einigen Stunden habe ich mich von meinem liebſten Freunde getrennt und hier trage ich ſeine Geſtalt mit mir herum; der da iſt mein theurer Lehrer, Albrecht Dürer genannt, grade ſo ſieht er aus, wenn er recht freundlich iſt, hier habe ich ihn noch einmal, wie er in ſeiner Jugend geſtaltet war.

Der Schmid betrachtete die Gemählde sehr aufmerksam und bewunderte die Arbeit, daß die Köpfe so natürlich vor den Augen ständen, daß man beinahe glauben könnte, lebendige Menschen vor sich zu sehn. Ist es denn nun nicht schön, sprach der junge Mahler weiter, daß sich männiglich bemüht, die Kunst immer höher zu treiben und immer wahrer das natürliche Menschenangesicht darzustellen? War es denn nicht für die übrigen Apostel und für alle damaligen Christen herrlich und eine liebliche Erquickung, wenn Lukas ihnen den Erlöser, der nicht mehr unter ihnen wandelte, wenn er ihnen Maria und Magdalena und die übrigen Heiligen hinmahlen konnte, daß sie sie glaubten mit Augen zu sehen und mit den Händen zu erfassen? Und ist es denn nicht auch in unserm Zeitalter überaus schön, für alle Freunde des großen Mannes, des kühnen Streiters, den wackern Doktor Luther treflich zu konterfeyen, und dadurch die Liebe der Menschen und ihre Bewunderung zu erhöhn? Und wenn wir alle längst todt sind, müssen es uns nicht Enkel und späte Urenkel Dank wissen, wenn sie dann die jetzigen Helden und großen Männer von uns gemahlt antreffen? O wahrlich, sie werden dann Albrecht segnen und mich auch vielleicht loben, daß wir uns ihnen zum Besten diese Mühe gaben, und keiner wird dann die Frage aufwerfen: wozu kann diese Kunst nützen?

Wenn Ihr es so betrachtet, sagte der Schmid, so habt Ihr ganz Recht, und wahrlich, das ist dann ganz etwas anders, als Eisen zu hämmern. Schon oft habe ich es mir auch gewünscht, so irgend etwas zu thun, das bliebe, und wobei die künftigen Menschen meiner gedenken könnten, so eine recht überaus künstliche Schmiedearbeit, aber ich weiß immer noch nicht, was es wohl

seyn könnte, und ich kann mich auch oft darin nicht finden, warum ich das gerade will, da keiner meiner Handwerksgenossen darauf gekommen ist. Bei Euch ist das auf die Art freilich etwas Leichtes, und Ihr habt dabei nicht einmal so saure Arbeit, wie unser eins. Doch warum, lieber Mahler, sieht man nur immer Kreutze und Leidensgeschichten und Heiligen? Warum findet Ihr es denn nicht auch der Mühe werth, Menschen, wie wir sie in ihrem gewöhnlichen Wandel vor uns sehn, selbst mit ihren Possierlichkeiten und wunderlichen Gebehrden abzuschildern? Aber freilich wird dergleichen wohl nicht gekauft; auch mahlt Ihr ja meistens für Kirchen und heilige Oerter. Doch darin denkt Ihr gerade wie ich, ja, mein Freund, Tag und Nacht wollt' ich arbeiten und mich keinen Schweiß verdrießen lassen, wenn ich etwas zu Stande bringen könnte, das länger dauerte wie ich, das der Mühe werth wäre, daß man sich meiner dabei erinnerte, und darum möcht' ich gern etwas ganz Neues und Unerhörtes erfinden oder entdecken, und ich halte die für sehr glückliche Menschen, denen so etwas gelungen ist.

Bei diesen Worten verlor sich der Zorn des Mahlers völlig, er ward dem Schmiedegesellen darüber sehr gewogen und erzählte ihm noch mancherlei von sich und Nürnberg; er erfuhr, daß der junge Schmid aus Flandern komme. Wollt Ihr mir einen großen Gefallen thun? fragte der Fremde.

Gern, sagte Franz.

So schreibt mir einige Worte auf und gebt sie mir an Euren Meister und Euren jungen Freund mit, ich will sie dann besuchen und sie müssen mich bei ihrer Arbeit zusehen lassen, weil ich es mir gar nicht vor-

ſtellen kann, wie ſich die Farben ſo künſtlich über einander legen: dann will ich auch nachſehn, ob Eure Bilder da ähnlich ſind.

Das iſt nicht nöthig, ſagte Franz, Ihr dürft nur ſo zu ihnen gehen, von mir erzählen und einen Gruß bringen, ſo ſind ſie gewiß ſo gut und laſſen Euch einen ganzen Tag nach Herzensluſt zuſchauen. Sagt ihnen dann, daß wir viel von ihnen geſprochen haben, daß mir noch die Thränen in den Augen ſtehen.

Sie ſchieden hierauf und ein jeder ging ſeine Straße. Indem es gegen Abend kam, fielen dem jungen Sternbald viele Gegenſtände zu Gemählden ein, die er in ſeinen Gedanken ordnete und mit Liebe bei dieſen Vorſtellungen verweilte; je röther der Abend wurde, je ſchwermüthiger wurden ſeine Träumereien, er fühlte ſich wieder einſam in der weiten Welt, ohne Kraft, ohne Hülfe in ſich ſelber. Die dunkelgewordenen Bäume, die Schatten die ſich auf dem Felde ausſtreckten, die rauchenden Dächer eines kleinen Dorfes und die Sterne, die nach und nach am Himmel hervortraten, alles rührte ihn innig, alles bewegte ihn zu einem wehmüthigen Mitleiden mit ſich ſelber.

Er kehrte in die kleine Schenke des Dorfes ein, begehrte ein Abendeſſen und eine Ruheſtelle. Als er allein war und ſchon die Lampe ausgelöſcht hatte, ſtellte er ſich an das Fenſter und ſahe nach der Gegend hin, wo Nürnberg lag. Dich ſollt' ich vergeſſen? rief er aus, dich ſollt' ich weniger lieben? O mein liebſter Sebaſtian, was wäre dann aus meinem Herzen geworden? Wie glücklich fühl' ich mich darin, daß ich ein Deutſcher,

daß ich dein und Albrechts Freund bin! ach! wenn Ihr mich nur nicht verſtoßt, weil ich Eurer unwerth bin.

Er legte ſich nieder, verrichtete ſein Abendgebet und ſchlief dann beruhigter ein.

Drittes Kapitel.

Am Morgen weckte ihn das muntre Girren der Tauben vor ſeinem Fenſter, die manchmal in ſeine Stube hinein ſahen und mit den Flügeln ſchlugen, dann wieder weg flogen und bald wieder kamen, um mit dem Halſe nickend vor ihm auf und nieder zu gehen. Durch einige Lindenbäume warf die Sonne ſchräge Strahlen in ſein Gemach und Franz ſtand auf und kleidete ſich hurtig an; er ſah mit feſten Augen durch den reinen blauen Himmel und alle ſeine Plane wurden lebendiger in ihm, ſein Herz ſchlug höher, alle Gefühle ſeiner Bruſt erklangen geläuterter. Er hätte jezt mit der Farbenpallette vor einer großen Tafel ſtehn mögen und er hätte dreiſt die kühnen Figuren hingezeichnet, die ſich in ſeiner Bruſt bewegten. Der friſche Morgen giebt dem Künſtler Stärkung und in den Strahlen des Frühroths regnet Begeiſterung auf ihn herab: der Abend lößt und ſchmelzt ſeine Gefühle, er weckt Ahndungen und unerklärliche Wünſche in ihm auf, der Gerührte fühlt dann näher, daß jenſeit dieſes Lebens ein andres kunſtreicheres liege, und ſein inwendiger Genius ſchlägt oft vor Sehnſucht mit den Flügeln, um ſich frei zu machen und hinein zu ſchwärmen in das Land, das hinter den goldnen Abendwolken liegt.

Franz ſang ein Morgenlied und fühlte keine Müdigkeit vom geſtrigen Wege mehr, er ſezte mit friſchen Kräften ſeine Reiſe fort. Das rege Geflügel ſang aus allen Gebüſchen, das bethaute Gras duftete und alle Blätter funkelten wie Kriſtall. Er ging mit ſchnellen Schritten über eine ſchöne Wieſe, und das Geſchmetter der Lerchen zog über ihn hinweg, ihm war faſt noch nie ſo wohl geweſen.

Das Reiſen, ſagte er zu ſich ſelber, iſt ein herrlicher Zuſtand, dieſe Freiheit der Natur, dieſe Regſamkeit aller Kreaturen, der reine weite Himmel und der Menſchengeiſt, der alles dies zuſammen faſſen und in Einen Gedanken zuſammen ſtellen kann: — o glücklich iſt der, der bald die enge Heimath verläßt, um wie der Vogel ſeinen Fittig zu prüfen und ſich auf unbekannten, ſchöneren Zweigen zu ſchaukeln. Welche Welten entwickeln ſich im Gemüthe, wenn die freie Natur umher mit kühner Sprache in uns hinein redet, wenn jeder ihrer Töne unſer Herz trifft und alle Empfindungen zugleich anrührt. Ja, ich glaube, daß ich einſt ein guter Mahler ſeyn werde, da mein ganzer Sinn ſich ſo der Kunſt zuwendet, da ich keinen andern Wunſch habe, da ich gern alles übrige in dieſer Welt aufgeben mag. Ich will nicht ſo zaghaft ſeyn, wie Sebaſtian, ich will mir ſelber vertrauen.

Am Mittage ruhte er in einem Dorfe aus, das eine ſehr ſchöne Lage hatte; hier traf er einen Bauer, der mit einem Wagen noch denſelben Tag vier Meilen nach ſeinem Wohnort zu fahren gedachte. Der alte Mann erzählte unterwegs unſerm Freunde viel von ſeiner Haushaltung, von ſeiner Frau und ſeinen Kindern. Er war ſchon ſiebenzig Jahr und hatte im Laufe ſeines Lebens

mancherlei erfahren, er wünschte jezt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehn zu können, wohin er nie gekommen war. Franz ward durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder wunderweit entlegener Ort sei, so daß er die als Auserwählte betrachtete, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor die Behausung des Bauers an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen und er beantwortete alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet und alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl um auszuruhen, ob er gleich nicht ermüdet war.

Das Abendroth glänzte noch im Grase vor der Thür und die Kinder spielten darin, wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und lieblich roth waren die Angesichter der Knaben und Mädchen; knurrend sezte sich die Hauskatze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich, in der kleinen beengten Stube so seelig und frei, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Heerde der Küche die Heimchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte

Franz das Glück einer ſtillen Häuslichkeit, einer beſchränkten Ruhe ſich ſo nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück und alle nahmen fröhlich und gutes Muths die Abendmahlzeit ein, man ſprach von der bevorſtehenden Erndte, vom Zuſtande der Wieſen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenſchaften jedes Hausthiers, aller Pferde und Ochſen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten ehrerbietig, man fühlte es, wie der Geiſt einer ſchönen Eintracht ſie alle beherrſchte.

Als es finſter geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Geſellſchaft, um den ſich beſonders die Kinder drängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geſchichte erzählen ſolle; die Alten miſchten ſich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorſagen möchte, nichts Neues, ſondern was er ihnen ſchon oft erzählt habe, je öfter ſie es hörten, je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die Geſchichte der heiligen Genovefa vor, dann des heiligen Laurentius, und alle waren in tiefer Andacht verloren. Franz war überaus gerührt. Noch in derſelben Nacht fing er einen Brief für ſeinen Freund Sebaſtian an, am Morgen nahm er herzlich von ſeinen Wirthen Abſchied, und kam am folgenden Tage in eine kleine Stadt, wo er den Brief an ſeinen Freund beſchloß. Wir theilen unſern Leſern dieſen Brief mit.

Liebſter Bruder!

„Ich bin erſt ſeit ſo kurzer Zeit von Dir und doch „dünkt es mir ſchon ſo lange zu ſeyn. Ich habe Dir „eigentlich nichts zu ſchreiben und kann es doch nicht un„terlaſſen, denn Dein eignes Herz kann Dir alles ſagen, „was Du in meinem Briefe finden ſollteſt, wie ich immer

„an Dich denke, wie unaufhörlich das Bild meines theu-
„ren Meiſters und Lehrers vor mir ſteht. Ein Schmie-
„degeſelle wird Euch beſucht haben, den ich am erſten
„Tage traf, ich denke Ihr habt ihn freundlich aufgenom-
„men um meinetwillen. Ich ſchreibe dieſen Brief in der
„Nacht, beim Schein des Vollmonds, indem meine Seele
„überaus beruhigt iſt; ich bin hier auf einem Dorfe bei
„einem Bauer, mit dem ich vier Meilen hieher gefahren
„bin. Alle im Hauſe ſchlafen, und ich fühle mich noch
„ſo munter, darum will ich noch einige Zeit wach blei-
„ben. Lieber Sebaſtian, es iſt um das Treiben und Le-
„ben der Menſchen eine eigene Sache. Wie die meiſten
„ſo gänzlich ihres Zwecks verfehlen, wie ſie nur immer
„ſuchen und nie finden, und wie ſie ſelbſt das Gefundene
„nicht achten mögen, wenn ſie ja ſo glücklich ſind. Ich
„kann mich immer nicht darin finden, warum es nicht
„beſſer iſt, warum ſie nicht zu ihrem eigenen Glücke mit
„ſich einiger werden. Wie lebt mein Bauer hier für ſich
„und iſt zufrieden, und iſt wahrhaft glücklich. Er iſt
„nicht bloß glücklich, weil er ſich an dieſen Zuſtand ge-
„wöhnt hat, weil er nichts Beſſeres kennt, weil er ſich
„findet, ſondern alles iſt ihm recht, weil er innerlich von
„Herzen vergnügt iſt, und weil ihm Unzufriedenheit mit
„ſich etwas Fremdes iſt. Nur Nürnberg wünſcht er vor
„ſeinem Tode noch zu ſehen und lebt doch ſo nahe da-
„bei; wie mich das gerührt hat!“

„Wir ſprechen immer von einer goldenen Zeit, und
„denken ſie uns ſo weit weg, und mahlen ſie uns mit
„ſo ſonderbaren und buntgrellen Farben aus. O theurer
„Sebaſtian, oft dicht vor unſern Füßen liegt dieſes wun-
„dervolle Land, nach dem wir jenſeit des Oceans und
„jenſeit der Sündfluth mit ſehnſüchtigen Augen ſuchen.

„Es iſt nur das, daß wir nicht redlich mit uns ſelber „umgehen. Warum ängſtigen wir uns in unſern Ver„hältniſſen ſo ab, um nur das Bischen Brod zu haben, „das wir darüber ſelber nicht einmal in Ruhe verzehren „können? Warum treten wir denn nicht manchmal aus „uns heraus und ſchütteln alles das ab, was uns quält „und drückt, und holen darüber friſchen Athem, und „fühlen die himmliſche Freiheit, die uns eigentlich ange„boren iſt? Dann müſſen wir der Kriege und Schlach„ten, der Zänkereien und Verläumdungen auf einige Zeit „vergeſſen, alles hinter uns laſſen und die Augen davor „zudrücken, daß es in dieſer Welt ſo wild hergeht und „ſich alles toll und verworren durch einander ſchiebt, da„mit irgend einmal der himmliſche Friede eine Gelegen„heit fände, ſich auf uns herab zu ſenken und mit ſeinen „ſüßen lieblichen Flügeln zu umarmen. Aber wir wol„len uns gern immer mehr in dem Wirrwarr der ge„wöhnlichen Welthändel verſtricken, wir ziehn ſelber einen „Flor über den Spiegel, der aus den Wolken herunter „hängt, und in welchem Gottheit und Natur uns ihre „himmliſchen Angeſichter zeigen, damit wir nur die Eitel„keiten der Welt deſto wichtiger finden dürfen. So kann „der Menſchengeiſt ſich nicht aus dem Staube aufrichten „und getroſt zu den Sternen hinblicken und ſeine Ver„wandſchaft zu ihnen empfinden. Er kann die Kunſt „nicht lieben, da er das nicht liebt, was ihn von der „Verworrenheit erlöſt, denn mit dieſem ſeeligen Frieden „iſt die Kunſt verwandt. Du glaubſt nicht, wie gern ich „jezt etwas mahlen möchte, was ſo ganz den Zuſtand „meiner Seele ausdrückte, und ihn auch bei andern wek„ken könnte. Ruhige fromme Heerden, alte Hirten im „Glanz der Abendſonne, und Engel die in der Ferne

„durch Kornfelder gehn, um ihnen die Geburt des Herrn,
„des Erlöſers, des Friedefürſten zu verkündigen. Kein
„wildes Erſtarren, keine erſchreckten durch einander ge-
„worfenen Figuren, ſondern mit freudiger Sehnſucht
„müßten ſie nach den Himmliſchen hinſchauen, die Kind-
„lein müßten mit ihren zarten Händlein nach den gold-
„nen Strahlen hindeuten, die von den Botſchaftern
„ausſtrömten. Jeder Anſchauer müßte ſich in das Bild
„hinein wünſchen und ſeine Prozeſſe und Plane, ſeine
„Weisheit und ſeine politiſchen Konnexionen auf ein Vier-
„telſtündchen vergeſſen, und ihm würde dann vielleicht ſo
„ſeyn, wie mir jezt iſt, indem ich dieſes ſchreibe und
„denke. Laß Dich manchmal, lieber Sebaſtian, von der
„guten freundlichen Natur anwehen, wenn es Dir in
„Deiner Bruſt zu enge wird, ſchau auf die Menſchen
„je zuweilen hin, die im Strudel des Lebens am wenig-
„ſten bemerkt werden, und heiße die ſüße Frömmigkeit
„willkommen, die unter alten Eichen beim Schein der
„Abendſonne, wenn Heimchen zwitſchern und Feldtauben
„girren, auf Dich niederkömmt. Nenne mich nicht zu
„weich und vielleicht phantaſtiſch, wenn ich Dir dieſes
„rathe, ich weiß, daß Du in manchen Sachen anders
„denkſt, und vernünftiger und eben darum auch här-
„ter biſt."

„Ein Nachbar beſuchte uns noch nach dem Abend-
„eſſen und erzählte in ſeiner einfältigen Art einige Le-
„genden von Märtyrern. Der Künſtler ſollte nach mei-
„nem Urtheil bei Bauern oder Kindern manchmal in die
„Schule gehn, um ſich von ſeiner kalten Gelehrſamkeit
„oder zu großen Künſtlichkeit zu erholen, damit ſein Herz
„ſich wieder einmal der Einfalt aufthäte, die doch nur
„einzig und allein die wahre Kunſt iſt. Ich wenigſtens

„habe aus dieſen Erzählungen Vieles gelernt; die Ge=
„genſtände, die der Mahler daraus darſtellen müßte, ſind
„mir in einem ganz neuen Lichte erſchienen. Ich weiß
„Kunſtgemählde, wo der rührendſte Gegenſtand von un=
„nützen ſchönen Figuren, von Gemählbegelehrſamkeit und
„treflich ausgedachten Stellungen ſo eingebaut war, daß
„das Auge lernte, das Herz aber nichts dabei empfand,
„als worauf es doch vorzüglich abgeſehn ſeyn müßte.
„So aber wollen einige Meiſter größer werden als die
„Größe, ſie wollen ihren Gegenſtand nicht darſtellen,
„ſondern verſchönern, und darüber verlieren ſie ſich in
„in Nebendingen. Ich denke jezt an alles das, was uns
„der vielgeliebte Albrecht ſo oft vorgeſagt hat, und fühle
„wie er immer recht und wahr ſpricht. — Grüße ihn;
„ich muß hier aufhören, weil ich müde bin. Morgen
„komme ich nach einer Stadt, da will ich den Brief
„ſchließen und abſchicken.“ — —

— „Ich bin angekommen und habe Dir, Sebaſtian,
„nur noch wenige Worte zu ſagen und auch dieſe dürf=
„ten vielleicht überflüßig ſeyn. Wenn nur das ewige
„Auf= und Abtreiben meiner Gedanken nicht wäre! Wenn
„die Ruhe doch, die mich manchmal wie im Vorbeiflie=
„gen küßt, bei mir einheimiſch würde, dann könnt' ich
„von Glück ſagen, und es würde vielleicht mit der Zeit
„ein Künſtler aus mir, den die Welt zu den angeſehe=
„nen zählte, deſſen Namen ſie mit Achtung und Liebe
„ſpräche. Aber ich ſehe es ein, noch mehr fühl' ich es,
„das wird mir ewig nicht gegönnt ſeyn. Ich kann nicht
„dafür, ich kann mich nicht im Zaume halten, und alle
„meine Entwürfe, Hoffnungen, mein Zutrauen zu mir
„geht vor neuen Empfindungen unter, und es wird
„leer und wüſt in meiner Seele, wie in einer rauhen

„Landſchaft, wo die Brücken von einem wilden Wald-
„ſtrome zuſammen geriſſen ſind. Ich hatte auf dem Wege
„ſo vielen Muth, ich konnte mich ordentlich gegen die
„großen herrlichen Geſtalten nicht ſchützen und mich ihrer
„nicht erwehren, die in meiner Phantaſie aufſteigen, ſie
„überſchütteten mich mit ihrem Glanze, überdrängten mich
„mit ihrer Kraft und eroberten und beherrſchten ſo ſehr
„meinen Geiſt, daß ich mich freute und mir ein recht
„langes Leben wünſchte, um der Welt, den Kunſtfreun-
„den, und Dir, geliebter Sebaſtian, ſo recht ausführlich
„hinzumahlen, was mich innerlich mit unwiderſtehlicher
„Gewalt beherrſchte. Aber kaum habe ich nun die
„Stadt, dieſe Mauern, und die Aemſigkeit der Menſchen
„geſehen, ſo iſt alles in meinem Gemüthe wieder wie
„zugeſchüttet, ich kann die Plätze meiner Freude nicht
„wieder finden, keine Erſcheinung ſteigt auf. Ich weiß
„nicht mehr, was ich bin; mein Sinn iſt gänzlich ver-
„wirrt. Mein Zutrauen zu mir ſcheint mir Raſerei,
„meine inwendigen Bilder ſind mir abgeſchmackt, ſie
„werden mir ſo unmöglich, als wenn ſie ſich nie wirk-
„lich fügen würden, als wenn kein Auge Wohlgefallen
„daran finden könnte. Mein Brief verdrießt mich; mein
„Stolz iſt beſchämt. — Was iſt es, Sebaſtian, warum
„kann ich nicht mit mir einig werden? Ich meine es
„doch ſo gut und ehrlich. — Lebe wohl und bleibe
„immer mein Freund und grüße unſern Meiſter Al-
„brecht.“

Viertes Kapitel.

Franz hatte in dieſer Stadt einen Brief an einen Mann abzugeben, der der Vorſteher einer anſehnlichen Fabrik war. Er ging zu ihm und traf ihn gerade in Geſchäften, ſo daß Herr Zeuner den Brief nur ſehr flüchtig las und mit dem jungen Sternbald nur wenig ſprechen konnte, ihn aber bat, zum Mittagseſſen wieder zu kommen.

Franz ging betrübt durch die Gaſſen der Stadt, und fühlte ſich ganz fremd. Zeuner hatte für ihn etwas zurückſtoßendes und kaltes, und er hatte gerade eine ſehr freundliche Aufnahme erwartet, da er einen Brief von ſeinem ihm ſo theuern Lehrer überbrachte. Als es Zeit zum Mittagseſſen ſchien, ging er nach Zeuners Hauſe zurück, das eins der größten in der Stadt war; mit Bangigkeit ſchritt er die großen Treppen hinauf und durch den prächtig verzierten Vorſaal: im ganzen Hauſe merkte man, daß man ſich bei einem reichen Manne befinde. Er ward in einen Saal geführt, wo eine ſtattliche Verſammlung von Herren und Damen, alle mit ſchönen Kleidern angethan, nur auf den Augenblick des Eſſens zu warten ſchienen. Nur wenige bemerkten ihn, und die zufälligerweiſe ein Geſpräch mit ihm anfingen, brachen bald wieder ab, als ſie hörten, daß er ein Mahler ſei. Jezt trat der Herr des Hauſes herein, und alle drängten ſich mit höflichen und freundlichen Glückwünſchen um ihn her; jeder ward freundlich von ihm bewillkommt, auch Franz im Vorbeigehn. Dieſer hatte ſich in eine Ecke des Fenſters zurück gezogen, und ſah mit Bangigkeit und

ſchlagendem Herzen auf die Gaſſe hinunter, denn es war zum erſtenmale, daß er ſich in einer ſolchen großen Geſellſchaft befand. Wie anders kam ihm hier die Welt vor, die er von anſtändigen, wohlgekleideten und unterrichteten Leuten über tauſend nichtswürdige Gegenſtände, nur nicht über die Mahlerei reden hörte, ob er gleich geglaubt hatte, daß ſie jedem Menſchen am Herzen liegen müſſe, und daß man auf ihn, als einen vertrauten Freund Albrecht Dürers, beſonders aufmerkſam ſeyn würde.

Man ſezte ſich zu Tiſche, er ſaß faſt unten. Durch den Wein belebt ward das Geſpräch der Geſellſchaft bald munterer, die Frauen erzählten von ihrem Putze, die Männer von ihren mannichfaltigen Geſchäften, der Hausherr ließ ſich weitläuftig darüber aus, wie ſehr er nun nach und nach ſeine Fabrik verbeſſert habe und wie der Gewinn alſo um ſo einträglicher ſei. Was den guten Franz beſonders ängſtigte, war, daß von allen abweſenden reichen Leuten mit einer vorzüglichen Ehrfurcht geſprochen wurde; er fühlte, wie hier das Geld das Einzige ſei, was man achte und ſchäze: er konnte faſt kein Wort mitſprechen. Auch die jungen Frauenzimmer waren ihm zuwider, da ſie nicht ſo züchtig und ſtill waren, wie er ſie ſich vorgeſtellt hatte, alle ſezten ihn in Verlegenheit, er fühlte ſeine Armuth, ſeinen Mangel an Umgang zum erſtenmal in ſeinem Leben auf eine bittere Art. In der Angſt trank er vielen Wein und ward dadurch und von den ſich durchkreuzenden Geſprächen ungemein erhizt. Er hörte endlich kaum mehr darauf hin, was geſprochen ward, die groteskeſten Figuren beſchäftigten ſeine Phantaſie, und als die Tafel aufgehoben ward, ſtand er mechaniſch mit auf, faſt ohne es zu wiſſen.

Die Gesellschaft verfügte sich nun in einen angenehmen Garten, und Franz sezte sich etwas abseits auf eine Rasenbank nieder, es war ihm, als wenn die Gesträuche und Bäume umher ihn über die Menschen trösteten, die ihm so zuwider waren. Seine Brust ward freier, er wiederholte in Gedanken einige Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, und die ihm seit lange nicht eingefallen waren. Der Hausherr kam auf ihn zu, er stand auf und sie gingen sprechend in einem schattigen Gange auf und nieder.

Ihr seid jezt auf der Reise? fragte ihn Zeuner.

Ja, antwortete Franz, vorjezt will ich nach Flandern und dann nach Italien.

Wie seid Ihr grade auf die Mahlerkunst gerathen?

Das kann ich Euch selber nicht sagen, ich war plözlich dabei, ohne zu wissen, wie es kam; einen Trieb, etwas zu bilden, fühlte ich immer in mir.

Ich meine es gut mit Euch, sagte Zeuner, Ihr seid jung und darum laßt Euch von mir rathen. In meiner Jugend gab ich mich auch wohl zuweilen mit Zeichnen ab, als ich aber älter wurde, sah ich ein, daß mich das zu nichts führen könne. Ich legte mich daher eifrig auf ernsthafte Geschäfte und widmete ihnen alle meine Zeit, und seht, dadurch bin ich nun das geworden, was ich bin. Eine große Fabrik und viele Arbeiter stehn unter mir, zu deren Aufsicht, so wie zum Führen meiner Rechnungen ich immer treue Leute brauche. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr mit einem sehr guten Gehalte bei mir eintreten, weil mir grade mein erster Aufseher gestorben ist. Ihr habt ein sichres Brod und ein gutes Auskommen, Ihr könnt Euch hier verheirathen und sogleich antreffen, was Ihr in einer ungewissen zukünfti-

gen Ferne ſucht. — Wollt Ihr alſo Eure Reiſe einſtellen und bei mir bleiben?

Franz antwortete nicht.

Ihr mögt vielleicht viel Geſchick zur Kunſt haben, fuhr jener fort, aber was habt Ihr mit alle dem gewonnen? Wenn Ihr auch ein großer Meiſter werdet, ſo führt Ihr doch immer ein kümmerliches und höchſt armſeeliges Leben. Ihr habt ja das Beiſpiel an Eurem Lehrer. Wer erkennt ihn, wer belohnt ihn? Mit allem ſeinem Fleiße muß er ſich doch von einem Tage zum andern hinüber grämen, er hat keine frohe Stunde, er kann ſich nie recht ergözen, Niemand achtet ihn, da er ohne Vermögen iſt, ſtatt daß er reich, angeſehen und von Einfluß ſeyn könnte, wenn er ſich den bürgerlichen Geſchäften gewidmet hätte.

Ich kann Euren Vorſchlag durchaus nicht annehmen, rief Franz aus.

Und warum nicht? iſt denn nicht alles wahr, was ich Euch geſagt habe?

Und wenn es auch wahr iſt, antwortete Franz, ſo kann ich es doch ſo unmöglich glauben. Wenn Ihr das Zeichnen und Bilden ſogleich habt unterlaſſen können, als Ihr es wolltet, ſo iſt das gut für Euch, aber ſo habt Ihr auch unmöglich einen recht kräftigen Trieb dazu verſpürt. Ich wüßte nicht, wie ich es anfinge, daß ich es unterließe, ich würde Eure Rechnungen und alles verderben, denn immer würden meine Gedanken darauf gerichtet bleiben, wie ich dieſe Stellung und jene Miene gut ausdrücken wollte, alle Eure Arbeiter würden mir nur eben ſo viele Modelle ſeyn: Ihr wärt ein ſchlechter Künſtler geworden, ſo wie ich zu allen ernſthaften Geſchäften verdorben bin, denn ich achte ſie zu wenig, ich

habe keine Ehrfurcht vor dem Reichthum, ich könnte mich nimmer zu dieſem kunſtloſen Leben bequemen. Und was Ihr mir von meinem Albrecht Dürer ſagt, gereicht den Menſchen, nicht aber ihm zum Vorwurf. Er iſt arm, aber doch in ſeiner Armuth glückſeliger als Ihr. Oder haltet Ihr es denn für ſo gar nichts, daß er ſich hinſtellen darf und ſagen: nun will ich einen Chriſtuskopf mahlen! und das Haupt des Erlöſers mit ſeinen göttlichen Mienen in Kurzem wirklich vor Euch ſteht und Euch anſieht, und Euch zur Andacht und Ehrfurcht zwingt, ſelbſt wenn Ihr gar nicht dazu aufgelegt ſeid? Seht, ein ſolcher Mann iſt der verachtete Dürer.

Franz hatte nicht bemerkt, daß während ſeiner Rede ſich das Geſicht ſeines Wirths zum Unwillen verzogen hatte; er nahm kurz Abſchied und ging mit weinenden Augen nach ſeiner Herberge. Hier hatte er auf ſeinem Fenſter das Bildniß Albrecht Dürers aufgeſtellt, und als er in die Stube trat, fiel er laut weinend und klagend davor nieder und ſchloß es in ſeine Arme, drückte es an die Bruſt und bedeckte es mit Küſſen. Ja, mein guter, lieber, ehrlicher Meiſter! rief er aus, nun lerne ich erſt die Welt und ihre Geſinnungen kennen! Das iſt das, was ich Dir nicht glauben wollte, ſo oft Du es mir auch ſagteſt. Ach wohl, wohl ſind die Menſchen undankbar gegen Dich und Deine Herrlichkeit und gegen die Freuden, die Du ihnen zu genießen giebſt. Freilich haben Sorgen und ſtete Arbeit dieſe Furchen in Deine Stirn gezogen, ach! ich kenne dieſe Falten ja nur zu gut. Welcher unglückſelige Geiſt hat mir dieſe Liebe und Verehrung zu Dir eingeblaſen, daß ich wie ein lächerliches Wunder unter den übrigen Menſchen herum ſtehn muß, daß ich auf ihre Reden nichts zu antworten weiß,

daß ſie meine Fragen nicht verſtehen? Aber ich will Dir und meinem Triebe getreu bleiben; was thut's, wenn ich arm und verachtet bin, was weiter, wenn ich auch am Ende aus Mangel umkommen ſollte! Du und Sebaſtian, ihr beide werdet mich wenigſtens deshalb lieben!

Er hatte noch einen Brief von Dürers Freund Pirkheimer an einen angeſehenen Mann der Stadt abzugeben. Er war unentſchloſſen, ob er ihn ſelber hintragen ſollte. Endlich nahm er ſich vor, ihn eilig abzugeben und noch an dieſem Abend die Stadt, die ihm ſo ſehr zuwider war, zu verlaſſen.

Man wies ihn auf ſeine Fragen nach einem abgelegenen kleinen Hauſe, in welchem die größte Ruhe und Stille herrſchte. Ein Diener führte ihn in ein ſchön verziertes Gemach, in welchem ein ehrwürdiger alter Mann ſaß; er war derſelbe, an welchen der Brief gerichtet war. Ich freue mich, ſagte der Greis, wieder einmal Nachrichten von meinem lieben Freunde Pirkheimer zu erhalten; aber verzeiht, junger Mann, meine Augen ſind ſo ſchwach, daß Ihr ſo gut ſeyn müßt, mir ſelber das Schreiben vorzuleſen.

Franz ſchlug den Brief aus einander und las unter Herzklopfen, wie Pirkheimer ihn als einen edlen und ſehr hoffnungsvollen jungen Mahler rühmte, und ihn den beſten Schüler Albrecht Dürers nannte. Bei dieſen Worten konnte er kaum ſeine Thränen zurück drängen.

So ſeid Ihr ein Schüler des großen Mannes, meines theuren Albrechts? rief der Alte wie entzückt aus, o ſo ſeid mir von Herzen willkommen! Er umarmte mit dieſen Worten den jungen Mann, der nun ſeine ſchmerzliche Freude nicht mehr mäßigen konnte, laut ſchluchzte und ihm alles erzählte.

Der Greis tröſtete ihn mit liebevollen und verſtändigen Worten und beide ſezten ſich freundlich und vertraut nahe zu einander. O wie oft, ſagte der alte Mann, habe ich mich an den überaus köſtlichen Werken dieſes wahrhaft einzigen Mahlers ergözt, als meine Augen noch in ihrer Kraft waren! Wie oft hat nur er mich über alles Unglück dieſer Erde getröſtet! O wenn ich ihn doch einmal wiederſehn könnte!

Franz vergaß, daß er noch vor Sonnenuntergang die Stadt hatte verlaſſen wollen; er blieb gern, als ihn der Alte zum Abendeſſen bat. Bis ſpät in die Nacht mußte er ihm von Albrechts Werken, von ihm erzählen, dann von Pirkheimer und von ſeinen eigenen Entwürfen. Franz ergözte ſich an dieſem Geſpräch und konnte nicht müde werden, dies und jenes zu fragen und zu erzählen, er freute ſich, daß der Greis die Kunſt ſo ſchäzte, daß er von ſeinem Lehrer mit gleicher Wärme ſprach.

Sehr ſpät gingen ſie aus einander und Franz fühlte ſich ſo getröſtet und ſo glücklich, daß er noch lange in ſeinem Zimmer auf und abging, den Mond betrachtete, und an großen Gemählden in Gedanken arbeitete.

Fünftes Kapitel.

Wir treffen unſern jungen Freund vor einem Dorfe an der Tauber wieder an. Er hatte einen Umweg durch das blühende Frankenland gemacht, um einige Meilen von Mergentheim ſeine Eltern zu beſuchen. Er war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälligerweiſe nach Nürnberg gekommen und auf ſein inſtändiges Bitten bei Mei-

ſter Albrecht in die Lehre gebracht; wenige Bekannte und wohlhabende weitläuftige Verwandte ließen ihm einige Unterſtüzung zufließen, die er aber kaum bei ſeinem groß-müthigen Meiſter bedurfte. Es war ſchon lange gewe-ſen, daß er von ſeinen Eltern, ſchlichten Bauersleuten, keine Nachricht bekommen hatte.

Es war noch am Morgen, als er vor dem Wäld-chen ſtand, das ſich vor dem Dorfe ausbreitete. Hier war ſein Spielplaz geweſen, hier hatte er oft in der ſtil-len Einſamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, indem die Schatten dichter zuſammenwuchſen und das Roth der ſinkenden Sonne tief unten durch die Baum-ſtämme äugelte, und mit zuckenden Strahlen um ihn ſpielte. Hier hatte ſich zuerſt ſein Trieb zur Kunſt ent-zündet, und er trat in den Wald mit einer Empfindung, wie man einen heiligen Tempel betritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er ſich oft kaum hatte trennen können; dieſen ſuchte er jezt eifrig mit zunehmender Rührung auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zweigen, welche Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum, er war in ſei-ner alten Schönheit, und der Raſen am Fuße deſſelben noch eben ſo weich und friſch als ehemals. Wie vieler Gefühle aus ſeiner Kindheit erinnerte er ſich an dieſer Stelle! wie er gewünſcht hatte, oben in dem krauſen Wipfel zu ſizen und von da in das weite Land hinein zu ſchauen, mit welcher Sehnſucht er den Vögeln nachgeſehn hatte, die von Zweig zu Zweig ſprangen und mit den dunkelgrünen Blättern ſcherzten, die nicht wie er nach einem Hauſe rückkehrten, ſondern im ewig frohen Leben, von glänzenden Stunden angeſchienen, die friſche Luft einathmeten und Geſang zurückgaben, die das Abend-

und Morgenroth ſahen, die keine Schule hatten und keinen ſtrengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormals gedacht hatte, alle kindiſchen Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber, reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn ſo herzlich willkommen, daß er heftig im Innerſten erſchrak, daß er nun wieder unter dem alten Baume ſtehe und wieder daſſelbe denke und empfinde, er noch derſelbe Menſch. Alle zwiſchenliegenden Jahre, und alles, was ſie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab, und er ſtand wieder als Knabe da, die Zeit ſeiner Kindheit lag ihm ſo nahe, daß er alles übrige nur für einen vorüber fliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauſchte herüber und ging durch die großen Aeſte des Baums, und alle Gefühle, die fernſten und dunkelſten Erinnerungen wurden mit herüber geweht, und wie Vorhänge fiel es immer mehr von ſeiner Seele zurück, und er ſah nur ſich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen ſeine Eltern, der Unterricht, den ihm ſeine erſten Bücher gaben, ſein Spielzeug fiel ihm wieder bei und ſeine Zärtlichkeit gegen lebloſe Geſtalten.

Wer bin ich? ſagte er zu ſich ſelber und ſchaute langſam um ſich her. Was iſt es, daß die Vergangenheit ſo lebendig in meinem Innern aufſteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Eltern ſo lange, faſt, wenn ich wahr ſeyn ſoll, vergeſſen? Wäre es möglich, daß uns die Kunſt gegen die beſten und theuerſten Gefühle verhärten könnte? Und doch kann es nur das ſeyn, daß dieſer Trieb mich zu ſehr beſchäftigte, ſich mir vorbaute und die Ausſicht des übrigen Lebens verdeckte.

Er ſtand in Gedanken, und die Mahlerſtube, und Albrecht, und ſeine Kopien kamen ihm wieder in die

Gedanken, er ſezte ſeinen Freund Sebaſtian ſich gegenüber und hörte ſchnell wieder durch, was ſie nur je mit einander geſprochen hatten; dann ſah er wieder um ſich, und die Natur ſelbſt, der Himmel, der rauſchende Wald und ſein Lieblingsbaum ſchienen Athem und Leben zu ſeinen Gemählden herzugeben, Vergangenheit und Zukunft bekräftigten ſeinen Trieb, und alles was er gedacht und empfunden, war ihm nur deswegen werth, weil es ihn dieſer Liebe zugeführt hatte. Er ging mit ſchnellen Schritten weiter und alle Bäume ſchienen ihm nachzurufen, aus jedem Buſche traten Erſcheinungen hervor und wollten ihn zurück halten, er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlor ſich in ein Labyrinth von ſeltſamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plözlich ſtand er ſtill. Er wußte ſelbſt nicht, warum er inne hielt, er verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er ſich hier auf etwas zu beſinnen, das ihm ſo lieb, ſo unausſprechlich theuer geweſen ſei; jede Blume im Graſe nickte ſo freundlich, als wenn ſie ihm auf ſeine Erinnerungen helfen wollte. Es iſt hier, gewißlich hier! ſagte er zu ſich ſelber und ſuchte ämſig nach dem glänzenden Bilde, das wie von ſchwarzen Wolken in ſeiner innerſten Seele zurück gehalten wurde. Mit einem Male brachen ihm die Thränen aus den Augen, er hörte vom Felde herüber eine einſame Schalmei eines Schäfers, und nun wußte er alles. Als Knabe von ſechs Jahren war er hier im Walde gegangen, auf dieſem Plaze hatte er Blumen geſucht, ein Wagen kam daher gefahren und hielt ſtill, eine Frau ſtieg ab und hob ein Kind herunter, und beide gingen auf dem grünen Plane hin und her, dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebli-

ches blondes Mädchen, kam zu ihm und bat um seine Blumen, er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurück zu behalten, indeß ein alter Diener auf einem Waldhorne blies, und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in das Ohr erklangen. So verging eine geraume Zeit, indem er das volle Antliz des Kindes betrachtete, das ihn wie ein voller Mond anschaute und anlächelte: dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tage zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein und vor ihm stand glühend und blühend das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihn dünkte, das Mädchen neige sich über ihn, sie ihm zurück zu geben. Er wußte und begriff nicht, warum ihm dieser Augenblick seines Lebens so wichtig und glänzend war, aber alles Liebe und Holde entlehnte er von dieser Kindergestalt, alles Schöne was er sah, trug er in des Mädchens Bild hinüber: wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen und sich von ihm gekannt, er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden seyn würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte, als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte, sezte er sich in das grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmuth, vor Schmerzen der Erinnerung

und ſüßen ungewiſſen Hoffnungen nicht faſſen. Bin ich wahnſinnig, oder was iſt es mit dieſem thörichten Herzen? rief er aus. Welche unſichtbare Hand fährt ſo zärtlich und grauſam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und ſcheucht alle Träume und Wundergeſtalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geiſt, ich fühle es, ſtrebt nach etwas Ueberirdiſchem, das keinem Menſchen gegönnt iſt. Mit magnetiſcher Gewalt zieht der unſichtbare Himmel mein Herz an ſich und bewegt alle Ahndungen durch einander, die längſt ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllungen zulaſſen. Und ich kann es keinem Menſchen, keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüth zugerichtet iſt, denn keiner würde meine Worte verſtehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menſchen verliehen iſt, und die uns zum Leben nothwendig bleibt, ich matte mich ab in mir ſelber und keiner hat deſſen Gewinn, mein Muth verzehrt ſich, ich wünſche was ich ſelbſt nicht kenne. Wie Jakob ſeh' ich im Traum die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht ſelbſt hinauf ſteigen, um oben in das glänzende Paradies zu ſchauen, denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich ſehe und höre, ahnde und hoffe und lieben möchte, iſt nur Traumgeſtalt in mir.

Jezt ſchlug die Glocke im Dorfe. Er ſtand auf und trocknete ſich die Augen, indem er weiter ging, nnd nun ſchon die Hütten und die kleine Kirche durch das grüne Laub ſchimmern ſah. Er ging an einem Garten vorbei, über deſſen Zaun ein Zweig voll ſchöner rother Kirſchen hing. Er konnte es nicht unterlaſſen, einige abzubrechen

und ſie zu koſten, weil die Frucht dieſes Baumes ihn in der Kindheit oft erfreut hatte; es waren dieſelben Zweige, die ſich ihm auch jezt freundlich entgegen ſtreckten, aber die Frucht ſchmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit, ſagte er zu ſich ſelber, wird der Menſch von den blanken, glänzenden, und vielfarbigen Früchten und ihrem ſüßen lieblichen Geſchmacke angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Schulmeiſter in den Schulen machen, die im Anbeginn mit Süßigkeiten dem Kinde Luſt zum Lernen beibringen wollen; nachher verliert ſich im Menſchen dieſes frohe Vorgefühl des Lebens, der Lehrer wird ſtreng, die Arbeit fängt an, und die Lockung ſelbſt verliert ihren Wohlgeſchmack.

Franz ging über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehn ſchnell, aber an keinem ſtand der Nahme ſeines Vaters oder ſeiner Mutter geſchrieben, und er fühlte ſich zuverſichtlicher. Die Mauer des Thurms kam ihm nicht ſo hoch vor, alles war ihm beengter, das Haus ſeiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Thür anfaßte, und doch war es ihm ſchon wieder wie gewöhnlich, dieſe Thür zu öffnen. In der Stube ſaß die Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als ſie ihn erkannte, weinte ſie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte ſie beide mit gepreßtem Herzen, er erzählte ihnen, ſie ihm, ſie ſprachen durch einander und fragten ſich, und wußten doch nicht recht, was ſie reden ſollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn ſich ganz anders vorgeſtellt, und darum war er nun ſo gerührt, und konnte ſich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann ſprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit, er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch ſo treu anhange,

wie er ihm immer gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und ſagte: Haben wir in dieſem irdiſchen Leben etwas anders zu ſuchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Gränze, Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr geſtört werden, und ich will mir gewiß auch alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.

Liebſter Sohn, ſagte der Vater, ich ſehe mein Lehren iſt an dir nicht verloren gegangen. Wir müſſen arbeiten, ſinnen und denken, weil wir einmal in dieſes Leben, in dieſes Joch eingeſpannt ſind, aber darum müſſen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in deinem Gewerbe, damit es Dich ernährt, aber laß nicht deine Nahrung, deine Bekleidung den lezten Gedanken deines Lebens ſeyn; trachte auch nicht nach dem irdiſchen Ruhme, denn alles iſt doch nur eitel, alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Mahle, wenn es ſeyn kann, die heiligen Geſchichten recht oft, um auch in weltlichen Gemüthern die Andacht zu erwecken.

Franz aß wenig zu Mittage, der Alte ſchien ſich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun ſchon daran gewöhnt, daß Franz wieder da ſei; ſie machte ſich ſeinetwegen viel zu thun, und vernachläſſigte den Vater beinah. Franz war unzufrieden mit ſich, er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohnes gezeigt, auf ſeine lezten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten ſollen, aber er fühlte ſich ſo verworren und ſein Herz ſo matt, daß er über ſich ſelber erſchrak. Er dachte an tauſend Gegenſtände die ihn zerſtreuten, vorzüglich an Gemählde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden

Müttern, und darüber machte er ſich dann die bitterſten Vorwürfe.

Als ſich die Sonne zum Untergange neigte, ging die Mutter hinaus, einige Gemüſe aus ihrem kleinen Garten, der in einiger Entfernung lag, zur Abendmahlzeit zu holen. Der Alte ließ ſich im Seſſel von ſeinem Sohne vor die Hausthüre tragen, um ſich von den rothen Abendſtrahlen beſcheinen zu laſſen.

Es ſtand ein Regenbogen am Himmel, und im Weſten regnete der Abend in goldnen Strömen nieder. Schaafe weideten gegenüber und Birken ſäuſelten, der Vater ſchien ſtärker zu ſeyn. Nun ſterb' ich gerne, rief er aus, da ich Dich noch vor meinem Tode geſehen habe.

Franz konnte nicht viel antworten, die Sonne ſank tiefer und ſchien dem Alten feurig in's Geſicht, der ſich wegwendete und ſeufzte: Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter lezt an und ſtraft mich Lügen; ach! wenn doch erſt alles vorüber wäre! Franz verſtand dieſe Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß ſein Vater von Gedanken beunruhigt würde. Ach wenn man ſo mit hinunter ſinken könnte! rief der Alte aus, mit hinunter mit der lieben Gottes-Sonne! O wie ſchön und herrlich iſt die Erde, und jenſeit muß es noch ſchöner ſeyn; dafür iſt uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerkſam zu, was ich Dir jezt noch zu entdecken habe.

Franz trat ihm näher, und der Alte ſagte: Du biſt mein Sohn nicht, liebes Kind. — Indem kam die Mutter zurück; man konnte ſie aus der Ferne hören, weil ſie mit lauter Stimme ein geiſtliches Lied ſang, der Alte brach ſehr ſchnell ab und ſprach von gleichgültigen Dingen. Morgen, ſagte er heimlich zu Franz, morgen!

Die Heerden kamen vom Felde mit den Schnittern, alles war fröhlich, aber Franz war sehr in Gedanken versunken, er betrachtete die beiden Alten in einem ganz neuen Verhältnisse zu sich selber, er konnte kein Gespräch anfangen, die lezten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster, der Alte ward hinein getragen und legte sich schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plözlich hörten sie nicht mehr den Athemzug des Vaters, sie eilten hinzu und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. Ach! so ist er denn gestorben ohne von mir Abschied zu nehmen? sagte sie seufzend; ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen, wer wird mit mir davon reden, daß die Bäume blühen und ob wir die Früchte abnehmen sollen? — O! der gute alte Vater! Nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nur so eben darin finden. Unser aller Ende sei eben so sanft!

Die Thränen machten sie stumm und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannichfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

Sechstes Kapitel.

Die Leiche des Alten lag in der Kammer auf Stroh ausgebreitet, und Franz ſtand ſinnend vor der Thür. Die Nachbarn traten herzu und tröſteten ihn; Brigitte weinte von neuem, ſo oft darüber geſprochen wurde, ſein Herz war zu, ſeine Augen waren wie vertrocknet, tauſend neue Bilder zogen durch ſeine Sinne, er konnte ſich ſelber nicht verſtehn, er hätte gern mit Jemand ſprechen mögen, er wünſchte Sebaſtian herbei, um ihm alles klagen zu können.

Am dritten Tage war das Begräbniß, und Brigitte weinte und klagte laut am Grabe, als ſie den nun mit Erde zudeckten, den ſie ſeit zwanzig Jahren ſo genau gekannt hatte, den ſie faſt einzig liebte. Sie wünſchte auch bald zu ſterben, um wieder in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn, um mit ihm die Geſpräche fortzuſezen, die ſie hier hatte abbrechen müſſen. Franz ſchweifte im Felde umher, und betrachtete die Bäume, die ſich in einem benachbarten Teiche ſpiegelten. Er hatte noch nie eine Landſchaft mit dieſem Vergnügen beſchaut, es war ihm noch nie vergönnt geweſen, die mannichfaltigen Farben mit ihren Schattirungen, das Süße der Ruhe, die Wirkung des Baumſchlages in der Natur zu entdecken, wie er es jezt im klaren Waſſer gewahr ward. Ueber alles ergözte ihn aber die wunderbare Perſpektive, die ſich bildete, und der Himmel dazwiſchen mit ſeinen Wolkenbildern, das zarte Blau, das zwiſchen den krauſen Figuren und dem zitternden Laube ſchwamm. Franz zog ſeine Schreibtafel hervor, und wollte anfangen, die Landſchaft zu zeichnen;

aber ſchon die wirkliche Natur erſchien ihm trocken gegen die Abbildung im Waſſer, noch weniger aber wollten ihm die Striche auf dem Papiere genügen, die durchaus nicht das nachbildeten, was er vor ſich ſah. Er war bisher noch nie darauf gekommen, eine Landſchaft zu zeichnen, er hatte ſie immer nur als eine nothwendige Zugabe zu manchen hiſtoriſchen Bildern angeſehn, aber noch nie empfunden, daß die lebloſe Natur etwas für ſich Ganzes und Vollendetes ausmachen könne, und ſo der Darſtellung würdig ſei. Unbefriedigt ging er nach der Hütte ſeines Pflegevaters zurück.

Seine Mutter kam ihm entgegen, die ſich in der ungewohnten Einſamkeit nicht zu laſſen wußte. Sie ſezten ſich beide auf eine Bank, die vor dem Hauſe ſtand, und unterredeten ſich von mancherlei Dingen. Franz ward durch jeden Gegenſtand den er ſah, durch jedes Wort das er hörte, niedergeſchlagen, die weidenden Heerden, die ziehenden Töne des Windes durch die Bäume, das friſche Gras und die ſanften Hügel weckten keine Poeſie in ſeiner Seele auf. Er hatte Vater und Mutter verloren, ſeine Freunde verlaſſen, er kam ſich ſo verwaiſt und verachtet vor, beſonders hier auf dem Lande, wo er mit Niemand über die Kunſt ſprechen konnte, daß ihn faſt aller Muth zum Leben verließ. Seine Mutter nahm ſeine Hand und ſagte: Lieber Sohn, Du willſt jezt in die weite Welt hinein gehn, wenn ich Dir rathen ſoll, thu es nicht, denn es bringt Dir doch keinen Gewinn. Die Fremde thut keinem Menſchen gut, wo er zu Hauſe gehört, da blüht auch ſeine Wohlfahrt; fremde Menſchen werden es nie ehrlich mit Dir meinen, das Vaterland iſt gut, und warum willſt Du ſo weit weg und Deutſchland verlaſſen, und was ſoll ich indeſſen anfangen? Dein Mah-

len iſt auch ein unſicheres Brod, wie Du mir ſchon ſelber geſagt haſt, Du wirſt darüber alt und grau; Deine Jugend vergeht, und mußt noch obenein wie ein Flüchtling aus Deinem Lande wandern. Bleib hier bei mir, mein Sohn, ſieh, die Felder ſind alle im beſten Zuſtande, die Gärten ſind gut eingerichtet, wenn Du Dich des Hausweſens und des Ackerbaues annehmen willſt, ſo iſt uns beiden geholfen, und Du führſt doch ein ſichres und ruhiges Leben, Du weißt doch dann, wo Du Deinen Unterhalt hernimmſt. Du kannſt hier heirathen, es findet ſich wohl eine Gelegenheit; Du lernſt Dich bald ein, und die Arbeit des Vaters wird dann von Dir fortgeſezt. Was ſagſt Du zu dem allen, mein Sohn?

Franz ſchwieg eine Weile ſtill, nicht weil er den Vorſchlag bei ſich überlegte, ſondern weil an dieſem Tage alle Vorſtellungen ſo ſchwer in ſeine Seele fielen, daß ſie lange hafteten. Ihm lag Herr Zeuner von neuem in den Gedanken, er ſah die ganze Geſellſchaft noch einmal, und fühlte alle Beängſtigungen wieder, die er dort erlitten hatte. Es kann nicht ſeyn, liebe Mutter, ſagte er endlich. Seht, ich habe ſo lange auf die Gelegenheit zum Reiſen gewartet, jezt iſt ſie gekommen, und ich kann ſie nicht wieder aus den Händen gehen laſſen. Ich habe mir ängſtlich und ſorgſam all' mein Geld, deſſen ich habhaft werden konnte, dazu geſammelt; was würde Dürer ſagen, wenn ich jezt alles aufgäbe?

Die Mutter wurde über dieſe Antwort ſehr betrübt, ſie ſagte ſehr weichherzig: Was aber ſuchſt Du in der Welt, lieber Sohn? Was kann Dich ſo heftig antreiben, ein ungewiſſes Glück zu erproben? Iſt denn der Feldbau nicht auch etwas Schönes, und immer in Gottes freier Welt zu handthieren und ſtark und geſund zu ſeyn? Mir

zu Liebe könnteſt Du auch etwas thun, und wenn Du noch ſo glücklich biſt, kömmſt Du doch nicht weiter, als daß Du Dich ſatt eſſen kannſt, und eine Frau ernährſt und Kinder groß ziehſt, die Dich lieben und ehren. Alles dies zeitliche Weſen kannſt Du nun hier ſchon haben, hier haſt Du es gewiß, und Deine Zukunft iſt noch ungewiß. Ach lieber Franz, und es iſt denn doch auch eine herzliche Freude, das Brod zu eſſen, das man ſelber gezogen hat, ſeinen eigenen Wein zu trinken, mit den Pferden und Kühen im Hauſe bekannt zu ſeyn, in der Woche zu arbeiten und des Sonntags zu raſten. Aber Dein Sinn ſteht Dir nach der Ferne, Du liebſt Deine Eltern nicht, Du gehſt in Dein Unglück, und verlierſt gewiß Deine Zeit, vielleicht noch Deine Geſundheit.

Es iſt nicht das, liebe Mutter! rief Franz aus, und Ihr werdet mich auch gar nicht verſtehn, wenn ich es Euch ſage. Es iſt mir gar nicht darum zu thun, Leinwand zu nehmen und die Farben mit mehr oder minder Geſchicklichkeit aufzutragen, um damit meinen täglichen Unterhalt zu erwerben, denn ſeht, in manchen Stunden kömmt es mir ſogar ſündhaft vor, wenn ich es ſo beginnen wollte. Ich denke an meinen Erwerb niemals, wenn ich an die Kunſt denke, ja ich kann mich ſelber haſſen, wenn ich zuweilen darauf verfalle. Ihr ſeid ſo gut, Ihr ſeid ſo zärtlich gegen mich, aber noch weit mehr als Ihr mich liebt, liebe ich meine Handthierung. Nun iſt es mir vergönnt, alle die Meiſter wirklich zu ſehn, die ich bisher nur in der Ferne verehrt habe. Wenn ich dies erleben kann, und beſtändig neue Bilder ſehn, und lernen, und die Meiſter hören; wenn ich durch ungekannte Gegenden mit friſchem Herzen ſtreifen kann, ſo mag ich keines ruhigen Lebens genießen. Tauſend Stimmen rufen

mir herzſtärkend aus der Ferne zu, die ziehenden Vögel, die über meinem Haupte wegfliegen, ſcheinen mir Boten aus der Ferne, alle Wolken erinnern mich an meine Reiſe, jeder Gedanke, jeder Pulsſchlag treibt mich vorwärts, wie könnt' ich da wohl in meinen jungen Jahren ruhig hier ſizen und den Wachsthum des Getraides abwarten, die Einzäunung des Gartens beſorgen und Rüben pflanzen! Nein, laßt mir meinen Sinn, ich bitte Euch darum, und redet mir nicht weiter zu, denn Ihr quält mich nur damit.

Nun ſo magſt Du es haben, ſagte Brigitte in halbem Unwillen, aber ich weiß, daß es Dich noch einmal gereut, daß Du Dich wieder hieher wünſcheſt, und dann iſt's zu ſpät; daß Du dann das hoch und theuer ſchäzeſt, was Du jezt ſchmähſt und verachteſt.

Ich habe Euch etwas zu fragen, liebe Mutter, fuhr Franz fort. Der Vater iſt geſtorben, ohne mir Rechenſchaft davon zu geben; er ſagte mir, ich ſei ſein Sohn nicht, und brach dann ab. Was wißt Ihr von meiner Herkunft?

Nichts weiter, lieber Franz, ſagte die Mutter, und Dein Vater hat mir darüber nie etwas anvertraut. Als ich ihn kennen lernte und heirathete, warſt Du ſchon bei ihm, und damals zwei Jahr alt; er ſagte mir, daß Du ſein einziges Kind ſeiſt von ſeiner verſtorbenen Frau. Ich verwundere mich, warum der Mann nun zu Dir anders geſprochen hat.

Franz blieb alſo über ſeine Herkunft in Ungewißheit; dieſe Gedanken beſchäftigten ihn ſehr, und er wurde in manchen Stunden darüber verdrüßlich und traurig. Das Erndtefeſt war indeß heran gekommen, und alle Leute im Dorfe waren fröhlich; jedermann war nur dar-

auf bedacht, ſich zu vergnügen; die Kinder hüpften umher und konnten den Tag nicht erwarten. Franz hatte ſich vorgenommen, dieſen Tag in der Einſamkeit zuzubringen, ſich nur mit ſeinen Gedanken zu beſchäftigen und ſich nicht um die Fröhlichkeit der übrigen Menſchen zu bekümmern. Er war in der Woche, die er hier bei ſeinen Pflegeeltern zugebracht hatte, überhaupt ganz in ſich verſunken, nichts konnte ihm rechte Freude machen, denn er ſelbſt war hier anders, und alles ereignete ſich ſo ganz anders, als er es vorher vermuthet hatte. Am Tage vor dem Erndtefeſt erhielt er einen Brief von ſeinem Sebaſtian, denn es war vorher ausgemacht, daß dieſer ihm ſchreiben ſolle, während er ſich hier auf dem Dorfe befinde. Wie wenn nach langen Winternächten und trüben Wochen der erſte Frühlingstag über die ſtarre Erde geht, ſo erheiterte ſich Franzens Gemüth, als er dieſen Brief in der Hand hielt; es war, als wenn ihn plözlich ſein Freund Sebaſtian ſelber anrühre, und ihm in die Arme fliege; er hatte ſeinen Muth wieder, er fühlte ſich nicht mehr ſo verlaſſen, er erbrach das Siegel.

Wie erſtaunte und freute er ſich zu gleicher Zeit, als er drinnen noch ein anderes Schreiben von ſeinem Albrecht Dürer fand, welches er nie erwartet hatte. Er war ungewiß, welchen Brief er zuerſt leſen ſollte; doch ſchlug er Sebaſtians Brief auseinander, welcher folgendermaßen lautete:

Liebſter Franz.

„Wir gedenken Deiner in allen unſern Geſprächen, und ſo kurze Zeit Du auch entfernt biſt, ſo dünkt es mich doch ſchon recht lange. Ich kann mich immer noch nicht in dem Hauſe ohne Dich ſchicken und fügen, alles iſt mir zu leer und doch zu enge, ich kann nicht ſagen,

ob ſich das wieder ändern wird. Als ich von Dir an jenem ſchönen und traurigen Morgen durch die Kornfelder zurück ging, als ich alle die Stellen wieder betrat wo ich mit Dir gegangen war, und der Stadt mich nun immer mehr näherte; o Franz! ich kann es Dir nicht ſagen, was da mein Herz empfand. Es war mir alles im Leben taub und ohne Reiz, und ich hätte vorher niemals geglaubt, daß ich Dich ſo lieb haben könnte. Wie wollte ich jezt mit den Stunden geizen, die ich ſonſt unbeſehn und ungenoſſen verſchwendete, wenn ich nur mit Dir wieder ſeyn könnte! Alles was ich in die Hände nehme erinnert mich an Dich, und meine Pallette, meine Pinſel, alles macht mich wehmüthig. Als ich wieder in die Stadt hinein kam, als ich die gewohnten Treppen unſers Hauſes hinauf ſtieg, und da wieder alles liegen und ſtehn ſah, wie ich es am frühen Morgen verlaſſen hatte, konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten, ob ich gleich ſonſt nie ſo weich geweſen bin. Halte mich nicht für härter oder vernünftiger, lieber Franz, wie Du es nennen magſt, denn ich bin es nicht, wenn ſich auch bei mir mein Gefühl anders äußert als bei Dir. Ich war den ganzen Tag verdrüßlich, ich maulte mit Jedermann; was ich that war mir nicht recht, ich wünſchte Staffelei, und das Portrait, das ich vor mir hatte, weit von mir weg, denn mir gelang kein Zug, und ich ſpürte auch nicht die mindeſte Luſt zum Mahlen. Meiſter Dürer war ſelbſt an dieſem Tage ernſter als gewöhnlich, alles war im Hauſe ſtill, und wir fühlten es, daß mit Deiner Abreiſe eine andre Epoche unſers Lebens anfing."

„Dein Schmid hat uns beſucht; er iſt ein lieber Burſche, wir haben viel über ihn gelacht, uns aber auch recht an ihm erfreut. Unermüdet hat er uns einen gan=

zen Tag lang zugesehn, er wunderte sich darüber, daß das Mahlen so langsam von der Stelle gehe. Er sezte sich nachher selber nieder und zeichnete ein paar Verzierungen nach, die ihm ziemlich gut geriethen; es gereut ihn jezt, daß er das Schmiedehandwerk erlernt, und sich nicht lieber so wie wir auf die Mahlerei gelegt hat. Meister Dürer meint, daß viel aus ihm werden könnte, wenn er noch anfinge; und er selber ist halb und halb dazu entschlossen. Er hat Nürnberg schon wieder verlassen; von Dir hat er viel gesprochen und Dich recht gelobt."

„Daß Du Dich von Deinen Empfindungen so regieren und zernichten lässest, thut mir sehr weh, Deine Ueberspannungen rauben Dir Kräfte und Entschluß, und wenn ich es Dir sagen darf, Du suchst sie gewissermaßen. Doch mußt Du darüber nicht zornig werden, jeder Mensch ist einmal anders eingerichtet als der andere. Aber strebe darnach, etwas härter zu seyn, und Du wirst ein viel ruhigeres Leben führen, wenigstens ein Leben, in welchem Du weit mehr arbeiten kannst, als in dem Strom dieser wechselnden Empfindungen, die Dich nothwendig stören und von allem abhalten müssen."

„Lebe recht wohl, und schreibe mir ja recht fleißig, damit wir uns einander nicht fremde werden, wie es sonst gar zu leicht geschieht. Theile mir alles mit was Du denkst und fühlst, und sei überzeugt, daß in mir beständig ein mitempfindendes Herz schlägt, das jeden Ton des Deinigen beantwortet."

„Ach! wie lange wird es währen, bis wir uns wieder sehn! Wie traurig wird mir jedesmal die Stunde vorkommen, in welcher ich mit Lebhaftigkeit an Dich denke, und die schreckliche leere Nichtigkeit der Trennung so recht im Innersten fühle. Es ist um unser menschli-

ches Leben eine dürftige Sache, ſo wenig Glanz und ſo viele Schatten, ſo viele Erdfarben, die durchaus keinen Firniß vertragen wollen. Lebe wohl. Gott ſei mit Dir. —"

Der Brief des wackern Albert Dürer lautete alſo:

Mein lieber Schüler und Freund!

„Es hat Gott gefallen, daß wir nun nicht mehr neben einander leben ſollen, ob mich gleich kein Zwiſchenraum gänzlich von Dir wird trennen können. So wie die Abwechſelungen des Lebens gehen, ſo iſt es nun unter uns dahin gekommen, daß wir nur an einander denken, an einander ſchreiben können. Ich habe Dir alle meine Liebe, alle meine herzlichſten Wünſche mit auf den Weg gegeben, und der allmächtige Gott leite jeden Deiner Schritte. Bleib ihm und der Redlichkeit treu, und Du wirſt mit Freuden dieſes Leben überſtehn können, in welchem uns mancherlei Leiden ſuchen irre zu machen. Es freut mich, daß Du der Kunſt ſo fleißig gedenkſt, und zwar Vertrauen, aber kein übermüthiges zu Dir ſelber haſt. Das Zagen, das Dich oft überfällt, kömmt einem in der Jugend wohl, und iſt viel eher ein gutes als ein ſchlimmes Zeichen. Es iſt immer etwas Wunderbares darinnen, daß wir Mahler nicht ſo recht unter die übrigen Menſchen hinein gehören, daß unſer Treiben und unſre Geſchäftigkeit die Welthändel und ihre Ereigniſſe ſo um gar nichts aus der Stelle rückt, wie es doch bei den übrigen Handwerken der Fall iſt; das befällt uns ſehr oft in der Einſamkeit oder unter kunſtloſen Menſchen, und dann möchte uns ſchier aller Muth verlaſſen. Ein einziges gutes Wort, das wir plözlich hören, iſt aber auch wieder im Stande, alle ſchaffende und wirkende Kraft in uns zurück zu liefern, und Gottes Segen oben-

drein, ſo daß wir dann mit Großherzigkeit wieder an unſere Arbeit gehen mögen. Ach Lieber! die ganze menſchliche Geſchäftigkeit läuft im Grunde ſo auf gar nichts hinaus, daß wir nicht einmal ſagen können: dieſer Menſch iſt unnütz, jener aber nüzlich. Es iſt die Erde zum Glück ſo eingerichtet, daß wir alle darauf Plaz finden mögen, Groß und Klein, Vornehme und Geringe. Mir iſt es in meinen jüngeren Jahren oft eben ſo wie Dir ergangen, aber die guten Stunden kommen doch immer wieder. Wärſt Du ohne Anlage und Talent, ſo würdeſt Du dieſe Leere in Deinem Herzen niemals empfinden."

„Mein Weib läßt Dich grüßen. Bleib nur immer der Wahrheit treu, das iſt die Hauptſache. Deine fromme Empfindung, ſo ſchön ſie iſt, kann Dich zu weit leiten, wenn Du Dich nicht von der Vernunft regieren läſſeſt. Nicht eigentlich zu weit; denn man kann gewiß und wahrlich nicht zu fromm und andächtig ſeyn, ſondern ich meine nur, Du dürfteſt endlich etwas Falſches in Dein Herz aufnehmen, das Dich ſelber hinterginge, und ſo unvermerkt ein Mangel an wahrer Frömmigkeit entſtehn. Doch ſage ich dieſes gar nicht, um Dich zu tadeln, ſondern es geſchieht nur, weil ich an manchen ſonſt guten Menſchen dergleichen bemerkt habe, wenn ſie an Gott und die Unſterblichkeit mit zu großer Rührung, und nicht mit froher Erhebung der Seele gedacht haben, mit weichherziger Zerknirſchung und nicht mit erhabner Muthigkeit, ſo ſind ſie am Ende in einen Zuſtand von Weichlichkeit verfallen, in welchem ſie die tröſtende wahre Andacht verlaſſen hat, und ſie ſich und ihrem Kleinſinn überlaſſen blieben. Doch wie ich ſage, es gilt nicht Dir, denn Du biſt zu gut, zu herzlich, als daß Du je darin verfallen könnteſt, und weil Du große Gedanken hegſt, und mit

warmer brünſtiger Seele die Bibel lieſeſt und die heiligen Geſchichten, ſo wirſt Du auch gewißlich ein guter Mahler werden, und ich werde noch einſt ſtolz auf Dich ſeyn."

„Suche recht viel zu ſehen, und betrachte alle Kunſtſachen genau und wohl, dadurch wirſt Du Dich endlich gewöhnen mit Sicherheit ſelbſt zu arbeiten und zu erfinden, wenn Du an allen das Vortrefliche erkennſt, und auch dasjenige, was einen Tadel zulaſſen dürfte. Dein Freund Sebaſtian iſt ein ganz melancholiſcher Menſch geworden, ſeit Du von uns gereiſet biſt; ich denke, es ſoll ſich wohl wieder geben, wenn erſt einige Wochen verſtrichen ſind. Gehab Dich wohl, und denke unſrer fleißig. — —"

Durch Franzens Geiſt ergoß ſich Heiterkeit und Stärke, er fühlte wieder ſeinen Muth und ſeine Kraft. Albrechts Stimme berührte ihn wie die Hand einer ſtärkenden Gottheit, und er ſpürte in allen Adern ſeinen Gehalt und ſein künftiges arbeitreiches Leben. Wie wenn man oft alte längſt vergeſſene Bücher wieder aufſchlägt, und in ihnen Belehrungen oder unerwarteten Troſt im Leiden antrift, ſo kamen vergangene Zeiten mit ihren Gedanken in ſeine Seele zurück, alte Entwürfe, die ihm von neuem gefielen. Ja, ſagte er, indem er die Briefe zuſammen faltete, und ſorgfältig in ſeine Schreibtafel legte, es ſoll ſchon mit mir werden, weiß ich doch, daß mein Meiſter was von mir hält; warum will ich denn verzagen?

Es war am folgenden Tage, an welchem das Erndtefeſt gefeiert werden ſollte. Franz hatte nun keinen Widerwillen mehr gegen das frohe aufgeregte Menſchengetümmel, er ſuchte die Freude auf, und war darum auch

bei dem Feſte zugegen. Er erinnerte ſich einiger guten Kupferſtiche von Albrecht Dürer, auf denen tanzende Bauern dargeſtellt waren, und die ihm ſonſt überaus gefallen hatten; er ſuchte nun beim Klange der Flöten dieſe poſſierlichen Geſtalten wieder, und fand ſie auch wirklich; er hatte hier Gelegenheit, zu bemerken, welche Natur Albrecht auch in dieſe Zeichnungen zu legen gewußt hatte.

Der Tag des Feſtes war ein ſchöner warmer Tag, an dem alle Stürme und rauhen Winde von freundlichen Engeln zurück gehalten wurden. Die Töne der Flöten und Hörner gingen wie eine liebliche Schaar ruhig und ungeſtört durch die ſanfte Luft hin. Die Freude auf der Wieſe war allgemein, hier ſah man tanzende Paare, dort ſcherzte und neckte ſich ein junger Bauer mit ſeiner Liebſten, dort ſchwazten die Alten und erinnerten ſich ihrer Jugend. Die Gebüſche ſtanden ſtill und waren friſch grün und überaus anmuthig, in der Ferne lagen krauſe Hügel mit Obſtbäumen bekränzt. Wie, ſagte Franz zu ſich, ſucht ihr Schüler und Meiſter immer nach Gemählden, und wißt niemals recht, wo ihr ſie ſuchen müßt? Warum fällt es keinem ein, ſich mit ſeiner Staffelei unter einen ſolchen unbefangenen Haufen nieder zu ſezen, und uns auch einmal dieſe Natur ganz wie ſie iſt darzuſtellen? Keine abgeriſſene Fragmente aus der alten Hiſtorie und Göttergeſchichte, die ſo oft weder Schmerz noch Freude in uns erregen, keine kalte Figuren aus der Legende, die uns oft gar nicht anſprechen, weil der Mahler die heiligen Männer nicht ſelber vor ſich ſah, und er ohne Begeiſterung arbeitete. Dieſe Geſtalten, wörtlich ſo und ohne Abänderung niedergeſchrieben, damit wir lernen, welche Schöne, welche Erquickung in der einfachen

Natürlichkeit verborgen liegt. Warum ſchweift Ihr immer in der weiten Ferne, und in einer ſtaubbedeckten unkenntlichen Vorzeit herum, uns zu ergözen? Iſt die Erde, wie ſie jezt iſt, keiner Darſtellung mehr werth, und könnt Ihr die Vorwelt mahlen, wenn Ihr gleich noch ſo ſehr wollt? Und wenn Ihr größere Geiſter nun auch hohe Ehrfurcht in unſer Herz hinein bannt, wenn Eure Werke uns mit ernſter feierlicher Stimme anreden: warum ſollen nicht auch einmal die Strahlen einer weltlichen Freude aus einem Gemählde heraus brechen? Warum ſoll ich in einer freien herzlichen Stunde nicht auch einmal Bäuerlein, und ihre Spiele und Ergözungen lieben? Dort werden wir beim Anblick der Bilder älter und klüger, hier kindiſcher und fröhlicher.

So ſtritt Franz mit ſich ſelber, und unterhielt ſeinen Geiſt mit ſeiner Kunſt, wenn er gleich nicht arbeitete. Es konnte ihm überhaupt nicht leicht etwas begegnen, wobei er nicht an Mahlereien gedacht hätte, denn es war ſchon frühe Gewohnheit, ſeine Beſchäftigung in allem was er in der Natur oder unter Menſchen ſah und hörte, wieder zu finden. Alles gab ihm Antworten zurück, nirgend traf er eine Lücke, in der Einſamkeit ſah ihm die Kunſt zu, und in der Geſellſchaft ſaß ſie neben ihm, und er führte mit ihr ſtille Geſpräche; darüber kam es aber auch, daß er ſo manches in der Welt gar nicht bemerkte, was weit einfältigern Gemüthern ganz geläufig war, weshalb es auch geſchah, daß ihn die beſchränkten Leute leicht für unverſtändig oder albern hielten. Dafür bemerkte er aber manches, das jedem andern entging, und die Wahrheit und Feinheit ſeines Wizes ſezte dann die Menſchen oft in Erſtaunen. So war Franz Sternbald um dieſe Zeit, ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll ein er-

wachſenes Kind, oder ein kindiſcher Erwachſener. O wohl dir, daß dir das Auge noch verhüllt iſt über die Thorheit und Armſeligkeit der Menſchen, daß du dir und deiner Liebe dich mit aller Unbefangenheit ergeben kannſt! Seeliges Leben, wenn der Menſch nur noch in ſich lebt, und die übrigen umher nicht in ſein Inneres einzudringen vermögen und ihn dadurch beherrſchen. Es kommt bei den Meiſten eine Zeit, wo der Winter beſtändig in ihren Sommer hinein ſcheint, wo ſie ſich ſelbſt vergeſſen, um es nur den andern Menſchen recht zu machen, wo ſie ihrem Geiſte keine Opfer mehr bringen, ſondern ihr eigenes Herz als Opfer auf den Altar der weltlichen Eitelkeiten niederlegen.

Als es Abend geworden war und der rothe Schimmer bebend an den Gebüſchen hing, war ſeine Empfindung ſanfter und ſchöner geworden. Er wiederholte den Brief Dürers in ſeinen Gedanken, und zeichnete ſich dabei die ſchönen Abendwolken in ſeinem Gedächtniſſe ab. Er hatte ſich im Garten in eine Laube zu einem friſchen Bauermädchen geſezt, das ſchon ſeit lange viel und lebhaft mit ihm geſprochen hatte. Jezt lag das Abendroth auf ihren Wangen, er ſah ſie an, ſie ihn, und er hätte ſie gern geküßt, ſo ſchön kam ſie ihm vor. Sie fragte ihn, wann er zu reiſen gedächte, und es war das erſtemal, daß er ungern von ſeiner Reiſe ſprach. Iſt Italien weit von hier? fragte die unwiſſende Gertrud.

O ja, ſagte Franz, manche Stadt, manches Dorf, mancher Berg liegt zwiſchen uns und Italien. Es wird noch lange währen, bis ich dort bin.

Und Ihr müßt dahin? fragte Gertrud.

Ich will und muß, antwortete er; ich denke dort viel zu lernen für meine Mahlerkunſt. Manches alte Ge-

bäude, manchen vortreflichen Mann habe ich zu beſuchen, manches zu thun und zu erfahren, ehe ich mich für einen Meiſter halten darf.

Aber Ihr kommt doch wieder?

Ich denke, ſagte Franz, aber es kann lange währen, und dann iſt hier vielleicht alles anders, dann bin ich hier längſt vergeſſen, meine Freunde und Verwandten ſind vielleicht geſtorben, die Burſchen und Mädchen, die eben ſo fröhlich ſingen, ſind dann wohl alt und haben Kinder. Daß das Menſchenleben ſo kurz iſt, und daß in der Kürze dieſes Lebens ſo viele und betrübte Verwandlungen mit uns vorgehn!

Gertrud ward von ihren Eltern abgerufen und ſie ging nach Hauſe, Franz blieb allein in der Laube. Freilich, ſagte er zu ſich, iſt es etwas Schönes, ruhig nur ſich zu leben, und recht früh das ſtille Land aufzuſuchen, wo wir einheimiſch ſeyn wollen. Wem die Ruhe gegönnt iſt, der thut wohl daran; mir iſt es nicht ſo. Ich muß erſt älter werden, denn jezt weiß ich ſelber noch nicht was ich will.

Siebentes Kapitel.

Franz hatte ſich gleich bei ſeiner Ausreiſe vorgenommen, ſeinem Geburtsorte ein Gemählde von ſich zum Angedenken zu hinterlaſſen. Der Gedanke der Verkündigung der Geburt Chriſti lag ihm noch im Sinn, und er bildete ihn weiter aus und mahlte fleißig. Aber bei der Arbeit fehlte ihm dieſe Seelenruhe, die er damals in ſei-

nem Briefe geſchildert hatte, alles hatte ihn betäubt und die bildende Kraft erlag oft den Umſtänden. Er fühlte es lebhaft wieder, wie es ganz etwas anders ſei, in einer glücklichen Minute ein kühnes und edles Kunſtwerk zu entwerfen, und es nachher mit unermüdeter Aemſigkeit und dem nie ermattenden Reiz der Neuheit durchzuführen. Mitten in der Arbeit verzweifelte er oft an ihrer Vollendung, er wollte es ſchon unbeendigt ſtehen laſſen, als ihm Dürers Brief zur rechten Zeit Kraft und Erquickung ſchenkte. Jezt endigte er ſchneller, als er erwartet hatte.

Wir wollen hier dem Leſer dieſes Bild kürzlich beſchreiben. Ein dunkles Abendroth dämmerte auf den fernen Bergen, denn die Sonne war ſchon ſeit lange untergegangen, in dem bleichrothen Scheine lagen alte und junge Hirten mit ihren Heerden, dazwiſchen Frauen und Mädchen; die Kinder ſpielten mit Lämmern. In der Ferne gingen zwei Engel durch das hohe Korn, und erleuchteten mit ihrem Glanze die Landſchaft. Die Hirten ſahen mit ſtiller Sehnſucht nach ihnen, die Kinder ſtreckten die Hände nach den Engeln aus, das Angeſicht des einen Mädchens ſtand völlig im roſenrothen Schimmer, vom fernen Strahl der Himmliſchen erleuchtet. Ein junger Hirt hatte ſich umgewendet, und ſah mit verſchränkten Armen und tiefſinnigem Geſichte der untergegangenen Sonne nach, als wenn mit ihr die Freude der Welt, der Glanz des Tages, die anmuthigen und erquickenden Strahlen verſchwunden wären; ein alter Hirt faßte ihn beim Arm, um ihn umzudrehen und ihm die Freudigkeit zu zeigen, die von Morgenwärts herſchritt. Dadurch hatte Franz der untergegangenen Sonne gegenüber gleichſam eine neuaufgehende darſtellen wollen, der alte Hirt

ſollte den jungen beruhigen und zu ihm ſagen: „Seelig ſind die nunmehr ſterben, denn ſie werden in dem Herrn ſterben!“ Einen ſolchen zarten, troſtreichen und frommen Sinn hatte Franz für den vernünftigen und fühlenden Beſchauer in das Gemählde zu bringen geſucht.

Er hatte es nun vollendet, und ſtand lange nachdenkend und ſtill vor ſeinem Werke. Er empfand eine wunderbare Beklemmung, die er an ſich nicht gewohnt war, es ängſtete ihn, von dem theuren Werke, an dem er mehrere Wochen mit ſo vieler Liebe gearbeitet hatte, Abſchied zu nehmen. Das glänzende Bild der erſten Begeiſterung war während der Arbeit aus ſeiner Seele gänzlich hinweg gelöſcht, und er fühlte darüber eine trübe Leere in ſeinem Innern, die er mit keinem neuen Entwurfe, mit keinem Bilde wieder ausfüllen konnte. Iſt es nicht genug, ſagte er zu ſich ſelber, daß wir von unſern lebenden Freunden ſcheiden müſſen? Müſſen auch noch jene befreundeten Lichter in unſrer Seele Abſchied von uns nehmen? So gleicht unſer Lebenslauf einem Spiele, in dem wir unaufhörlich verlieren, wo wir halb verrückt ſtets etwas Neues einſezen, das uns koſtbar iſt, und niemals keinen Gewinn dafür austauſchen. Es iſt ſeltſam, daß unſer Geiſt uns treibt, die innere Entzükkung durch das Werk unſrer Hände zu offenbaren, und daß wir, wenn wir vollendet haben, in unſerm Fleiß uns ſelbſt nicht wieder erkennen.

Das Mahlergeräthe ſtand unordentlich um das Bild her, die Sonne ſchien glänzend auf den friſch aufgetragenen Firniß, er hörte das taktmäßige Klappen der Dreſcher in den Scheuren, in der Ferne das Vieh auf dem Anger brüllen, und die kleine Dorfglocke gab mit beſcheidenen Schlägen die Zeit des Tages an; alle Thätigkeit,

alle menſchliche Arbeit kam ihm in dieſen Augenblicken ſo ſeltſam vor, daß er lächelnd die Hütte verließ, und wieder ſeinem geliebten Walde zueilte, um ſich von der innern Verwirrung zu erholen.

Im Walde legte er ſich in das Gras nieder und ſah über ſich in den weiten Himmel, er überblickte ſeinen Lebenslauf und ſchämte ſich, daß er noch ſo wenig gethan habe. Er betrachtete jedes Werk eines Künſtlers als ein Monument, das er den ſchönſten Stunden ſeiner Exiſtenz gewidmet habe; um jedes wehen die himmliſchen Geiſter, die dem bildenden Sinn die Entzückungen brachten, aus jeder Farbe, aus jedem Schatten ſprechen ſie hervor. Ich bin nun ſchon drei und zwanzig Jahr alt, rief er aus, und noch iſt von mir nichts geſchehn, das der Rede würdig wäre; ich fühle nur den Trieb in mir und meine Muthloſigkeit, der friſche thätige Geiſt meines Lehrers iſt mir nicht verliehen, mein Beginnen iſt zaghaft, und alle meine Bildungen werden die Spur dieſes zagenden Geiſtes tragen.

Er kehrte zurück als es Abend war, und las ſeiner Pflegemutter einige fromme Geſänge aus einem alten Buche vor, das er in ſeiner Kindheit ſehr geliebt hatte. Die frommen Gedanken und Ahndungen redeten ihn wieder an wie damals, er betrachtete ſinnend den runden Tiſch mit allen ſeinen Furchen und Narben, die ihm ſo wohl bekannt waren, er fand die Figuren wieder, die er manchmal am Abend heimlich mit ſeinem Meſſer eingerizt hatte, und er mußte über die erſten Verſuche ſeiner Zeichenkunſt lächeln. Mutter, ſagte er zu der alten Brigitte, am künftigen Sonntage wird nun mein Gemählde in unſrer Kirche aufgeſtellt, da müßt Ihr den Gottesdienſt nicht verſäumen. Gewiß nicht, mein Sohn, ant-

wortete die Alte, das neue Bild wird mir zu einer ſonderlichen Erbauung dienen; unſer Altargemählde iſt kaum mehr zu erkennen, das erweckt keine Rührung, wenn man es anſieht. Aber ſage mir, was wird am Ende aus ſolchen alten Bildern?

Sie vergehn, liebe Mutter, antwortete Franz ſeufzend, wie alles übrige in der Welt. Es wird eine Zeit kommen, wo man keine Spur mehr von den jezigen großen Meiſtern antrift, wo die unerbittliche, unkünſtliche Hand der Zeit alle Denkmale ausgelöſcht hat.

Das iſt aber ſchlimm, ſagte Brigitte, daß alle dieſe mühſelige Arbeit ſo vergeblich iſt; ſo unterſcheidet ſich ja Deine Kunſt, wie Du es nennſt, von keinem andern Gewerbe auf der Erde. Der Mann, deſſen Altarblatt nun abgenommen werden ſoll, hat ſich gewiß auch recht gefreut, als ſeine Arbeit fertig war, er hat es auch gut damit gemeint; und doch iſt das alles umſonſt, denn nun wird das vergeſſen, und er hat vergeblich gearbeitet.

So geht es mit aller unſrer irdiſchen Thätigkeit, antwortete Franz, nichts als unſre Seele iſt für die Unſterblichkeit geſchaffen, unſre Gedanken an Gott ſind das Höchſte in uns, denn ſie lernen ſich ſchon in dieſem Leben für die Ewigkeit ein, und folgen uns nach. Sie ſind das ſchönſte Kunſtwerk, das wir hervorbringen können, und ſie ſind unvergänglich.

Am Sonntage ging Franz mit einigen Arbeitsleuten früh in die Kirche. Das alte Bild wurde losgemacht; Franz wiſchte den Staub davon ab und betrachtete es mit vieler Rührung. Es ſtellte die Kreuzigung vor, und manche Figuren waren ganz verloſchen, es war eins von denen Gemählden, die noch ohne Oehl gearbeitet waren, die Köpfe zeigten ſich hart, die Gewänder ſteif, und Zet-

tel mit Sprüchen verbreiteten ſich aus dem Munde der Perſonen. Sternbald bemühte ſich ſehr, den Nahmen des Meiſters zu entdecken, aber vergebens; er ſorgte dann dafür, daß das Bild nicht weggeworfen wurde, ſondern er verſchloß es ſelbſt in einen Schrank der Kirche, damit auch künftig ein Kunſtfreund dies alte Ueberbleibſel wiederfinden könne.

Jezt war ſein Gemählde befeſtigt, die Glocke fing zum erſtenmale an, durch das ruhige Dorf zu läuten, Bauern und Bäuerinnen waren in ihren Stuben, und beſorgten ämſig ihren feſtlichen Anzug. Man hörte keinen Arbeiter, ein ſchöner heitrer Tag glänzte über die Dächer, die alten Weiden ſtanden ruhig am kleinen See, denn kein Wind rührte ſich. Franz ging auf der Wieſe, die hinter dem Kirchhofe lag, hin und her, er zog die ruhige heitre Luft in ſich, und ſtillentzückende Gedanken regierten ſeinen Geiſt. Wenn er nach dem Walde ſah, empfand er eine ſeltſame Beklemmung; in manchen Augenblicken glaubte er, daß dieſer Tag ſehr merkwürdig für ihn ſeyn würde; dann verflog es aus ſeiner Seele wie eine ungewiſſe Ahndung, die zuweilen nächtlich um den Menſchen wandelt, und beim Schein des Morgens ſchnell entflieht. Es war jezt nicht mehr ſein Gemählde, was ihn beſchäftigte, ſondern etwas Fremdes, das er ſelbſt nicht kannte.

So iſt die Seele des Künſtlers oft von wunderlichen Träumereien befangen, denn jeder Gegenſtand der Natur, jede bewegte Blume, jede ziehende Wolke iſt ihm eine Erinnerung, oder ein Wink in die Zukunft. Heereszüge von Luſtgeſtalten wandeln durch ſeinen Sinn hin und zurück, die bei den übrigen Menſchen keinen Eingang antreffen: beſonders iſt der Geiſt des Dichters ein ewig

bewegter Strom, deſſen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke ſchweigt, jeder Hauch rührt ihn an und läßt eine Spur zurück, jeder Lichtſtrahl ſpiegelt ſich ab, er bedarf der läſtigen Materie am wenigſten, und hängt am meiſten von ſich ſelber ab, er darf in Mondſchimmer und Abendröthe ſeine Bilder kleiden, und aus unſichtbaren Harfen niegehörte Töne locken, auf denen Engel und zarte Geiſter hernieder gleiten, und jeden Hörer als Bruder grüßen, ohne daß ſich dieſer oft aus dem himmliſchen Gruße vernimmt und nach irdiſchen Geſchäften greift, um nur wieder zu ſich ſelber zu kommen. In jenen beklemmten Zuſtänden des Künſtlers liegt oft der Wink auf eine neue nie betretene Bahn, wenn er mit ſeinem Geiſte dem Liede folgt, das aus ungekannter Ferne herüber tönt. Oft iſt jene Aengſtlichkeit ein Vorgefühl der unendlichen Mannigfaltigkeit der Kunſt, wenn der Künſtler glaubt, Leiden, Unglück oder Freuden zu ahnden.

Jezt hatte die Glocke zum letztenmale geläutet, die Kirche war ſchon angefüllt, Sternbalds Mutter hatte ihren gewöhnlichen Platz eingenommen. Franz ſtellte ſich in die Mitte der kleinen Kirche und das Orgelſpiel und der Geſang hub an; die Kirchthür ihm gegenüber war offen, und das Geſäuſel der Bäume töute herein. Franz war in Andacht verloren, der Geſang zog wie mit Wogen durch die Kirche, die ernſten Töne der Orgel ſchwollen majeſtätiſch herauf, und ſprachen wie ein melodiſcher Sturmwind auf die Hörer herab; aller Augen waren während des Geſanges nach dem neuen Bilde gerichtet. Franz ſah auch hin und erſtaunte über die Schönheit und rührende Bedeutſamkeit ſeiner Figuren, ſie waren nicht mehr die ſeinigen, ſondern er empfand eine Ehrfurcht, einen andächtigen Schauer vor dem Gemählde. Es ſchien,

als wenn ſich unter den Orgeltönen die Farbengebilde bewegten und ſprächen und mit ſängen, als wenn die fernen Engel näher kämen, und jeden Zweifel, jede Bangigkeit mit ihren Strahlen aus dem Gemüthe hinwegleuchteten, er empfand eine unausſprechliche Wonne in dem Gedanken ein Chriſt zu ſeyn. Von dem Bilde glitt dann ſein Blick nach dem grünen Kirchhofe vor der Thüre hin, und es war ihm, als wenn Baum und Geſträuch außerhalb auch mit Frömmigkeit beteten, und unter der umarmenden Andacht ruhten. Aus den Gräbern ſchienen leiſe Stimmen der Abgeſchiedenen herauszuſingen, und mit Geiſterſprache den ernſten Orgeltönen nachzueilen; die Bäume jenſeit des Kirchhofs ſtanden betrübt und einſam da, und hoben ihre Zweige wie gefaltete Hände empor, und freundlich legten ſich durch die Fenſter die Sonnenſtrahlen weit in die Kirche hinein. Die unförmlichen ſteinernen Bilder an der Mauer waren nicht mehr ſtumm, die fliegenden Kinder, mit denen die Orgel verziert war, ſchienen in lieber Unſchuld auf ihrer Leyer zu ſpielen, um den Herrn, den Schöpfer der Welt zu loben.

Sternbalds Gemüth ward mit unausſprechlicher Seeligkeit angefüllt, er empfand zum erſtenmale den harmoniſchen Einklang aller ſeiner Kräfte und Gefühle, ihn ergriff und beſchirmte der Geiſt, der die Welt regiert und in Ordnung hält, er geſtand es ſich deutlich, wie die Andacht der höchſte und reinſte Kunſtgenuß ſei, deſſen unſre menſchliche Seele nur in ihren ſchönſten und erhabenſten Stunden fähig iſt. Die ganze Welt, die mannichfaltigſten Begebenheiten, Unglück und Glück, das Niedre und Hohe, alles ſchien ihm in dieſen Augenblicken zuſammen zu fließen, und ſich ſelbſt nach einem kunſtmäßigen Ebenmaße zu ordnen. Thränen floſſen ihm aus den Augen,

und er war mit ſich, mit der Welt, mit allem zufrieden.

Schon in Nürnberg war es oft für ihn eine Erquickung geweſen, ſich aus dem Getümmel des Marktes und des verworrenen geräuſchvollen Lebens in eine ſtille Kirche zu retten: da hatte er oft geſtanden, die Pfeiler und das erhabene Gewölbe betrachtet, und das Gewühl vergeſſen, er hatte es immer empfunden, wie dieſe heilige Einſamkeit auf jedes Gemüth gut wirken müſſe, aber noch nie hatte er dieſe reine, erhabne Entzückung genoſſen.

Die Orgel ſchwieg, und man vernahm aus der Ferne über die Wieſe her das Schnauben von Pferden und einen ſchnellrollenden Wagen. Franz hob ſeine Augen auf; in demſelben Augenblick eilte das Fuhrwerk der Kirche vorüber, ein Rad fuhr ab, der Wagen ſtürzte, und zwei junge Mädchen und ein alter Mann waren im Begriff zu fallen, als Franz ſchon hinzugeeilt war und den Wagen hielt, indem der Fuhrmann die Pferde hemmte. Die ſchönſte und, wie es ſchien, die Herrin der übrigen, lag in ſeinen Armen, ihr Kopf ruhte an ſeinem Geſicht, geringelte blonde Haare, die durch den plözlichen Sturz ſich unter einer reichen Goldhaube losgemacht hatten, waren wie ein glänzendes Netz um beide geſpreitet, aus dem grünen Atlas-Mantel wogte nahe an ihm ein blendend weißer Buſen in heftiger Bewegung des Erſchreckens. Endlich erhob ſie das durchdringlich blaue Auge und dankte ihm lächelnd. Alle ſtiegen ab, und Franz war geſchäftig, die Fremden zu bedienen, indeſſen der Fuhrmann ſeinen Wagen wieder einrichtete. Die ſchöne Fremde betrachtete unſern Freund aufmerkſam, er ſchien mehr erſchrocken als ſie, er bat ſie mit gerührtem Ton, ſich zu erholen. Er

wußte nicht, was er ſagen ſollte; die blauen Augen des Mädchens begegneten ihm und er erröthete, der alte Mann ſprach mit der Dienerin. Die Fremde lehnte ſich auf ſeinen Arm, wie ermüdet, und ſo traten ſie in die Kirche ein; ſie ließ ſich auf ein Knie nieder und bekreuzte ſich, nach dem Altar gewendet, ſehr andächtig, was der Gemeine auffiel, dann erhob ſie ſich und ſagte: welch ein herrliches, rührendes Altarbild! Ja wohl, ſagte Franz, außer ſich vor Entzücken, und ſie fuhr fort: gewiß von Dürer, oder einem ſeiner Schüler, herrliche Werke haben die Deutſchen hervorgebracht. Franz verſtummte und zitterte. Indeß war der Wagen wieder in Stand geſetzt, ſie ſchritten wieder aus der Kirche, und Franz ängſtete ſich, daß ſie nun wieder abreiſen würde; noch gingen ſie unter den duftenden Bäumen auf und ab, und der Geſang ſcholl ihnen aus der Kirche entgegen. Nun ſtiegen die Fremden wieder auf, der junge Mahler fühlte ſein Herz heftig ſchlagen, die holde Geſtalt dankte ihm noch einmal, und nun flog der Wagen fort. Er ſah ihnen nach, ſo weit er konnte; jezt nahten ſie einem fernen Gebüſche, der Wagen verſchwand, er war wie betäubt.

Als er wieder zu ſich erwachte, ſah er im Graſe, wo er geſtanden hatte, eine kleine zierliche Brieftaſche liegen. Er nahm ſie ſchnell auf und entfernte ſich damit; es war kein Zweifel, daß ſie der Fremden gehören müſſe. Es war unmöglich, dem Wagen nachzueilen, er hatte auch nicht gefragt, wohin ſie ſich wenden wolle, und eben ſo wenig wußte er den Nahmen der Reiſenden. Alles dies beunruhigte ihn erſt jezt, als er die Brieftaſche in ſeinen Händen hielt. Er mußte ſie behalten, und wie theuer war ſie ihm! Er wagte es nicht, ſie zu eröffnen, ſondern eilte mit ihr ſeinem geliebten Walde zu; hier ſezte er ſich auf

dem Platze nieder, der ihm so heilig war, hier machte er sie mit zitternden Händen auf, und das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Gebinde wilder vertrockneter Blumen. Er blickte um sich her, er besann sich, ob es ein Traum seyn könne, er konnte sich nicht zurück halten, er küßte die Blumen und weinte heftig: innerlich ertönte der Gesang des Waldhorns, den er in der Kindheit gehört hatte.

Auf einem Blättchen stand geschrieben: „diese Blümchen erhielt ich von dem schönsten und freundlichsten Knaben, als ich sechs Jahr alt, meine erste Reise über Mergentheim machte."

So bist du es gewesen, mein Genius, mein schützender Engel! rief er aus. Du bist mir wieder vorüber gegangen, und ich kann mich nicht finden, ich kann mich nicht zufrieden geben. Auf diesem Platze hier sind diese Blumen gewachsen, schon vierzehn Sommer sind indessen über die Erde gegangen, und auf diesem Platze halte ich nach so langer Zeit das theure Geschenk wieder in meinen Händen. Du warst es, Bothin des Himmels, für die ich mein erstes Bild aufgestellt habe, dein Auge mußte es erleuchten, deinen Wohlgefallen hat es erregt, und du hast dein Knie in frommer Herzensdemuth davor geneigt. O wann werd' ich dich wiedersehen? Kann es Zufall seyn, daß du mir wieder begegnet bist?

Es giebt Stunden, in denen das Leben einen gewaltsamen, schnellen Anlauf nimmt, wo die Blüthen plözlich aufbrechen und alles sich in und um den Menschen verändert. Dieser Tag war für Sternbald ein solcher; er konnte sich gar nicht wieder erholen, er wünschte nichts und dürstete doch nach den wunderbarsten Begebenheiten, er sah über seine Zukunft wie über ein glänzendes Blu-

menfeld hin, und doch genügte ihm keine Freude, er war unzufrieden mit allem, was da kommen konnte, und doch fühlte er ſich ſo überſeelig.

Außerdem enthielt das Taſchenbuch nichts, woraus er den Nahmen oder den Aufenthalt der wunderbaren Fremden, mit der er doch ſo vertraut zu ſeyn wähnte, hätte erfahren können. Auf der einen Seite ſtand:

„zu Antwerpen ein ſchönes Bild von Lukas von Leyden geſehn.“

und dicht darunter:

„ebendaſelbſt, ein unbeſchreibliches ſchönes Crucifix vom großen Albert Dürer.“

Er küßte das Blatt zu wiederholten Malen, er konnte heut ſeine Empfindungen durchaus nicht bemeiſtern. Es war ihm zu ſeltſam und zu erfreulich, daß die Engelsgeſtalt, die er ſo fernab im Traume ſeiner Kindheit geſehen hatte, ſeinen Dürer verehrte, den er ſo genau kannte, deſſen Freund er war, daß ſie ihn durch ihr Lob ſeines erſten Gemählde zum Künſtler geweiht hatte. Sein Schickſal ſchien ein wunderbarer Einklang von Geſängen, er konnte nicht genug darüber ſinnen, ja er konnte an dieſem Tage vor Entzücken nicht müde werden.

Achtes Kapitel.

Franz hatte ſeinem Sebaſtian dieſe Begebenheiten geſchrieben, die ihm ſo merkwürdig waren; es war nun die Zeit verfloſſen, die er ſeinem Aufenthalte in ſeinem Geburtsorte gewidmet hatte, und er beſuchte nur noch einmal die Plätze, die ihm in ſeiner Kindheit ſo bekannt ge-

worden waren: dann nahm er Abſchied von ſeiner Mutter.

Er war wieder auf dem Wege, und nach einiger Zeit ſchrieb er ſeinem Freunde noch einen zweiten Brief:

Liebſter Bruder!

„Manchmal frage ich mich ſelbſt mit der größten Ungewißheit, was aus mir werden ſoll. Bin ich nicht plözlich ohne mein Zuthun in ein recht ſeltſames Labyrinth verwickelt? Meine Eltern ſind mir genommen und ich weiß nicht, wem ich angehöre, meine Freunde habe ich verlaſſen, jenen glänzenden Engel habe ich nur wie ein vorbeifliegendes Schimmerbild wahrgenommen. Warum treten mir dieſe Verwickelungen in den Weg, und warum darf ich nicht wie die übrigen Menſchen einen ganz einfachen Lebenswandel fortſezen?“ —

„Ich glaube manchmal, und ſchäme mich dieſes Gedankens, daß mir meine Kunſt zu meinem Glücke nicht genügen dürfte, auch wenn ich endlich weiter und auf eine höhere Stufe gekommen ſeyn ſollte. Ich ſage nur Dir dieſes im Vertrauen, mein liebſter Sebaſtian, denn jeder andere würde mir antworten: nun, warum legſt Du nicht Pallette und Pinſel weg, und ſuchſt durch gewöhnliche Thätigkeit den Menſchen nüzlich zu werden und dein Brod zu erwerben? Es kann ſein, daß ich beſſer thäte, aber alle dergleichen Gedanken fallen mir jezt ſehr zur Laſt. Es iſt etwas Trübſeliges darinn, daß das ganze große menſchliche Leben mit allen ſeinen unendlichen ſcheinenden Verwickelungen durch den allerarmſeligſten Mechanismus umgetrieben wird; die kümmerliche Sorge für morgen ſezt ſie alle in Bewegung, und die Meiſten dünken ſich noch was rechts, wenn ſie dieſer Beweggrund in recht heftige Thätigkeit ängſtigt.“

„Ich weiß nicht, wie Du dieſe Aeußerungen anſehen wirſt, ich fühle es ſelbſt, wie nothwendig der Fleiß dem Menſchen iſt, eben ſo, wie man ihn mit Recht edel nennen kann. Aber wenn alle Menſchen Künſtler wären, oder Kunſt verſtänden, wenn ſie das reine Gemüth nicht beflecken und im Gewühl des Lebens zerquälen dürften, ſo wären doch gewiß Alle um vieles glücklicher. Dann hätten ſie die Freiheit und die Ruhe, die wahrhaftig die größte Seligkeit ſind. Wie beglückt müßte ſich dann der Künſtler fühlen, der die reinſten Empfindungen dieſer Weſen darzuſtellen unternähme! Dann würde es erſt möglich ſeyn, das Erhabene zu wagen, dann würde jener falſche Enthuſiasmus, der ſich an Kleinigkeiten und Spielwerk ſchließt, erſt eine Bahn finden, auf der er eine herrliche Erſcheinung wandeln dürfte. Aber alle Menſchen ſind ſo gemartert, ſo von Mühſeligkeiten, Neid, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß ſie gar nicht das Herz haben, die Kunſt und Poeſie, den Himmel und die Natur als etwas Göttliches anzuſehen. In ihre Bruſt kömmt ſelbſt die Andacht nur mit Erdenſorgen vermiſcht, und indem ſie glauben klüger und beſſer zu werden, vertauſchen ſie nur eine Jämmerlichkeit mit der andern.“

„Du ſiehſt, ich führe noch immer meine alten Klagen, und ich habe vielleicht ſehr Unrecht. Ich ſehe wohl alles anders an, wenn ich älter werde, aber ich wünſche es nicht. Ach Sebaſtian, ich habe manchmal eine unausſprechliche Furcht vor mir ſelber; ich empfinde meine Beſchränktheit, und doch kann ich es nicht wünſchen, dieſe Gefühle zu verlieren, die ſo mit meiner Seele verwebt ſcheinen, daß ſie vielleicht mein eigentliches Selbſt ausmachen. Wenn ich daran denke, daß ich mich ändern könnte, ſo iſt mir eben ſo als wenn Du ſterben ſollteſt.“ —

„Wenn ich nur wenigſtens mehr Stolz und Feſtigkeit hätte! Denn ich muß doch vorwärts, und kann nicht immer ein weichherziges Kind bleiben, wenn ich auch wollte. Ich glaube faſt, daß der Geiſt am leichteſten unterſinkt und verloren geht, der ſich zu blöde und beſcheiden betrachtet: man muß mit kaltem Vertrauen zum Altar der Göttinn treten, und dreiſt eine von ihren Gaben fordern, ſonſt drängt ſich der Unwürdige vor, und trägt über den Beſſeren den Sieg davon. Ich möchte manchmal darüber lachen, daß ich alles in der Welt ſo ernſthaft betrachte, daß ich ſo viel ſinne, wenn es doch nicht anders ſeyn kann, und mit Schwingen der Seele das zu ereilen trachte, wonach andere nur die Hand ausſtrecken. Denn wohin führt mich meine Liebe, meine Verehrung der Künſtler und ihrer Werke? Viele große Meiſter haben ſich gewiß recht kaltblütig vor die Staffelei geſetzt, ſo wie auch gewöhnlich unſer Albrecht arbeitet, und dann dem Werke ſeinen Lauf gelaſſen, überzeugt, daß es ſo werden müſſe, wie es ihnen gut dünkt.“

„Meine Wanderung bringt oft ſonderbare Stimmungen in mir hervor. Jezt bin ich in einem Dorfe und ſehe den Nebel auf den fernen Bergen liegen, matte Schimmer bewegen ſich im Dunſte und Wald und Berg tritt aus dem Schleier oft plözlich hervor. Ich ſehe Wanderer zu Fuß und zu Pferde ihre Straße forteilen, und ferne Thürme und Städte ſind das Ziel, wonach ſie in mannichfaltiger Richtung ſtreben. Ich befinde mich mit unter dieſem Haufen, und die übrigen wiſſen nichts von mir, ſie gehn mir vorüber und ich kenne ſie nicht, jeder unſichtbare Geiſt wird von einem andern Intereſſe beherrſcht, und jeder beneidet und bemitleidet auf Gerathewohl den andern. Ich denke mir alle die mannichfaltigen Wege,

durch Wälder, über Berge, an Strömen vorüber: wie jeder Reisende sich umsieht und in des andern Heimath sich in der Fremde fühlt, wie jeder umher schaut und nach dem Bruder seiner Seele sucht, und so wenige ihn finden, und immer wieder durch Wälder und Städte, Bergüber, an Strömen vorbei, weiter reisen, und ihn immer nicht finden. Viele suchen schon gar nicht mehr, und diese sind die Unglücklichsten, denn sie haben die Kunst zu leben verlernt, da das Leben nur darin besteht, immer wieder zu hoffen, immer zu suchen; der Augenblick, wenn wir dies aufgeben, sollte der Augenblick unsers Todes seyn. So ist es auch vielleicht, und jene wahrhaft Elenden müssen dann an der Zeit hinsterben, und wissen und empfinden nicht, woran sie das Leben verlieren."

„Ich will daher immer suchen und erwarten, ich will meine Entzückung und Verehrung der Herrlichkeit in meinem Busen aufbewahren, weil dieser schöne Wahnsinn das schönste Leben ist. Der Vernünftige wird mich immer als einen Berauschten betrachten, und mancher wird mir vielleicht furchtsam oder auch verachtend aus dem Wege gehen. — Welche Gegend ihr Blick wohl jezt durchwandert! Ich schaue nach Osten und Westen, um sie zu entdecken, und ängstige mich ab, daß sie vielleicht in meiner Nähe ist, ohne daß ich es erfahren kann. Nur einmal sehn, nur einmal sprechen möcht' ich sie noch, ich kann mein Verlangen darnach nicht mit Worten ausdrücken, und doch wüßt' ich nicht was ich ihr sagen sollte, wenn ich sie plözlich wiederfände. Ich kann es nicht sagen, was meine Empfindung ist, und ich weiß nicht, ob Du nicht Deinen Freund belächelst. Aber Du bist zu gut, um über mich zu spotten; auch bin ich zu ehrlich gegen Dich."

„Wenn ich an die reizenden Züge denke, an dieſe heilige Unſchuld ihrer Augen, dieſe zarten Wangen, — wenigſtens möcht' ich ein Gemählde, ein treues, einfaches der jetzigen Geſtalt beſitzen. Tod und Trennung ſind es nicht allein, die wir zu bejammern haben; ſollte man nicht jeden dieſer ſüßen Züge, jede dieſer ſanften Linien beweinen, die die Zeit nach und nach vertilgt? Der ungeſchickte Künſtler, der durch beſtändiges Nachmahlen ſein Bild verdirbt, das er erſt ſo ſchön ausgearbeitet hatte. Ich ſehe ſie vielleicht nach vielen, vielen Jahren wieder, vielleicht auch nie. Es giebt ein Lied eines alten Sängers, ich ſchreibe Dir es auf:

Wohl auf und geh in den vielgrünen Wald,
Da ſteht der rothe friſche Morgen,
Entlade Dich der bangen Sorgen,
Und ſing' ein Lied, das fröhlich durch die Zweige ſchallt!
Es blizt und funkelt Sonnenſchein
Wohl in das grüne Gebüſch hinein,
Und munter zwitſchern die Vögelein. —

— Ach nein! ich gehe nimmer zum vielgrünen Wald,
Das Lied der ſüßen Nachtigall ſchallt,
Und Thränen,
Und Sehnen
Bewegen die bange, die ſtrebende Bruſt,
Im Walde, im Walde wohnt mir keine Luſt,
Denn Sonnenſchein,
Und hüpfende Vögelein,
Sind mir Marter und Pein!

Einſt fand ich den Frühling im grünenden Thal,
Da blühten und dufteten Roſen zumal,

Durch Waldesgrüne
Erſchiene
Im Eichenforſt wild
Ein ſüßes Gebild:
Da blizte Sonnenſchein,
Es ſangen Vögelein
Und riefen die Geliebte mein.

Sie ging mit Frühling Hand in Hand,
Die Weſte küßten ihr Gewand,
Zu Füßen
Die ſüßen
Viol und Primeln hingekniet
Indem ſie ſtill vorüberzieht,
Da gingen ihr die Töne nach,
Da wurden alle Stimmen wach,
Da girrte Nachtigall noch zärtlicher ihr Ach!

Mich traf ihr wunderſüßer Blick:
Woher? Wohin du goldnes Glück?
Die Schöne,
Die Töne,
Die rauſchenden Bäume,
Wie goldene Träume!
Iſt dies noch der Eichengrund?
Grüßt mich dieſer rothe Mund?
Bin ich todt, bin ich geſund?

Da ſchwanden mir die alten Sorgen,
Und neue kehrten bei mir ein,
Ich traf die Maid an jedem Morgen
Und ſchöner grünte ſtets der Hain:
Lieb', wie ſüße
Deine Küſſe!

Glänzend ſchönſte Zier,
Wohne ſtets bei mir,
Im vielgrünen Walde hier! —

Ich ging hinaus im Morgenlicht,
Da kam die ſüße Liebe nicht;
Vom Baume hernieder
Schrie Rabe ſeine heiſern Lieder:
Da weint' und klagt' ich laut,
Doch nimmer kam die Braut, —
Und Morgenſchein,
Und Vögelein
Nur Angſt und Pein!

Ich ſuchte ſie auf und ab, über Berge, Thälerwärts,
Ich ſah manche fremde Ströme fließen,
Aber ach! mein liebend banges Herz
Nimmer fand's die Gegenwart der Süßen:
Einſam blieb der Wald,
Da kam der Winter kalt;
Vöglein,
Sonnenſchein
Flohen aus dem Walde mein. —

Ach! ſchon viele Sommer ſtiegen nieder,
Oftmals kam der Zug der Vögel wieder,
Oft hat ſich der Wald in Grün gekleidt,
Niemals kam zurück die ſüße Maid.
Zeit! Zeit!
Warum trägſt du ſo grauſamen Neid?

Ach! ſie kommt vielleicht auf fremden Wegen
Ungekannter Weiſ' mir bald entgegen,
Aber Jugend iſt von mir gewichen,

Ihre ſchönen Wangen ſind erblichen,
Kömmt ſie auch hinab zum Eichengrund
Kenn' ich ſie nicht mehr am rothen Mund:
O Leide!
Fremd ſind wir uns beide!
Keiner kennt den andern
Im Wandern!

Wer Jüngling iſt der wandle munter
Den Wald hinunter,
Wohl mag's, daß ihm Treulieb entgegen ziehet,
Dann blühet
Aus allen Knospen Frühling auf ihn ein: —
Doch niemals treff' ich die verlorne Jugend mein,
Drum iſt mir Sonnenſchein,
Die Nachtigall im Hain
Nur Qual und Pein!

„Ach! Vielleicht iſt für mich auch einſt der vielgrüne Wald ſo abgeſtorben!"

„Oft möcht' ich alles in Gedichten niederſchreiben, und ich fühle es jezt, wie die Dichter entſtanden ſind. Du vermagſt das Weſen, was Dein innerſtes Herz bewegt nicht anders auszuſprechen."

„Ich habe endlich einen neuen Kupferſtich von unſerm Albert geſehn, den er ſeit meiner Abweſenheit gemacht hat. Du wirſt ihn kennen, es iſt der leſende Einſiedler. Wie ich da wieder unter Euch war! Denn ich kannte die Stube, den Tiſch und die runden Scheiben gleich wieder, die Dürer auf dieſem Bilde von ſeiner eignen Wohnung abgeſchrieben hat. Wie oft habe ich die runden Scheiben betrachtet, die der Sonnenſchein an der Täfelung oder an der Decke zeichnete; der theure Hieronymus ſizt

an Dürers Tiſch. Es iſt ſchön, daß unſer Meiſter in ſeiner frommen Vorliebe für das, was ihn ſo nahe umgiebt, der Nachwelt ein Konterfei von ſeinem Zimmer gegeben hat, wo alles ſo bedeutend iſt, und jeder Zug Andacht und Einſamkeit ausdrückt."

„Ich gehe auf meinem Wege oft in die kleinen Kapellen hinein, und verweile mich dabei, die Gemählde und Zeichnungen zu betrachten. Ob es meine Unerfahrenheit, oder meine Vorliebe für das Alterthum macht, ich ſehe ſelten ein ganz ſchlechtes Bild; ehe ich die Fehler entdecke, ſehe ich immer die Vorzüge an jedem. Ich habe gemeiniglich bei jungen Künſtlern die entgegengeſezte Gemüthsart gefunden, und ſie wiſſen ſich immer recht viel mit ihrem Tadel. Ich habe oft eine fromme Ehrfurcht vor unſern treuherzigen Vorfahren, die zuweilen recht ſchöne und erhabene Gedanken mit ſo wenigen Umſtänden ausgedrückt haben."

„Ich will meinen Brief ſchließen. Möge der Himmel Dich und meinen theuern Albert geſund erhalten! Dieſer Brief dürfte ſeinem ernſten Sinne ſchwerlich gefallen. Laß mich bald Nachrichten von Dir und von allen Bekannten hören."

In die Ferne geht die Liebe
Ungekannt durch Nacht und Schatten;
Ach! wozu daß ich hier bliebe
Auf den vaterländſchen Matten?

Wie mit ſüßen Flötenſtimmen
Rufen alle goldnen Sterne:
„Weit muß manche Woge ſchwimmen,
Deine Lieb' iſt in der Ferne,

Jenes Bild vor dem Du knieteſt,
Dich ihm ganz zu eigen gabſt,
Ihm mit allen Sinnen glühteſt,
An dem Schatten Dich erlabſt, —

Was Dein Geiſt als Zukunft dachte,
Dein Entzücken Kunſt genannt,
Was als Morgenroth Dir lachte,
Oft ſich wieder abgewandt,

Sie nur iſt es! Dein Verzagen
Hat ſie fort von Dir geſcheucht,
Willſt Du es nur männlich wagen
Wird das Ziel noch einſt erreicht,

Alle Ketten ſind geſprungen
Und befreit iſt dann Dein Geiſt,
Jeder Knechtſchaft kühn entſchwungen
Fühlſt Du dich nicht mehr verwaiſt,

Rückwärts flieht das zage Bangen,
Muſe reicht Dir dann die Hand,
Und führt ſicher Dein Verlangen
In der Götter Himmelsland!“ — —

Ja, wer darf mit Kunſt und Liebe
Von den Sterblichen ſich meſſen?
In dem ſchönvermählten Triebe
Wird der Himmel ſelbſt beſeſſen!

„Dieſe ungeſchickten Zeilen habe ich geſtern in einem angenehmen Walde gedichtet; meine ganze Seele war darauf hingewandt, und ich bin nicht erröthet, ſie Dir, Sebaſtian, niederzuſchreiben: denn warum ſollte ich Dir einen Gedanken meiner Seele verheimlichen? — Lebe wohl.“ —

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Franz Sternbald war über Aschaffenburg und dem alten Maynz den schönen Rhein hinunter nach den Niederlanden gereiset. Allenthalben hatte er die Denkmale Deutscher und Niederländischer Kunst aufgesucht und mit Theilnahme und Bewunderung betrachtet. Vor allen war er erstaunt über die alten Werke des Johann van Eyck, der schon vor langer Zeit die Kunst in Oel zu mahlen erfunden und verbreitet hatte, dann zogen ihn die gleichzeitigen Meister an, wie die Werke des Lukas von Leyden, Engelbrecht und Johann von Mabuse. Er fühlte in allen die Verwandschaft zu Dürers Kunstweise, obgleich sich ihm viele Betrachtungen über die Art aufdrängten, wie jeder Künstler den Gegenstand, den menschlichen Körper oder die Natur betrachtete.

Es war gegen Mittag, als er auf dem freien Felde unter einem mächtigen Baume saß, und die große Stadt Leyden betrachtete, die vor ihm lag. Er war an diesem Tage schon sehr früh ausgewandert, um sie noch zeitig zu

erreichen; jezt ruhte er aus, die Sonne des Spätherbſtes ſchien warm, er betrachtete das Bild der Stadt nachſinnend, die ſich mit ihren Thürmen vor ihm verbreitete.

Er hielt ſeine Schreibtafel in der Hand, und neben ihm im Graſe lag die fremde gefundene. Er hatte den Umriß eines Kopfes entworfen, den er eben wieder ausſtrich, weil er keine Aehnlichkeit hervorbringen konnte; es ſollte das Geſicht der Fremden vorſtellen, welche wachend und träumend ſeine Phantaſie beſchäftigte. Er rief ſich jeden Umſtand, jedes Wort, das ſie geſprochen hatte, in die Gedanken zurück, er ſah alle die lieblichen Mienen, den ſüßlächelnden Mund, die unausſprechliche Anmuth jeder Bewegung, alles zog wieder durch ſein Gedächtniß, und er fühlte ſich darüber ſo entfremdet, ſo entfernt von ihr, ſo auf ewig geſchieden, daß ihm der helle Tag, das funkelnde Gras, die klaren Waſſer trübſelig und melankoliſch wurden; ihm blühten und dufteten nur die wenigen verwelkten Blumen, die er mit ſüßer Zärtlichkeit betrachtete; dann lehnte er ſich an den Stamm des Baums, der mit ſeinen Zweigen und Blättern über ihm liſpelte, als wenn er ihm Troſt zuſprechen möchte, als wenn er ihm dunkle Prophezeiungen von der Zukunft ſagen wollte. Franz hörte aufmerkſam hin, als wenn er die Töne verſtände; denn die Natur ſcheint uns mit ihren Klängen zwar in einer fremden Sprache anzureden, aber wir ahnden doch die Bedeutſamkeit ihrer Worte, und merken gern auf ihre wunderbaren Accente.

Er hörte auf zu zeichnen, da ihm keiner ſeiner Striche Ausdruck und Würde genug hatte, er betrachtete wieder die Thürme der Stadt, auf deren Schieferdächern die Sonne hell glänzte. So werde ich jezt deine Straßen betreten, ſagte er zu ſich ſelber, ſo werde ich den berühm-

ten Lukas ſehn dürfen, von dem mir Albrecht Dürer mit ſo vieler Liebe geſprochen hat, der ſchon als Kind ein Künſtler war, deſſen Nahmen man ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre kannte. Ich werde ihn ſprechen hören und von ihm lernen, ich werde ſeine neueſten Werke ſehn, ich werde ihm ſagen können, wie ich ihn bewundre!

Bald über das Bildniß der Fremden, bald über Gemählde ſinnend, indeß in der feierlichen Stille des Mittags die Bäume nur zuweilen rauſchten, überraſchte ihn in der Ermüdung der heutigen ſtarken Tagereiſe ein ſüßer Schlummer. Ein ferner Bach murmelte ihm mit einförmig wiederkehrendem Plätſchern ein Schlaflied. Er hörte alles noch leiſe in ſeinen Schlummer hinein, und ihm dünkte, als wenn er über eine Wieſe ginge, auf welcher fremde Blumen ſtanden, die er bis dahin noch niemals geſehn hatte. Unter den Blumen waren auch die Feldblumen gewachſen, die er bei ſich trug, aber ſie waren nun wieder friſch geworden, und verdunkelten an Farbe und Glanz alle übrigen. Franz betrachtete ſie mit Gram, ſo ſchön ſie auch waren, er wollte ſie wieder pflücken, als er am Ende der Wieſe, in einer Laube ſitzend, ſeinen Lehrer Albert Dürer wahrnahm, der nach ihm hinſah und ihm zu winken ſchien. Er ging ſchnell hinzu, und als er näher kam, bemerkte er deutlich, daß Albrecht ämſig an einem Gemählde arbeitete: es war der Kopf der Fremden, das Geſicht war zum Sprechen ähnlich. Franz wußte nicht, was er dem Meiſter ſagen ſollte, ſeine Augen waren auf das Gemählde hingeheftet, und es war ihm, als wenn es über ſeine Verlegenheit und Aufmerkſamkeit mit ſüßer Schalkheit zu lächeln anfinge. Indem er noch darüber ſann, war er in einem dunkeln Walde und alles übrige verſchwunden; liebliche Stimmen riefen

ſeinen Nahmen, aber er konnte ſich aus dem Gebüſche nicht heraus finden, der Wald ward immer grüner und dunkler, doch Sebaſtians Stimme und der Ton der Fremden wurden immer deutlicher, ſie riefen ihn ängſtlich, als wenn irgend eine Gefahr ihm bevor ſtände. Da überfiel ihn Grauen, und die dichten Bäume und Gebüſche umher erſchienen ihm entſezlich, er zagte weiter zu gehn, er wünſchte, das helle freie Feld wieder anzutreffen. Plözlich war es Mondſchein. Wie vom holden Schimmer erregt, klang von allen ſilbernen Wipfeln ein ſüßes Getöne nieder; da war alle Furcht verſchwunden: der Wald brannte ſanft im ſchönſten Glanze, und Nachtigallen wurden wach, und flogen dicht an ihm vorüber, dann ſangen ſie mit ſüßer Kehle, und blieben immer im Takte mit der Muſik des Mondſcheins. Franz fühlte ſein Herz geöffnet, als er in einer Klauſe im Felſen einen Waldbruder wahrnahm, der andächtig die Augen zum Himmel aufhob und die Hände faltete. Franz trat näher: Hörſt du nicht die liebliche Orgel der Natur ſpielen? ſagte der Einſiedel, bete, ſo wie ich. Franz war von dem Anblicke hingeriſſen, aber er ſah nun Tafel und Pallette vor ſich und mahlte unbemerkt den Eremiten, ſeine Andacht, den Wald mit ſeinem Mondſchimmer, ja es gelang ihm ſogar, und er konnte nicht begreifen wie, die Töne der Nachtigall in ſein Gemählde hinein zu bringen. Er hatte noch nie eine ſolche Freude empfunden, und er nahm ſich vor, wenn das Bild fertig ſey, ſogleich damit zu Dürer zurück zu reiſen, damit dieſer es ſehn und beurtheilen möge. Aber im Augenblicke verließ ihn die Luſt, weiter zu mahlen, die Farben erloſchen unter ſeinen Fingern, ein Froſt überfiel ihn, und er wünſchte den Wald zu verlaſſen.

Franz erwachte mit einer unangenehmen Empfindung; es war einer der lezten warmen Tage im Herbſt geweſen, jezt ging die Sonne in dunkelrothen Wolken hinter der Stadt unter, und ein kalter Herbſtwind ſtrich über die Wieſe. Er ſchüttelte ſich in fieberhafter Stimmung, und ſah mit einer gewiſſen Bangigkeit zum Himmel auf, denn ungeheure, kupferrothe Wolken, von Violet und dunklem Blau durchzogen, glänzten hinter der untergegangenen Sonne. Im blutigen Widerſchein wollte ihm die Stadt ſelbſt, die im Mittagsglanze ſo anlokkend vor ihm lag, wie eine furchtbare klippenvolle Einöde bedünken. Er ſchritt vorwärts und hatte das Gefühl, als ob ein großes Unglück ſeiner wartete. Plözlich ſtand er mit einem lauten Ausruf erſchreckend ſtill. Er vermißte die fremde Brieftaſche und erinnerte ſich deutlich, daß er ſie im Graſe zurück gelaſſen haben müſſe. Zitternd eilte er zurück. Konnte er ſie auch wieder entdecken? Mochte nicht ein fremder Wanderer, ein Arbeiter auf dem Felde den glänzenden Fund indeſſen ſchon aufgerafft haben? Er kam dem großen Baume näher, vor Anſtrengung zu ſehen war er geblendet, wie ein wilder Zauberwald erſchien ihm das demüthige Gras, das neidiſch ſeinen Schaz verborgen hielt. Da leuchtete ihm die goldne Einfaſſung wie mit Lächeln entgegen, er bückte ſich und kniete nieder, und drückte das liebe Büchelchen an Mund, Herz und Augen. War es ihm doch, als hätte er die holdſelige unbekannte Geſtalt ſelbſt wieder getroffen, der Wunderglaube ſeiner Liebe hielt dieſes Wiederfinden für eine glückliche Vorbedeutung, daß auch die ſchöne Beſizerinn ihm nicht auf immer verborgen bleiben werde.

Er ging nach der Stadt. Das Gedränge am Thore war groß, denn jedermann eilte nun aus den Feldern und

von den benachbarten Dörfern zur Stadt zurück, er beobachtete die mannichfaltigen Geſichter: der Mond ſtand am hellen Himmel, und ſchien auf die Dächer der Kirchen und auf die freien Plätze; endlich kehrte er in eine Herberge ein.

Franz fühlte ſich müde und ging bald zur Ruhe, aber er konnte lange nicht einſchlafen. Die Scheibe des Mondes ſtand ſeinem Kammerfenſter gerade gegenüber, er betrachtete ihn mit ſehnſüchtigen Augen, er ſuchte auf dem glänzenden Runde und in den Flecken Berge und Wälder, wunderbare Schlöſſer und zauberiſche Gärten voll fremder Blumen und duftender Bäume; er glaubte Seen mit glänzenden Schwänen und ziehenden Schiffen wahrzunehmen, einen Kahn, der ihn und die Geliebte trug, und umher reizende Meerweiber, die auf krummen Muſcheln Lieder bliesen und Waſſerblumen in die Barke hinein reichten. Ach! dort! dort! rief er aus, iſt vielleicht die Heimath aller Sehnſucht, aller Wünſche: darum fällt auch wohl ſo ſüße Schwermuth, ſo ſanftes Entzücken auf uns herab, wenn das ſtille Licht voll und golden den Himmel herauf ſchwebt, und ſeinen ſilbernen Glanz auf uns hernieder gießt. Ja, er erwartet uns, er bereitet uns unſer Glück, und darum ſein wehmüthiges Herunterblicken, daß wir noch in dieſer Dämmerung der Erde verharren müſſen.

Er verſchloß ſein Auge, um zu träumen; da erſchien ihm die Fremde mit allen ihren Reizen, ſie winkte ihm, und vor ihm lag ein ſchöner dunkler Lindengang, welcher blühte und den ſüßeſten Duft verbreitete. Sie ging hinein, er folgte ihr ſchüchtern, er gab ihr die Blumen zurück, und erzählte ihr wer er ſei. Da umfing ſie ihn mit ihren zarten Armen, da kam der Mond mit ſeinem

Glanze näher, und ſchien ihnen beiden hell in's Angeſicht, ſie geſtanden ſich ihre Liebe, ſie waren unausſprechlich glücklich. — Dieſen Traum ſezte Franz fort, die frühſten Erinnerungen aus ſeinen Kinderjahren kamen zurück, alle ſchönen Empfindungen, die er einſt gekannt hatte, zogen wieder an ihm vorüber und begrüßten ihn. So iſt der Schlaf oft ein Ausruhen in einer ſchöneren Welt; wenn die Seele ſich von dieſem Schauplatz hinweg wendet, ſo eilt ſie nach jenem unbekannten magiſchen, auf welchem liebliche Lichter ſpielen und kein Leiden erſcheinen darf: dann dehnt der Geiſt ſeine großen Flügel aus einander, und fühlt ſeine himmliſche Freiheit, die Unbegränztheit, die ihn nirgend beengt und quält. Beim Erwachen ſehn wir oft zu voreilig mit Verachtung auf dieſes ſchönere Daſeyn hin, weil wir unſre Träume nicht in unſer Tagesleben hinein weben können, weil ſie nicht da fortfahren, wo unſre Menſchenthätigkeit am Abend aufhörte, ſondern ihre eigne Bahn wandelten.

Zweites Kapitel.

Am Morgen erkundigte ſich Franz nach der Wohnung des berühmten Lukas von Leyden. Man bezeichnete ihm die Straße und das Haus, und er ging mit hochſchlagendem Herzen hin. Er ward in eine anſehnliche Wohnung geführt, eine Magd ſagte ihm, daß der Herr ſich ſchon in ſeiner Mahlerſtube befinde und arbeite. Franz bat, daß man ihn hinein führen möchte. Die Thür öffnete ſich, und Franz ſah einen kleinen, freundli-

chen, ziemlich jungen Mann vor einem Gemählde ſizen, an dem er fleißig arbeitete, um ihn her ſtanden und hingen vielerlei Schildereien, einige Farbenkaſten, Zeichnungen und Anatomien, aber alles in der beſten Ordnung. Der Mahler ſtand auf und ging Franzen entgegen, der Schüler war jezt mit ſeinen Augen dem Geſicht des berühmten Meiſters gegenüber, und vermochte in der erſten Verwirrung kein Wort hervor zu bringen. Endlich faßte er ſich, nannte ſeinen Namen und den Namen ſeines Lehrers. Lukas hieß ihn von Herzen willkommen, und beide ſezten ſich nun in der Werkſtatt nieder, und Franz erzählte ganz kurz ſeine Reiſe, und ſprach von einigen merkwürdigen Gemählden, die er unterwegs angetroffen hatte. Er beſchaute während dem Sprechen aufmerkſam das Bild, an welchem Lukas eben arbeitete; es war eine heilige Familie, er traf darinnen vieles von einigen Dürerſchen Arbeiten an, denſelben Fleiß, dieſelbe Genauigkeit im Ausmahlen, nur ſchien ihm an Lukas Bildern Dürers ſtrenge Zeichnung zu fehlen, ihm dünkte, als wären die Umriſſe weniger dreiſt und ſicher gezogen; dagegen hatte Lukas etwas Liebliches und Anmuthiges in den Wendungen ſeiner Geſtalten, ja auch in ſeiner Färbung, das dem Dürer mangelte. Dem Geiſte nach, glaubte er, müßten dieſe beiden großen Künſtler ſehr nahe verwandt ſeyn, er ſah hier dieſelbe Einfalt in der Zuſammenſezung, dieſelbe Verſchmähung unnüzer Nebenwerke, die rührende und ächt deutſche Behandlung der Geſichter und Leidenſchaften, daſſelbe Streben nach Wahrheit.

Lukas war in ſeinem Geſpräche ein muntrer, fröhlicher Mann, ſeine Augen waren ſehr lebhaft, und ſeine ſchnell veränderlichen Mienen begleiteten und erklärten

jedes ſeiner Worte. Franz konnte ihn noch immer nicht genug betrachten, denn in ſeiner Einbildung hatte er ihn ſich ganz anders gedacht, er hatte einen großen, ſtarken, ernſthaften Mann erwartet, und nun ſah er eine kleine, ſehr behende, aber faſt kränkliche Figur vor ſich, und die Gebehrden und Reden des Meiſters trugen alle das Gepräge eines luſtigen freien Gemüthes.

Es freut mich ungemein, Euch kennen zu lernen, rief Lukas mit ſeiner Lebhaftigkeit aus, aber vor allen Dingen wünſchte ich einmal Euren Meiſter zu ſehen, ich wüßte nichts Erfreulicheres, das mir begegnen könnte, als wenn er ſo, wie Ihr heut thatet, in meine Werkſtatt hereinträte; ich bin auf keinen andern Menſchen in der Welt ſo neugierig, als auf ihn, denn ich halte ihn für den größten Künſtler, den die Zeiten hervorgebracht haben. Er iſt wohl ſehr fleißig?

Er arbeitet faſt immer, antwortete Franz, und er kennt auch kein größeres Vergnügen als ſeine Arbeit. Seine Aemſigkeit geht ſo weit, daß er dadurch ſogar manchmal ſeiner Geſundheit Schaden thut.

Ich will es gern glauben, antwortete Lukas, es zeugen ſeine Kupferſtiche von einer faſt unbegreiflichen Sorgfalt, und doch hat er deren ſchon ſo viele ausgehn laſſen! Man kann nichts Sauberers ſehn, als ſeine Arbeit, und doch leidet unter dieſem Fleiße die Wahrheit und der Ausdruck ſeiner Darſtellungen niemals, ſo daß ſeine Aemſigkeit nicht bloß zufällige Zier, ſondern Weſen und Sache ſelbſt iſt. Und dann begreife ich kaum die mannigfaltigen Arten ſeiner Arbeiten, von den kleinſten und feinſten Gemählden bis zu den lebensgroßen Bildern, dann ſeine Kupferarbeiten, ſeine ſaubern Figuren, die er auf Holz in erhabener Arbeit geſchnitten, und die ſo leicht, ſo

zierlich ſind, daß man trotz ihrer Vollendung die Arbeit ganz daran vergißt, und gar nicht an die vielen mühſeliden Stunden denkt, die der Künſtler darüber zugebracht haben muß. Wahrlich, Albert iſt ein äußerſt wunderbarer Mann, und ich halte den Schüler für ſehr glücklich, dem es vergönnt iſt, unter ſeinen Augen ſeine erſte Laufbahn zu eröffnen.

Franz war immer gerührt, wenn von ſeinem Lehrer die Rede war; aber dies Lob, dieſe Verehrung ſeines Meiſters aus dem Munde eines andern großen Künſtlers ſezte ſein Herz in die gewaltſamſte Bewegung. Er drückte Lukas Hand und ſagte mit Thränen: Glaubt mir, Meiſter, ich habe mich vom erſten Tage glücklich geſchäzt, da ich Dürers Haus betrat.

Es iſt eine ſeltſame Sache mit dem Fleiße, fuhr Lukas fort, ſo treibt es auch mich Tag und Nacht zur Arbeit, ſo daß mich manchmal jede Stunde, ja jede Minute gereut, die ich nicht in dieſer Stube zubringen darf. Von Jugend auf iſt es ſo mit mir geweſen, und ich habe auch nie an Spielen, Erzählungen, oder dergleichen zeitvertreibenden Dingen Gefallen gefunden. Ein neues Bild liegt mir manchmal ſo ſehr im Sinne, daß ich davor nicht ſchlafen kann. Ich weiß mir auch keine größere Freude, als wenn ich nun endlich ein Gemählde, an dem ich lange arbeitete, zu Stande gebracht habe; wenn nun alles fertig iſt, was mir bis dahin nur in den Gedanken ruhte: wenn man nun zugleich mit jedem Bilde merkt, wie die Hand geübter und dreiſter wird, wie nach und nach alles das von ſelbſt ſich einſtellt, was man anfangs mit Mühe erringen und erkämpfen mußte, ſeht, das iſt eine Luſt, die andre Menſchen vielleicht nur an Kindern, die wohl gerathen, oder gar an gelungenen Eroberungen

genießen können. O mein lieber Sternbald, ich könnte manchmal Stunden lang davon ſchwatzen, wie ich nach und nach ein Mahler geworden bin, und wie ich noch hoffe, mit jedem Tage weiter zu kommen.

Ihr ſeid ein ſehr glücklicher Mann, antwortete Franz. Wohl dem Künſtler, der ſich ſeines Werthes bewußt iſt, der mit Zuverſicht an ſein Werk gehn darf, und es ſchon gewohnt iſt, daß ihm die Elemente gehorchen. Ach, mein lieber Meiſter, ich kann es Euch nicht ſagen, Ihr könnt es vielleicht kaum faſſen, welchen Drang ich zu unſrer edlen Kunſt empfinde, wie es meinen Geiſt unaufhörlich antreibt, wie alles in der Welt, die ſeltſamſten und fremdeſten Gegenſtände ſogar, nur von der Mahlerei zu mir ſprechen; aber je höher meine Begeiſterung ſteigt, je tiefer ſinkt auch mein Muth, wenn ich irgend einmal an die Ausführung gehn will. Es iſt nicht, daß ich die Uebung und den wiederholten Fleiß ſcheue, daß es ein Stolz in mir wäre, gleich das Vortrefflichſte hervorzubringen, das keinen Tadel mehr zulaſſen dürfte, ſondern es iſt eine Angſt, eine Scheu, ja ich möchte es wohl eine Anbetung nennen, beides der Kunſt, wie des Gegenſtandes, den ich darzuſtellen unternehme.

Ihr erlaubt mir wohl, ſagte Lukas, indem wir ſprechen, an meinem Bilde weiter zu mahlen. Und wirklich zog er auch die Staffelei herbei, und vermiſchte auf der Pallette die Farben, die er auftragen wollte. — Wenn ich Euch mit meinem Geſchwätze nur nicht ſtöre, ſagte Franz, denn dieſe Arbeit da iſt äußerſt kunſtreich. — Gar nicht, ſagte Lukas, thut mir den Gefallen und fahrt fort.

Wenn ich mir alſo, ſagte Franz, eine der Thaten unſers Erlöſers in ihrer ganzen Herrlichkeit denke, wenn

ich die Apoſtel, die Verehrungswürdigen, die ihn umgaben, vor mir ſehe, wenn ich mir die göttliche Milde vorſtelle, mit der er lehrte und ſprach; wenn ich mir einen der heiligen Männer aus der erſten chriſtlichen Kirche denke, die mit ſo kühnem Muthe das Leben und ſeine Freuden verachteten, und alles hingaben, was den übrigen Menſchen ſo viele Sehnſucht, ſo manche Wünſche ablockt, um nur das innerſte Bekenntniß ihres Herzens, das Bewußtſein der großen Wahrheit ſich zu behaupten und andern mitzutheilen; — wenn ich dieſe erhabenen Geſtalten in ihrer himmliſchen Glorie vor mir ſehe, und nun noch bedenke, daß es einzelnen Auserwählten gegönnt iſt, daß ſich ihnen das volle Gefühl, daß ſich ihnen jene Helden und der Sohn Gottes in eigenthümlichern Geſtalten und Farben als den übrigen Menſchen offenbaren, und daß ſie durch das Werk ihrer Hände ſchwächeren Geiſtern dieſe Offenbarungen wieder mittheilen dürfen: wenn ich mich dazu meiner Entzückungen vor herrlichen Gemählden erinnere, ſeht, ſo entſchwindet mir meiſt aller Muth, ſo wage ich es nicht, mich jenen auserwählten Geiſtern zuzurechnen, und ſtatt zu arbeiten, ſtatt fleißig zu ſeyn, verliere ich mich in ein leeres unthätiges Staunen.

Ihr ſeid brav, ſagte Meiſter Lukas, ohne von ſeinem Bilde aufzuſehn, aber das wird ſich fügen, daß Ihr auch Muth bekommt.

Schon mein Lehrer, fuhr Franz fort, hat mich deshalb getadelt, aber ich habe mir niemals helfen können, ich bin von Kindheit auf ſo geweſen. Doch ſo lange ich in Nürnberg lebte, in der Gegenwart des theuren Albrecht, bei meinem Freunde, und von alle dem bekannten Geräthe umgeben, konnte ich mich doch immer noch

etwas aufrecht erhalten. Ich lernte mich aus Gewohnheit ein, den Pinsel zu führen; ich fühlte, wie ich nach und nach weiter kam, weil es immer derselbe Ort war, den ich wieder betrat, weil dieselben Menschen mich aufmunterten, und weil ich nun auf einer gebahnten Straße gerade ausging, ohne mich weiter rechts oder links umzusehn. Freilich durfte ich keine neue Erzählung hören, keinen neuen verständigen Mann kennen lernen, ohne etwas irre zu werden; doch fand ich mich bald wieder zurecht. Aber seit meiner Abreise aus Nürnberg hat sich alles das geändert. Meine innerlichen Bilder vermehren sich bei jedem Schritte, jeder Baum, jede Landschaft, jeder Wandersmann, Aufgang der Sonne und Untergang, die Kirchen die ich besuche, jeder Gesang den ich höre, alles wirkt mit quälender und schöner Geschäftigkeit in meinem Busen, und bald möcht' ich Begebenheiten in Landschaften, bald heilige Geschichten, bald einzelne Gestalten darstellen; die Farben genügen mir nun nicht, die Abwechselung ist mir nicht mannigfaltig genug, ich fühle das Edle in den Werken anderer Meister, aber mein Gemüth ist nunmehr so verwirrt, daß ich mich durchaus nicht unterstehen darf, selber an die Arbeit zu gehn.

Lukas hielt eine Weile mit Mahlen inne und betrachtete Sternbald sehr aufmerksam, der sich durch Reden erhizt hatte, dann sagte er: Lieber Freund, ich glaube, daß Ihr so auf einem ganz unrechten Wege seid. Ich kann mir Eure Verfassung wohl so ziemlich vorstellen, aber ich bin niemals in solcher Gemüthsstimmung gewesen. Von der frühsten Jugend habe ich einen heftigen Trieb in mir empfunden, zu bilden und ein Künstler zu seyn; aber von je an lag mir die Nachahmung klar im Sinne, daß ich nie zweifelhaft war oder zögerte, was aus einer

Zeichnung werden ſollte. Schon während der Arbeit kam mir dann ein andrer Entwurf ganz deutlich in die Vorſtellung, den ich eben ſo ſchnell und eben ſo unverzagt als den vorigen ausführte, und ſo ſind meine zahlreichen Werke entſtanden, ob ich gleich noch nicht alt bin. Euer Zagen, Eure zu große Verehrung des Gegenſtandes iſt, will mich dünken, etwas Unkünſtleriſches; denn wenn man ein Mahler ſeyn will, ſo muß man doch mahlen, man muß beginnen und endigen. Eure Entzückungen könnt Ihr ja doch nicht auf die Tafel tragen. Nach dem, was Ihr mir geſagt habt, müßt Ihr viele Anlagen zu einem Poeten haben, nur muß ein Dichter auch mit Ruhe arbeiten. Ein Reiſender hat mir kürzlich etwas Aehnliches von dem großen Meiſter Leonard von Vinci erzählt, dieſer, obgleich ihm alle die geheimſten Tiefen und Hülfsmittel der Kunſt zu Gebote ſtanden, war auch oft unentſchloſſen und zaghaft, grübelte, verwarf und ſtudirte von neuem: und es iſt nicht zu beklagen, daß er, ohngeachtet ſeiner Meiſterſchaft, ohngeachtet ſeines langen Lebens, nur ſo wenige Werke zu Stande gebracht hat? Das Wenige, was ich von ihm geſehn habe, hat mir den Wunſch abgelockt, daß er doch immer möchte gemahlt haben. — Erlaubt mir, daß ich Euch noch etwas ſage: Ich habe mich von jeher über die Künſtler gewundert, die Wallfahrten nach Italien, wie nach einem gelobten Lande der Kunſt anſtellen, aber nach dem, was Ihr mir von Eurem Gemüth erzählt habt, muß ich mich billig über Euch noch mehr verwundern. Warum wollt Ihr Eure Zeit alſo verderben? Mit Eurer Reizbarkeit wird Euch jeder neue Gegenſtand, den Ihr erblickt, zerſtreuen, die größere Mannigfaltigkeit wird Eure Kräfte noch mehr niederſchlagen, ſie werden alle

verſchiedene Richtungen ſuchen, und alle dieſe Richtungen werden für Euch nicht genügend ſeyn. Nicht, als ob ich die großen Künſtler Italiens nicht ſchäzte und liebte, aber man mag ſagen was man will, ſo hat doch jedes Land ſeine eigne Kunſt, und es iſt gut, daß es ſie hat. Ein Meiſter tritt dann in die Fußſtapfen des andern, und verbeſſert was bei ihm etwa noch mangelhaft war; was dem erſten ſchwer war, wird dem zweiten und dritten leicht, und ſo wird die vaterländiſche Kunſt endlich zur höchſten Vortrefflichkeit hingeführt. Wir ſind einmal keine Italiäner und ein Italiäner wird nimmermehr deutſch empfinden. Darum ſoll man jedem Bilde gleich auf den erſten Blick anſehn können, wo es gewachſen iſt; man wird nur etwas, wenn man es ganz und nichts halb wird, und ſo haben die ächten Italiſchen Meiſter auch gedacht. Wenn ich Euch alſo rathen ſoll, ſo ſtellt lieber Eure Reiſe nach Italien ganz ein und bleibt im Vaterlande, denn was wollt Ihr dort? Meint Ihr, Ihr werdet die Italiſchen Bilder mit einem andern als einem Deutſchen Auge ſehen können? ſo wie auch kein Italiäner die Kraft und Vortrefflichkeit Eures Albert Dürer jemals erkennen wird; es ſind widerſtrebende Naturen, die ſich niemals in denſelben Mittelpunkt vereinigen können. Wenn Ihr hingeht, ſo wird jedes neue Gemählde, jede neue Manier eine neue Luſt in Euch erwecken, Ihr werdet in ewiger Abwechſelung vielleicht arbeiten, aber Euch niemals üben, Ihr werdet kein Italiäner werden und könnt doch kein Deutſcher bleiben, Ihr werdet zwiſchen beiden ſtreben, und die Muthloſigkeit und Verzagtheit wird Euch am Ende nur noch viel ſtärker als jezt ergreifen. Ihr findet meinen Ausſpruch vielleicht hart, aber Ihr ſeid mir werth, und darum wünſche ich Euer

Beſtes. Glaubt mir, jeder Künſtler wird, was er werden kann, wenn er ruhig ſich ſeinem eigenen Geiſte überläßt, und dabei unermüdet fleißig iſt. Seht nur Euren Albert Dürer an; iſt er denn nicht ohne Italien geworden, was er iſt? denn ſein kurzer Aufenthalt in Venedig kann nicht in Rechnung gebracht werden: und denkt Ihr denn mehr zu leiſten als Er? Auch unſre beſten Meiſter in den Niederlanden haben Italien nicht geſehn, ſondern einheimiſche Natur und Kunſt hat ſie groß gezogen; manche mittelmäßige, die dort geweſen ſind, haben eine fremde Manier nachahmen wollen, die ihnen nimmermehr gelingt, und als etwas Erzwungenes heraus kömmt, das ihnen nicht ſteht, und ſich in unſrer Gegend nicht ausnimmt. Mein lieber Sternbald, wir ſind gewiß nicht für die Bildſäulen, die man jezt entdeckt hat und immer mehr entdeckt, und aus denen viele, die ſich klug dünken, was Sonderliches machen wollen, dieſe Antiken verſtehen wir nicht mehr, unſer Fach iſt die wahre Nordiſche Natur; je mehr wir dieſe erreichen, je wahrer und lieblicher wir dieſe ausdrücken, je mehr ſind wir Künſtler. Und das Ziel, wornach wir ſtreben, iſt gewiß eben ſo groß als der poetiſche Zweck, den ſich die andern vorgeſtellt haben.

Franz war noch in ſeinem Leben nicht ſo niedergeſchlagen geweſen. Er glaubte es zu empfinden, wie er noch keine Verdienſte habe: dieſe Verehrung der Kunſt, dieſe Begier, Italien mit ſeinen Werken zu ſehn, hatte er immer für ſein einziges Verdienſt gehalten, und nun vernichtete ein verehrungswürdiger Meiſter ihm auch dieſes gänzlich. Zum erſtenmale erſchien ihm ſein ganzes Beginnen thöricht und unnüz. Ihr mögt Recht haben, Meiſter! rief er aus, ich bin nun auch beinahe davon

überzeugt, daß ich zum Künſtler verdorben bin; je mehr ich Eure Vortrefflichkeit fühle, um ſo ſtärker empfinde ich auch meinen Unwerth, ich führe ein verlorenes Leben in mir, das ſich an keine vernünftige Thätigkeit hinauf ranken wird, ein unglückſeliger Trieb iſt mir eingehaucht, der nur dazu dient, mir alle Freuden zu verbittern, und mir aus den köſtlichſten Gerichten dieſes Lebens etwas Albernes und Nüchternes zuzubereiten.

Es iſt nicht ſo gemeint, ſagte Lukas mit einem Lächeln, das ſeinem freundlichen Geſichte ſehr gut ſtand; ich merke, daß alles bei Euch aus einem zu heftigen Character entſpringt, und freilich, in ſo etwas kann ſich der Menſch nicht ändern, wenn er es auch noch ſo ſehr wollte. Gebt Euch zufrieden, meine Worte ſind immer nur die Worte eines einzelnen Mannes, und ich kann mich eben ſo leicht irren als jeder andre.

Ihr ſeid nicht wie jeder andre, ſagte Franz mit der größten Lebhaftigkeit, das fühl' ich zu lebendig in meinem Herzen, Ihr ſolltet es nur einmal hören, mit welcher Verehrung mein Meiſter von Euch ſpricht; Ihr ſolltet es nur wiſſen können, wie vortrefflich Ihr mir vorkommt, welch Gewicht bei mir jedes Eurer Worte hat. Wie viele Künſtler dürfen ſich denn mit Euch meſſen? Wer auf ſolche Stimmen nicht hörte, verdiente gar nicht, Euch ſo gegenüber zu ſizen, mit Euch zu ſprechen, und dieſe Freundſchaft und Güte zu erfahren.

Ihr ſeid jung, ſagte Lukas, und Euer Weſen iſt mir ungemein lieb, es giebt wenige ſolcher Menſchen, die meiſten betrachten die Kunſt nur als ein Spielwerk, und uns als große Kinder, die albern genug bleiben, um ſich mit derlei Poſſen zu beſchäftigen. — Aber laßt uns auf etwas anderes kommen, ich bin jezt überdies müde zu

mahlen. Ich habe einen Kupferſtich von Eurem Albert erhalten, der mir bisher noch unbekannt war. Es iſt der heilige Hubertus, der auf der Jagd einem Hirſche mit einem Krucifixe zwiſchen dem Geweih begegnet, und ſich bei dieſem Anblicke bekehrt und ſeine Lebensweiſe ändert. Seht hierher, es iſt für mich ein merkwürdiges Blatt, nicht bloß der ſchönen Ausführung, ſondern vorzüglich der Gedanken halber, die für mich darin liegen. Die Gegend iſt Wald, und Dürer hat einen hohen Standpunkt angenommen, weshalb ihn nur ein Unverſtändiger tadeln könnte, denn wenn auch ein dichter Wald, wo wir nur wenige große Bäume wahrnähmen, etwas natürlicher beim erſten Anblicke in die Augen fallen dürfte, ſo könnte doch das nimmermehr das Gefühl der völligen Einſamkeit ſo ausdrücken und darſtellen, wie es hier geſchieht, wo das Auge weit und breit alles überſieht, einzelne Hügel und lichte Waldgegenden, und oben in der Ferne die ſonderbare Burg, mit ihrer auffallenden Bauart. Es iſt, als wenn die todte Natur hier das ganze menſchliche Leben überſchaute. Ich glaube auch, daß manche Leute, die mehr guten Willen vernünftig zu ſeyn als Verſtand haben, den gewählten Gegenſtand ſelbſt als etwas Albernes tadeln dürften: ein Rittersmann, der vor einer unvernünftigen Beſtie kniet. Aber das iſt es gerade, was mir ſo ſehr daran gefällt. Es iſt etwas ſo Unſchuldiges, Frommes und Liebliches darin, wie der Jagdmann hier kniet, und das Hirſchlein mit ſeiner kindiſchen Phyſiognomie ſo unbefangen drein ſieht, im Contraſt mit der heiligen Ehrfurcht des Mannes; dies erweckt ganz eigene Gedanken von Gottes Barmherzigkeit, von dem grauſamen Vergnügen der Jagd, und dergleichen mehr. Nun beobachtet einmal die Art, wie der Ritter niederkniet; es iſt

die wahrſte, frommſte und rührendſte: mancher hätte hier wohl ſeine Zierlichkeit gezeigt, wie er Beine und Arme verſchiedentlich zu ſtellen wüßte, ſo daß er durch Annehmlichkeit der Figur ſich gleichſam vor jedem entſchuldigt hätte, daß er ein ſo thörichtes Bild zu ſeinem Gegenſtande gemacht. Denn manche zierliche Mahler ſind mir ſo vorgekommen, daß ſie nicht ſowohl verſchiedentliche Bilder ausführen, als vielmehr nur die Gegenſtände brauchen, und immer wieder ihre Verſchränkungen und Niedlichkeiten zu zeigen; dieſe putzen ſich mit der edlen Mahlerkunſt, ſtatt daß ſie ihr freies Spiel und eine eigene Bahn gönnen ſollten. So iſt es nicht mit dieſem Hubertus beſchaffen. Seine zuſammengelegten Beine, auf denen er ſo ganz natürlich hinkniet, ſeine gleichförmig aufgehobenen Hände ſind das Wahrſte, was man ſehen kann; aber ſie haben nicht die ſpielende Anmuth, die manche der heutigen Welt über alles ſchätzen.

Lukas ward durch den Beſuch von einigen Freunden unterbrochen, mit denen er und Franz ſich zu Tiſche ſezten. Man lachte und erzählte viel, von der Mahlerei ward nur wenig geſprochen.

Drittes Kapitel.

Franz hielt ſich längere Zeit in Leyden auf, als er ſich vorgenommen hatte, denn Meiſter Lukas hatte ihm einige Konterfeye zu mahlen übergeben, die Franz zu deſſen Zufriedenheit beendigte. Beide hatten ſich oft von der Kunſt unterhalten, Franz liebte den Niederländer ungemein, aber doch konnte er in keiner Stunde das Ver-

trauen zu ihm faſſen, das er zu ſeinem Lehrer hatte, er fühlte ſich in ſeiner Gegenwart gedemüthiget, ſeine freieſten Gedanken waren gefeſſelt, ſelbſt Lukas fröhliche Laune konnte ihn ängſtigen, weil ſie von der Art, wie er ſich zu freuen pflegte, ſo gänzlich verſchieden war. Er kämpfte oft mit der Verehrung, die er vor dem Niederländiſchen Meiſter empfand, denn er ſchien ihm in manchen Augenblicken nur ein Handwerker zu ſeyn; wenn er dann wieder den hurtigen erfinderiſchen Geiſt betrachtete, den nie raſtenden Eifer, die Liebe zu allem Vortrefflichen, ſo ſchämte er ſich dieſes Gedankens.

Er hatte eine Reiſegeſellſchaft gefunden, mit welcher er um ein Billiges nach Antwerpen kommen konnte, der folgende Tag war zur Abreiſe beſtimmt, er ging jezt zu Meiſter Lukas, um ihm zu danken und Abſchied von ihm zu nehmen, und wie erſtaunte er, als er die Thür der Mahlerſtube öffnete, und ſeinen Lehrer, ſeinen über alles geliebten Dürer neben dem Niederländiſchen Mahler ſizen ſah! Erſt ſchien es ihm nur ein Blendwerk ſeiner Augen zu ſeyn, aber Dürer ſtand auf und ſchloß ihn herzlich in ſeine Arme. Die drei Mahler waren überaus fröhlich, ſich zu ſehn, Fragen und Antworten durchkreuzten ſich, beſonders hinderte der lebhafte Lukas auf alle Weiſe, daß das Geſpräch nicht zu einer ſtillen Ruhe kam, denn er fing immer wieder von neuem an ſich zu verwundern und zu freuen. Er rieb die Hände und lief mit großer Geſchäftigkeit hin und wieder; bald zeigte er dem Albert ein Bild, bald hatte er wieder eine Frage, worauf er die Antwort wiſſen wollte. Franz bemerkte, wie gegen dieſe lebhafte Unruhe die Gelaſſenheit Alberts und ſeine ſtille Art ſich zu freuen, ſchön kontraſtirte. Auch wenn ſie neben einander ſtanden, ergözte ſich Franz an der gänzli-

chen Verschiedenheit der beiden Künstler, die sich doch in ihren Werken so oft zu berühren schienen. Dürer war groß und schlank, lieblich und majestätisch fielen seine lokkige Haare um seine Schläfe und Schultern, sein Gesicht war ehrwürdig und doch freundlich, seine Mienen veränderten den Ausdruck nur langsam, und seine schönen braunen Augen sahen feurig aber sanft unter seiner edlen Stirn hervor. Franz bemerkte deutlich, wie die Umrisse von Alberts Gesichte denen auffallend glichen, mit denen man oft den Erlöser der Welt zu mahlen pflegt. Lukas erschien neben Albert noch kleiner, als er wirklich war, sein Gesicht veränderte sich in jedem Augenblicke, seine Augen waren mehr lebhaft als ausdrucksvoll, sein hellbraunes Haar lag schlicht und kurz um seinen Kopf.

Albert erzählte, wie er sich schon seit lange unpaß gefühlt und die weite Reise nach den Niederlanden nicht gescheut habe, um seine Gesundheit wieder herzustellen, vorzüglich hätten ihn seine Freunde, am meisten Pirkheimer, dazu gedrängt, weil sie alle, vielleicht übertrieben, um ihn besorgt gewesen: von Sebastian gab er unserm Franz einen Brief, der selber zwar nicht gefährlich aber doch so krank sei, daß er die Reise nicht habe unternehmen können, weil er sonst in dessen Begleitung würde gekommen seyn. Euch, Meister Lukas, so beschloß er, zu sehen, war der vornehmste Bewegungsgrund meiner Reise, denn das habe ich mir schon lange gewünscht, ich weiß auch noch nicht, ob ich einen andern Mahler besuche, wenn der Wohnort mir aus dem Wege liegt, denn so viel ich sie kenne, ist mir nach dem berühmten Meister Lukas keiner merkwürdig.

Lukas dankte ihm, und sprang wieder durch die Stube, voller Freude, den großen Mahler Dürer bei sich zu haben. Dann zeigte er ihm einige seiner neuesten Bilder

und Albert lobte ſie ſehr verſtändig. Dieſer hatte einige neue Kupferſtiche bei ſich, die er dem Niederländer ſchenkte, und Lukas ſuchte zur Vergeltung auch ein Blatt hervor, das er dem Albrecht in die Hände gab. Seht, ſagte er, dieſes Blatt wird von einigen für meinen beſten Kupferſtich erklärt, es hat ſich ſchon auch ſelten gemacht, es iſt nehmlich die Familie des Till Eulenſpiegel, er als Knabe, die Eltern mit ihm, reitend und gehend: ich habe das Werk mit beſonderem Fleiße und Genauigkeit zu arbeiten geſucht.' Es wollen einige jezt, die ſich mit der Gelehrſamkeit befaſſen, das Buch von ſeinen Schwänken verachten, und es als den Sitten und der Zucht zuwider verdammen; vielleicht möchte einiges darin beſſer mangeln können, aber ich muß geſtehen, daß es mich im Ganzen immer ſehr ergözt hat. Die Schalkheit des Knechtes iſt ſo eigen, viele ſeiner Streiche geben zu ſo manchen kurioſen Gedanken Veranlaſſung, daß ich mich ordentlich dazu angetrieben fühlte, ſeine erſte Jugend in Kupfer zu bringen.

Ihr habt es auch wacker ausgerichtet, ſagte Albert Dürer lachend, und ich danke Euch höchlich für Euer Geſchenk.

Es verſtehn wohl wenige Menſchen, fuhr Lukas fort, ſich an Tills Narrenſtreichen ſo zu freuen, wie ich, weil ſie es ſogar mit dem Lachen ernſthaft nehmen; andern gefällt ſein Buch wohl, aber es kommt ihnen als etwas Unedles vor, dies Bekenntniß abzulegen; andern fehlt es wieder an Uebung, das Poſſierliche zu verſtehn und zu faſſen, weil man ſich vielleicht eben ſo daran gewöhnen muß, wie es nöthig iſt, viele Gemählde zu ſehn, ehe man über eins ein richtiges Urtheil fällen kann.

Ihr mögt ſehr Recht haben, Meiſter, antwortete Dürer, die meiſten Leute ſind wahrlich mit dem Ernſthaften und Lächerlichen gleich fremd. Sie glauben immer, das

Verſtändniß von beiden müſſe ihnen von ſelbſt, ohne ihr weiteres Zuthun kommen. Sie überlaſſen ſich daher mit Rohheit dem Augenblicke und ihrem dermaligen Gefühl, und ſo tadeln und loben ſie ohne Einſicht. Ja ſie gehen mit der Mahlerkunſt ſo um, daß ſie davon koſten, wie man wohl ein Gemüſe oder eine Suppe zu koſten pflegt, ob die Magd zu viel oder zu wenig Salz daran gethan habe, und dann ſprechen ſie das Urtheil, ohne um die Kenntniſſe, die dazu gehören, beſorgt zu ſeyn. Ich muß immer noch lachen, ſo oft ich daran denke, daß es mir doch auch einmal auf ähnliche Weiſe erging. Ohne etwas davon zu verſtehen, und ohne die Anlagen von der Natur zu haben, fiel ich einmal darauf, ein Poet zu ſeyn. Ich dachte in meinem einfältigen Sinne, Verſe müſſe ja wohl jedermann machen können, und ich wunderte mich über mich ſelber, daß ich nicht ſchon früher auf die Dichtkunſt verfallen ſei. Ich machte alſo ein zierlich großes Kupferblatt, und ſtach mühſam rund herum meine Verſe mit Buchſtaben ein: ſie ſollten ein moraliſches Gedicht vorſtellen, und ich unterſtund mich, der ganzen Welt darin gute Lehren zu geben. Wie nun aber alles fertig war, ſiehe da, ſo war es erbärmlich gerathen. Was ich da für Leiden von dem gelehrten Pirkheimer habe ausſtehen müſſen, der mir lange nicht meine Verwegenheit vergeſſen konnte! Er ſagte immer zu mir: Schuſter, bleib bei Deinen Leiſten! Albert, wenn Du den Pinſel in der Hand haſt, ſo kömmſt Du mir als ein verſtändiger Mann vor, aber mit der Feder gebehrdeſt Du Dich als ein Thor. —

Ihr müßt Euch doch einige Zeit in Leyden aufhalten, ſagte Lukas, denn ich möchte gar zu gern recht viel mit Euch ſprechen, und über ſo viele Dinge Euer Urtheil

vernehmen, denn ich wüßte keinen Menſchen auf der Welt, mit dem ich mich lieber unterredete, als mit Euch.

Ich bleibe gewiß wenigſtens einige Tage, antwortete Dürer; ſeit Franz von mir fortgezogen iſt, habe ich mir dieſe Reiſe vorgeſezt, und alles Geld, was ich erübrigen konnte, dazu aufgeſpart.

Unter dieſen Geſprächen war die Mittagsſtunde herangekommen; eine junge hübſche Frau, die Gattinn des Niederländers, trat herein, ſie erinnerte ihren Mann mit freundlichem Geſichte, daß es Zeit ſei zu eſſen, er möchte mit ſeinen Gäſten in die Speiſeſtube treten. Man ſezte ſich zu Tiſch. Lukas hatte einen Freund aus der Stadt und deſſen Frau eingeladen. Der kleine behende Mann ſchien nun bei Tiſche erſt recht an ſeinem Platze zu ſeyn; er wußte ſo gutmüthig zum Eſſen und Trinken zu nöthigen, daß keiner ſeine Einladung auszuſchlagen im Stande war; dabei erwies er ſich überaus artig gegen die Frauen. Dürer war viel ernſter und unbeholfener, die ſchöne junge Frau des Lukas ſezte ihn eher in Verlegenheit, als daß ſie ihn unterhalten hätte, ſeine Sitten waren ernſt und deutſch, und wenn ſich ihm nicht ein Scherz von ſelber darbot, ſo hielt er es für eine unnüze Mühe ihn aufzuſuchen. Franz war in einer heiligen Stimmung, es war ihm nicht möglich, ſeine Augen von ſeinem geliebten Lehrer abzuwenden, da es ihm beſtändig im Sinne lag, daß er morgen früh abreiſen müſſe.

Ihr müßt mir erlauben, rief Lukas fröhlich aus, Meiſter Albrecht, (verzeiht mir, daß ich ſo vertraut thue, Euch bei Eurem Taufnahmen zu nennen) daß ich Euer Konterfey abnehme, ehe Ihr von hier reiſet, denn es liegt mir gar zu viel daran es zu beſizen, und ich will mir alle Mühe geben, es recht treu und fleißig zu mahlen.

Und ich will Euch mahlen, ſagte Albrecht, mir iſt gewiß Euer Geſicht eben ſo lieb, damit ich es mit mir nach Nürnberg nehmen kann.

Wißt Ihr, wie wir es einrichten können? antwortete Lukas: Ihr mahlt Euer eigenes Bildniß und ich das meinige, und wir tauſchen ſie nachher gegen einander aus, ſo beſizt noch jeder etwas von des andern Arbeit.

Es mag ſeyn, ſagte Dürer, ich weiß mit meinem Kopfe ziemlich Beſcheid, denn ich habe ihn ſchon etlichemal gemahlt und geſtochen, und man hat die Kopey immer ähnlich gefunden. Worüber ich mich aber billig wundern muß, fuhr er fort, iſt, daß Ihr, Meiſter Lukas, noch ſo jung ſeyd, und daß ihr doch ſchon ſo viele Kunſtſachen in die Welt habt ausgehen laſſen, und mit Recht einen ſo großen Namen habt; denn noch ſcheint Ihr keine dreißig Jahr alt zu ſeyn.

Lukas ſagte: ich bin auch noch nicht dreißig Jahr alt, ſondern kaum neun und zwanzig. Es iſt wahr, ich habe fleißig gemahlt, und faſt eben ſo viel in Kupfer geſtochen als Ihr; aber, mein lieber Albrecht, ich habe auch ſchon ſehr früh angefangen; Ihr wißt es vielleicht nicht, daß ich ſchon im neunten Jahre ein Kupferſtecher war.

Im neunten Jahre? rief Franz Sternbald voll Verwunderung aus; ich glaubte immer, im ſechzehnten hättet Ihr Euer erſtes Werk begonnen, und das hat ſchon immer mein Erſtaunen erregt.

Ich zeichnete ſchon Bilder und allerhand natürliche Sachen nach, erzählte Lukas weiter, als ich kaum ſprechen konnte. Die Sprache und der Ausdruck durch die Reißkohle ſchien mir natürlicher als die wirkliche. Ich war unglaublich fleißig, und intereſſirte mich für gar nichts anders in der Welt, denn die übrigen Wiſſenſchaften, ſo

wie die Sprachen und dergleichen, waren mir völlig gleichgültig, ja es war mir verhaßt, meine Zeit mit ſolchem Unterrichte zuzubringen. Wenn ich auch nicht zeichnete, ſo gab ich genau auf alle die Dinge Acht, die mir vor die Augen kamen, um ſie nachher nachahmen zu können, Die größte Freude machte es mir, wenn meine Eltern oder andere Menſchen die Perſonen wieder erkannten, die ich kopirt hatte. Kein Spiel machte mir Vergnügen, andre Knaben waren mir zur Laſt und ich verachtete ſie und ging ihnen aus dem Wege, weil mir ihr Beginnen zu kindiſch vorkam; ſie verſpotteten mich auch deshalb, und nannten mich den kleinen alten Mann. Ich erkundigte mich, wie die Kupferſtiche entſtänden, und einige eben nicht geſchickte Leute machten mich mit der Kunſt bekannt, ſo viel ſie ſelbſt begriffen hatten. So machte ich im neunten Jahre mein erſtes Bild, das ich öffentlich heraus gab, und das vielen Leuten nicht mißfiel; bald darauf thaten mich meine Eltern auf mein inſtändiges Bitten zum Meiſter Engelbrecht in die Lehre, ich fuhr fort zu arbeiten, und im ſechszehnten Jahre war ich ſchon einigermaßen bekannt, ſo daß meine Werke geſucht wurden.

Ihr ſeyd ein wahres Wunderkind geweſen, Meiſter Lukas, ſagte Albert Dürer, und auf die Art muß man freilich nicht erſtaunen, wenn die Welt ſo viele Arbeiten von Euch geſehn hat.

Wenn ich jezt vielleicht etwas bin, ſagte Lukas ſehr lebhaft, ſo habe ich es nur Euch zu verdanken. Ihr wart mein Vorbild, Ihr gabt mir immer neues Feuer, wenn ich manchmal den Muth verlieren wollte, denn ich glaube, es giebt auch beim eifrigſten Künſtler Stunden, in denen er durchaus nichts hervorbringen mag, wo er ſich in ſich ſelber ausruht, und ihm die Arbeit mit den Händen or-

deutlich widerſteht; dann hörte ich wieder von Euch, ich ſah eins Eurer Kupferblätter, und der Fleiß kam mir mit friſcher Anmuth zurück. Ich muß es geſtehen, daß ich Euch meine meiſten Erfindungen zu danken habe, denn ich weiß nicht wie es zugeht: einzelne Figuren oder Sachen ſtehen mir immer ſehr klar vor den Augen, aber das Zuſammenfügen, der wahre hiſtoriſche Zuſammenhang, der ein Bild erſt fertig macht, will ſich nie deutlich vor den Sinn hinſtellen, bis ich dann ein andres Blatt in die Hand nehme; da fällt es mir dann ein, daß ich das auch darſtellen, und hie und da wohl noch verbeſſern könnte; aus dem Bilde, das ich vor mir ſehe, entwickelt ſich ein neues in meiner Seele, das mir dann nicht eher Ruhe läßt, als bis ich es fertig gemacht habe. Am liebſten habe ich Eure Bilder nachgemacht, Albrecht; weil ſie alle einen ganz eigenen Sinn haben, den ich in andern nicht antreffe. Ihr habt mich am meiſten auf Gedanken geführt, und Ihr werdet es wiſſen, daß ich viele Bilder, die Ihr ausgearbeitet habt, auch darzuſtellen verſucht habe. Manchmal habe ich die Eitelkeit gehabt, (Ihr verzeiht mir meinen freimüthigen Stolz, auch ſeid Ihr ſelbſt ein grader, guter Mann) Eure Vorſtellung zu verbeſſern und dem Auge angenehmer zu machen.

Ich weiß es recht wohl, ſagte Albert mit der gutmüthigſten Freundlichkeit, und ich verſichere Euch, ich habe viel von Euch gelernt. Wie Ihr mit Eurem Körper behende und gewandter ſeid, ſo ſeid Ihr es auch mit dem Pinſel und Grabſtichel. Ihr wißt eine gewiſſe Anmuth mit Wendungen und Stellungen der Körper in Eure Bilder zu bringen, die mir oft fehlt, ſo daß meine Zeichnungen gegen die Eurigen hart und rauh ausſehen; aber Ihr erlaubt mir auch zu ſagen, daß es mir geſchie-

nen hat, als wärt Ihr ein paarmal unnöthigerweiſe von der wahren Einfalt des Gegenſtandes abgewichen. So gedenke ich an ein paar Kupferſtiche, wo vorne Leute mit großen Mänteln ſtehn, die dem Zuſchauer den Rücken zuwenden, da ſie uns wohl natürlicher das Angeſicht hätten zukehren dürfen. Hier habt Ihr nach meinem einfältigen Urtheil nur etwas Neues anbringen und durch die großen Mantelfiguren die Kontraſtirung mit den übrigen Perſonen im Bilde verſtärken wollen; aber es kömmt doch etwas gezwungen heraus.

Ihr habt Recht, Albert, ſagte Lukas, ich ſehe, Ihr ſeid ein ſchlauer Kopf, der mir meine Münzen wieder zu geben weiß. Ich habe mich öfter darauf ertappt, daß ich ein Bild verdorben habe, wenn ich es habe beſſer machen wollen, als ich es auf Euren Platten geſehn hatte. Denn man verliert gar zu leicht den erſten Gedanken aus den Augen, der doch ſehr oft der allerwahrſte und beſte iſt; nun puzt man am Bilde herum und über lang oder kurz wird es ein Ding, das einen mit fremden Augen anſieht, und ſich auf dem Papiere oder der Tafel ſelber nicht zu finden weiß. Da ſeid ihr glücklicher und beſſer daran, daß Euch die Erfindung immer zu Gebote ſteht; denn ſo iſt es Euch faſt unmöglich, in einen ſolchen Fehler zu fallen. — Wie macht Ihr es aber, Albrecht, daß Ihr ſo viele Gedanken, ſo viele Erfindungen in Eurem Kopfe habt?

Ihr irrt Euch an mir, ſagte Albrecht, wenn Ihr mich für ſo erfindungsreich haltet. Nur wenige meiner Bilder ſind aus dem bloßen Vorſaz entſtanden, ſondern es war immer eine zufällige Gelegenheit, die ſie veranlaßte. Wenn ich irgend ein Gemählde loben, oder eine der heiligen Geſchichten wieder erzählen höre, ſo regt ſich's plözlich in mir, daß ich ein ganz neues Gelüſt empfinde,

gerade das und nichts anderes darzuſtellen. Das eigentliche Erfinden iſt gewiß ſehr ſelten, es iſt eine eigene und wunderbare Gabe, etwas bis dahin Unerhörtes hervorzubringen. Was uns erfunden ſcheint, iſt gewöhnlich nur aus älteren ſchon vorhandenen Dingen zuſammengeſezt, und dadurch wird es gewiſſermaßen neu; ja der eigentliche erſte Erfinder ſezt ſeine Geſchichte oder ſein Gemählde doch auch nur zuſammen, indem er theils ſeine Erfahrungen, theils was ihm dabei eingefallen, oder was er ſich erinnert, geleſen, oder gehört hat, in Eins faßt.

Ihr habt ſehr Recht, ſagte Lukas, etwas im eigentlichſten Verſtande aus der Luft zu greifen, wäre gewiß das Seltſamſte, das dem Menſchen begegnen könnte. Es wäre eine ganz neue Art von Verrückung, denn ſelbſt der Wahnſinnige erfindet ſeine Fieberträume nicht. Die Natur iſt alſo die einzige Erfinderinn, ſie leiht allen Künſten von ihrem großen Schaze; wir ahmen immer nur die Natur nach, unſre Begeiſterung, unſer Erſinnen, unſer Trachten nach dem Neuen und Vortrefflichen iſt nur wie das Achtgeben eines Säuglings, der keine Bewegung ſeiner Mutter aus den Augen läßt. — Wißt Ihr aber wohl, Albrecht, welchen Schluß man aus dieſer Bemerkung ziehen könnte? Daß es alſo in den Sachen ſelbſt, die der Poet oder Mahler, oder irgend ein Künſtler darſtellen wollte, durchaus nichts Unnatürliches geben könne, denn indem ich als Menſch auf den allertollſten Gedanken verfalle, iſt er doch an ſich natürlich und der Darſtellung und Mittheilung fähig. Von dem Felde des wahrhaft Unnatürlichen ſind wir durch eine hohe Mauer geſchieden, über die kein Blick von uns dringen kann. Wo wir alſo in irgend einem Kunſtwerk Unnatürlichkeiten, Albernheit, oder Unſinn wahrzunehmen glauben, die unſre

geſunde Vernunft und unſer Gefühl empören, da müßte dies immer nur daher rühren, daß die Sachen auf eine ungehörige und unvernünftige Art zuſammengeſezt wären, daß Theile darunter gemengt ſind, die nicht hinein gehören, und die übrigen ſo verbunden, wie es nicht ſeyn ſollte. So müßte alſo ein höherer Geiſt, als derjenige war, der es fehlerhaft gemacht hatte, aus allem Möglichen etwas Vortreffliches und Würdiges hervorbilden können.

Dürer nickte mit dem Kopfe Beifall, und wollte eben das Geſpräch fortſezen, als Lukas Frau ausrief: Aber, lieben Leute, hört endlich mit Euren gelehrten Geſprächen auf, von denen wir Weiber hier kein Wort verſtehn. Wir ſizen hier ſo ernſthaft wie in der Kirche, verſpart alle Eure Wiſſenſchaften bis das Mittagseſſen vorüber iſt. — Sie ſchenkte hierauf einem jeden ein großes Glas Wein ein, und erkundigte ſich bei Dürer, was er auf der Reiſe Neues geſehn und gehört habe. Albrecht erzählte, und Franz Sternbald ſaß in tiefen Gedanken. In den lezten Worten des Lukas ſchien ihm der Schlüſſel, die Auflöſung zu allen ſeinen Zweifeln zu liegen, nur konnte er den Gedanken nicht deutlich faſſen; er hatte von ſeinem Lehrmeiſter noch nie eine ähnliche Aeußerung über die Kunſt gehört, es ſchien ihm ſogar, als wenn Dürer auf dieſen Gedanken nicht ſo viel gebe, als er werth ſey, daß er die Folgen nicht alle bemerke, die in ihm lägen. Er konnte auf das jezige Geſpräch nicht Acht geben, vorzüglich da die Niederländerinn anfing, ſich nach allen Nürnbergiſchen Trachten der verſchiedenen Stände zu erkundigen, und ihre Bemerkungen darüber zu machen.

Plözlich ſprang Lukas mit ſeiner Behendigkeit vom Tiſche auf, fiel ſeiner Frau um den Hals und rief aus: Mein liebſtes Kind, Du mußt es mir jezt doch ſchon ver-

gönnen, daß ich mit Meiſter Albrecht wieder etwas über die Mahlerei anfange, denn mir iſt da eine Frage eingefallen. Es wäre ja Sünde, wenn ich den Mann hier in meinem Hauſe hätte, und nicht alles vom Herzen losſprechen ſollte.

Meinetwegen magſt Du es halten, wie Du willſt, antwortete ſie; aber was werden Deine Gäſte dazu ſagen?

Darüber ſeid ohne Sorgen, ſagte die fremde ſchöne Frau, können wir beide doch mit einander ſprechen, denn mein Mann iſt heut bloß des berühmten Deutſchen wegen hergekommen, da er eigentlich dringende Geſchäfte hat, und er iſt auch einer von denen, die nie von Kunſt und Büchern genug können reden hören, er bekümmert ſich nie, was in der Welt vorfällt, außer es müßte ſich etwa wieder mit Martin Luther etwas zugetragen haben.

Daß wir den Mann vergeſſen konnten! rief Dürer aus, indem er ſein volles Glas in die Höhe hob: Er ſoll leben! Noch lange ſoll der große Doktor Martin Luther leben! Der Kirche, und uns allen zu Heil und Frommen!

Der Fremde ſtieß gerührt und mit leuchtenden Blikken an, auch Lukas, welcher lächelte. Es iſt zwar eine kezeriſche Geſundheit, ſagte er, aber Euch zu Gefallen will ich ſie doch trinken. Ich fürchte nur, die Welt wird viele Trübſale zu überſtehen haben, ehe die neue Lehre durchdringen kann.

Albrecht antwortete: Wann wir im Schweiß unſers Angeſichts unſer Brod eſſen müſſen, ſo verlohnt es ja wohl die Wahrheit, daß wir Qual und Trübſal ihretwegen aushalten.

„Nun, das ſind alles Meinungen, antwortete Lukas, die eigentlich vor den Theologen und Doktor gehören, ich verſtehe davon nichts. — Ich wollte vorher, Meiſter Al-

brecht, eine andre Frage an Euch thun. — Es hat mir immer ſehr an Euren Bildern gefallen, daß Ihr manchmal die neuern Trachten auch in alten Geſchichten abkopirt, oder daß Ihr Euch ganz neue wunderliche Kleidungen erſinnt. Ich habe es ebenfalls nachgeahmt, weil es mir ſehr artlich dünkte.

Albrecht antwortete: ich habe dergleichen immer mit überlegtem Vorſaze gethan, weil mir dieſer Weg kürzer und beſſer ſchien, als die antikiſchen Trachten eines jeden Landes und eines jeden Zeitalters zu ſtudiren. Ich will ja den, der meine Bilder anſieht, nicht mit längſt vergeſſenen Kleidungsſtücken bekannt machen, ſondern er ſoll die dargeſtellte Geſchichte empfinden. Ich rücke alſo die bibliſche oder heidniſche Geſchichte manchmal meinen Zuſchauern dadurch recht dicht vor die Augen, daß ich die Figuren in den Gewändern auftreten laſſe, in denen ſie ſich ſelber wahrnehmen. Dadurch verliert ein Gegenſtand das Fremde, beſonders da unſre Tracht, wenn man ſie gehörig auswählt, auch mahleriſch iſt. Und denken wir denn wohl an die alte Kleidungsart, wenn wir eine Geſchichte leſen, die uns rührt und entzückt? Würden wir es nicht gerne ſehen, wenn Chriſtus unter uns wandelte, ganz wie wir ſelber ſind? Man darf alſo die Menſchen nur nicht an das ſogenannte Koſtüm erinnern, ſo vergeſſen ſie es gerne. Die Darſtellung der fremden Gewänder wird überdies in unſern Gemählden leicht todt und fremd, denn der Künſtler mag ſich gebehrden wie er will, die Tracht ſezt ihn in Verlegenheit, er ſieht Niemand ſo gehen, er iſt nicht in der Uebung, dieſe Falten und Maſſen zu werfen, ſein Auge kann nicht mitarbeiten, die Imagination muß alles thun, die ſich dabei doch nicht ſonderlich intereſſirt. Ein Modell, auf dem man die Gewänder

ausſpannt, wird nimmermehr das thun, was dem Künſtler die Wirklichkeit leiſtet. Außerdem ſcheint es mir gut, wie ich auch immer geſucht habe, die Tracht der Menſchen phyſiognomiſch zu brauchen, ſo daß ſie den Ausdruck und die Bedeutung der Figuren erhöht. Daher mache ich oft aus meiner Einbildung Gewand und Kleidung, die vielleicht niemals getragen ſind. Ich muß geſtehen, ich ſeze gern einem wilden böſen Kerl eine Mütze von ſeltſamer Figur auf's Haupt, und gebe ihm ſonſt im Aeußern noch ein Abzeichen; denn unſer höchſter Zweck iſt ja doch, daß die Figuren mit Hand und Fuß und dem ganzen Körper ſprechen ſollen.

Ich bin darin völlig Eurer Meinung, ſagte Lukas, Ihr werdet gefunden haben, daß ich dieſe Sitte auch von Euch angenommen habe; nur habt Ihr wohl mehr als ich darüber nachgedacht. Auch in manchen Sachen, die ich von Raphael Sanzius geſehn habe, habe ich etwas Aehnliches bemerkt.

Wozu, rief Albrecht aus, die gelehrte Umſtändlichkeit, das genaue Studium jener alten vergeſſenen Tracht, die doch immer nur Nebenſache bleiben kann und muß? Wahrlich, ich habe einen zu großen Reſpekt vor der Mahlerei ſelbſt, um auf derlei Erkundigungen großen Fleiß und viel Zeit zu verwenden, vollends, da wir es doch nie recht akkurat erreichen mögen.

Trinkt, trinkt, ſagte Lukas, indem er die leeren Gläſer wieder füllte, und ſagt mir dann, wie es kömmt, daß Ihr Euch mit ſo gar mancherlei Dingen abgebt, von denen man glauben ſollte, daß manche Eures hohen Sinnes unwürdig ſind. Warum wendet Ihr ſo viele Mühſeligkeit an, Geſchichten fein und zierlich in Holz zu ſchneiden, und dergleichen?

Ich weiß es ſelbſt nicht recht, wie's zugeht, antwortete ihm Albrecht. Seht, Freund Lukas, der Menſch iſt ein wunderliches Weſen; wenn ich darüber zuweilen gedacht habe, ſo iſt mir immer zu Sinne geweſen, als wenn der wunderbarliche Menſchengeiſt aus dem Menſchen heraus ſtrebte, und ſich auf tauſend mannigfaltigen Wegen offenbaren wollte. Da ſucht er nun herum, und trifft beim Dichter nur die Sprache, beim Spielmann eine Anzahl Inſtrumente mit ihren Saiten, und beim Künſtler die fünf Finger und Farben an. Er probiert nun wie es gelingt, wenn er mit dieſen unbeholfenen Werkzeugen zu handthieren anfängt, und keinmal iſt es ihm recht, und doch hat er immer nichts Beſſeres. Mir hat der Himmel ein gelaſſenes Blut geſchenkt, und darum werde ich niemals ungeduldig. Ich fange immer wieder etwas Neues an, und kehre immer wieder zum Alten zurück. Wenn ich etwas Großes mahle, ſo befällt mich gewöhnlich nachher das Gelüſt, etwas recht Kleines und Zierliches in Holz zu ſchnitzeln, und ich kann nachher Tagelang ſizen, um die kleine Arbeit aus der Stelle zu fördern. Eben ſo geht es mir mit meinen Kupferſtichen. Je mehr Mühe ich darauf verwende, je lieber ſind ſie mir. Dann ſuche ich wieder freier und ſchneller zu arbeiten, und ſo wechſele ich in allerhand Manieren ab, und jede bleibt mir etwas Neues. Die Liebe zum Fleiß und zur Mühſeligkeit ſcheint mir überdies etwas zu ſeyn, was uns Deutſchen angeboren iſt; es iſt gleichſam unſer Element, in dem wir uns immer wohlbefinden. Alle Kunſtwerke, die Nürnberg aufzuweiſen hat, tragen die Spuren an ſich, daß ſie der Meiſter mit ſonderbarer Liebe zu Ende führte, daß er keinen Nebenzweig vernachläſſigte und gering ſchäzte; und ich mag daſſelbe wohl von dem übrigen Deutſchlande und auch von den Niederlanden ſagen.

Aber warum, fragte Lukas, habt Ihr nun Eurem Schüler Sternbald da nicht abgerathen, nach Italien zu gehn, da er doch gewiß bei Euch seine Kunst so hoch bringen kann, als es ihm nur möglich ist?

Franz war begierig, was Dürer antworten würde. Dieser sagte: eben weil ich an dem zweifle, was Ihr da behauptet, Meister Lukas. Ich weiß es wohl, daß ich in meiner Wissenschaft nicht der Lezte bin; aber es würde thöricht seyn, wenn ich dafür halten wollte, daß ich alles geleistet und entdeckt hätte, was man in der Kunst vollbringen kann. Glaubt Ihr nicht, daß es den künftigen Zeiten möglich seyn wird, Sachen darzustellen, und Geschichten und Empfindungen auszudrücken, auf eine Art, von der wir jezt nicht einmal eine Vorstellung haben?

Lukas schüttelte zweifelhaft mit dem Kopfe.

Ich bin sogar davon überzeugt, fuhr Albrecht fort, denn jeder Mensch leistet doch nur das, was er vermag; eben so ist es auch mit dem ganzen Zeitalter. Erinnert Euch nur dessen, was wir vorher über die Erfindung gesprochen haben. Dem alten Wohlgemuth würde das Ketzerei geschienen haben, was ich jezt mahle, so würde Euer Lehrer Engelbrecht schwerlich wohl auf die Erfindungen und Manieren verfallen seyn, die Euch so geläufig sind. Warum sollen unsre Schüler uns nun nicht wieder übertreffen?

Was hätten wir aber dann mit unsrer Arbeit gewonnen? rief Lukas aus.

Daß sie ihre Zeit ausfüllt, sagte Dürer gelassen, und daß wir sie gemacht haben. Weiter wird es niemals einer bringen. Jedes gute Bild steht da an seinem eigenen Platze, und kann eigentlich nicht entbehrt werden, wenn auch viele andre in andern Rücksichten besser sind,

wenn ſie auch Sachen ausdrücken, die man auf jenem Bilde nicht antrifft. Ja oft geht man rückwärts, indem man vorſchreitet, vor einiger Zeit ſah ich ein altes Bild Wohlgemuths wieder, und eine ſolche Lieblichkeit und zarte Rührung glänzten mich daraus an, wie ich mir nie getraue, hervor zu bringen, weil meine Weiſe wohl ſtärker und härter iſt.

Ja, ja, ſagte Lukas ſtill vor ſich hin, da mag was dran ſeyn, hat doch einer ſogar einmal behauptet, meine Bilder dürften ſich mit denen des alten Johann von Eyck nicht meſſen. Wer weiß, welche ſonderbare Werke und kunterbunte Meinungen nach uns in der Welt entſtehen!

Ich habe mich immer darin gefunden, fuhr Dürer fort, daß vielleicht mancher zukünftige Mahler von meinen Gemählden verächtlich ſprechen mag, daß man meinen Fleiß, und auch wohl mein Gutes daran verkennt. Viele machen es ſchon jezt mit denen Meiſtern nicht beſſer, die vor uns geweſen ſind, ſie ſprechen von ihren Fehlern, die jedem in die Augen fallen, und ſehn ihr Gutes nicht; ja es iſt ihnen unmöglich, das Gute daran zu ſehn. Aber auch dieſes Läſtern rührt bloß vom beſſern Zuſtande unſrer Kunſt her, und darum müſſen wir uns darüber nicht erzürnen. Und deshalb ſehe ich es gerne, daß mein lieber Franz Italien beſucht, und alle ſeine denkwürdige Kunſtſachen recht genau betrachtet, eben weil ich viel Anlage zur Mahlerei bei ihm bemerkt habe. Aus wem ein guter Mahler werden ſoll, der wird es gewiß, er mag in Deutſchland bleiben oder nicht. Aber ich glaube, daß es Kunſtgeiſter giebt, denen der Anblick des Mannigfaltigen ungemein zu Statten kömmt, in denen ſelbſt neue Bildungen entſtehn, wenn ſie das Neue ſehen, die eben dadurch vielleicht ganz neue Wege auffin-

den, die wir noch nicht betreten haben, und es iſt möglich, daß Sternbald zu dieſen gehört. Laßt ihn alſo immer reiſen, denn ſo viel älter ich bin, wirkt doch jede Veränderung, jede Neuheit noch immer auf mich. Glaubt nur, daß ich ſelbſt auf dieſer Reiſe zu Euch viel für meine Kunſt gelernt habe. Wenn Franz auch eine Zeitlang in Verwirrung lebt, und durch ſein Lernen in der eigentlichen Arbeit geſtört wird, (und ich glaube wohl, daß ſein ſanftes Gemüth dem ausgeſezt iſt) ſo wird er doch gewiß dergleichen überſtehn, und nachher aus dieſem Zeitpunkte einen deſto größern Nuzen ziehn. — Dürer erzählte, daß er über das Dorf gereiſet ſei, in welchem Sternbalds Pflegemutter wohnte, er hatte das neue Altarblatt betrachtet, und lobte, bis auf einige Verzeichnungen, alles, vorzüglich den Gedanken der doppelten Beleuchtung, der ihm ſelber neu und unerwartet geweſen, er erinnerte ſich die fromme Rührung, die aus der ſtillen Lieblichkeit des Bildes hervorgehe. Wahrlich, ſo beſchloß er, mein lieber Franz, Du haſt ſchon jezt übertroffen, was ich von Dir erwarten konnte, und ich freue mich inniglich, daß ich einen ſolchen Schüler gezogen habe.

So große Worte waren über den armen Franz noch niemals ausgeſprochen, darum wurde er ſchamroth; aber innerlich war er ſo erfreut, ſo überglücklich, daß ſich gleichſam alle geiſtigen Kräfte in ihm auf einmal bewegten und nach Thätigkeit riefen. Er empfand die Fülle in ſeinem Buſen, und ward von den mannigfaltigſten Gedanken übermeiſtert.

Lukas, nachdem er eine Weile geſchwiegen hatte, brach eine neue Weinflaſche an, und ging ſelber mit luſtigen Gebehrden um den Tiſch, um allen einzuſchenken.

Fröhlich, rief er aus: laßt uns munter seyn, so lange dies irdische Leben dauert, wir wissen ja so nicht, wie lange es währt!

Albrecht trank und lachte. Ihr habt ein leichtes Gemüth, Meister, sagte er scherzend, Euch wird der Gram niemals etwas anhaben können.

Wahrlich nicht! sagte Lukas, so lange ich meine Gesundheit und mein Leben fühle, will ich guter Dinge seyn, mag es hernach werden wie es will. Mein Weib, Essen und Trinken und meine Arbeit, seht, das sind die Dinge, die mich beständig vergnügen werden, und nach etwas Höherem strebe ich gar nicht.

Doch, sagte Meister Albrecht ernsthaft, die geläuterte wahre Religion, der Glaube an Gott und Seligkeit.

Davon spreche ich bei Tische niemals, sagte Lukas. — Aber so seid Ihr ein größerer Ketzer als ich. — Mag seyn, rief Lukas, aber laßt die Dinge fahren, von denen wir ohnehin so wenig wissen können. Oft mag ich gern arbeiten, wenn ich so recht fröhlich gewesen bin. Wenn der Wein noch in den Adern und im Kopfe lebendig ist, so gelingt der Hand oft ein kühner Zug, eine wilde Gebehrde weit besser, als in der nüchternen Ueberlegung. Ihr erlaubt mir wohl, daß ich nach Tische eine kleine Zeichnung entwerfe, die ich schon seit lange habe ausarbeiten wollen; nehmlich den Saul, wie er seinen Spieß nach David wirft. Mich dünkt, ich sehe den wilden Menschen jezt ganz deutlich vor mir, den erschrocknen David, die Umstehenden und alles.

Wenn Ihr wollt, sagte Dürer, so mögt Ihr jezt gleich an die Arbeit gehn, da Ihr den kühnen Entschluß einmal gefaßt habt. Mir vergönnt im Gegentheil einen kleinen Schlaf, denn ich bin noch müde von der Reise.

Jezt ward der Tiſch aufgehoben. — Lukas führte den Albrecht zu einem Ruhebette; die beiden Frauen gingen in ein anderes Zimmer, um ſich nun ungeſtört allerhand zu erzählen, der fremde Gaſt eilte in die Stadt an ſein Geſchäft, und Lukas begab ſich nach ſeiner Werkſtätte.

Viertes Kapitel.

Franz wünſchte einſam zu ſeyn, und ſtieg mit Sebaſtians Briefe nach einem kleinen Garten hinab, der ſich hinter dem Hauſe des Meiſter Lukas ausbreitete. Hier ſtanden alle Sträuche und Gewächſe in der beſten Ordnung; einige hatte der Herbſt ſchon entblättert, andre waren noch friſch grün, als wären ſie eben aufgebrochen: die Gänge waren reinlich gehalten, die lezten Herbſtblumen ſtanden im ſchönſten Flor. Franzens Gemüth war völlig erheitert, er fühlte eine holdſelige Gegenwart um ſich ſcherzen, und die Zukunft ſah ihn mit freundlichen Gebehrden an. Er öffnete den Brief und las:

Trauter Bruder.

„Wie weh thut es mir, daß ich unſern Dürer nicht habe begleiten können, um Dich in den Niederlanden vielleicht noch anzutreffen. Meine Krankheit iſt nicht gefährlich, aber doch hält ſie mich von dieſer Reiſe ab. Meine Sehnſucht nach Dir wird auf meinem einſamen Lager in jeder Stunde lebendiger; ich weiß nicht, ob Du an mich mit denſelben Empfindungen denkſt. Wann die Blumen des Frühlings wieder kommen, biſt Du vielleicht

noch weiter von mir entfernt, und dabei weiß ich nicht einmal zuverläſſig, ob ich Dich auch jemals wiederſehe. Wie mühevoll und wie leer iſt unſer menſchliches Leben? ich leſe jezt Deine Briefe zu wiederholten Malen, und mich dünkt, als wenn ich ſie nun beſſer verſtünde; wenigſtens bin ich jezt noch mehr als ſonſt Deiner Meinung. Ich kann nicht mahlen, und darum leſe ich auch wohl jezt in Büchern fleißiger als ich ſonſt that, und ich lerne manches Neue, und Manches, das ich ſchon wußte, erſcheint mir wiederum neu. Uebel iſt es, daß es dem Menſchen oft ſo ſchwer ankömmt, ſelbſt das Einfältigſte recht ordentlich zu verſtehn, wie es gemeint ſeyn mochte, denn ſeine jedesmalige Lebensart, ſeine augenblicklichen Gedanken hindern ihn daran; wo er dieſe nicht wieder findet, da dünkt ihm nichts recht zu ſeyn. Ich mögte Dich jezt mündlich ſprechen, um recht viel von Dir zu hören, um Dir recht viel zu ſagen; denn je länger Du fort biſt, je mehr empfinde ich Deine Abweſenheit, und daß ich mit Niemand, ſelbſt mit Dürer nicht das reden kann, was ich Dir gern ſagen würde."

„Die Helden des Römiſchen Alterthums wandeln jezt mit ihrer Größe durch mein Gemüth; ſo wie ich geneſe, will ich den Verſuch anſtellen, aus ihren Geſchichten etwas zu mahlen. Ich kann es Dir nicht beſchreiben, wie ſich ſeit einiger Zeit das Heldenalter ſo lebendig vor mir regt; bis dahin ſah ich die Geſchichte als eine Sache an, die nur unſre Neugier angehe, aber es iſt mir daraus eine große und neue Welt im Gemüth und Herzen aufgequollen. Vorzüglich gern möchte ich aus Cäſars Geſchichte etwas bilden; man nennt dieſen Mann ſo oft, und nie mit der Ehrfurcht, die er verdient. Wenn er auf dem Nachen ausruft: Du trägſt den Cäſar

und ſein Glück! oder ſinnend am Rubikon ſteht, und nun noch einmal kurz ſein Vorhaben erwägt, wenn er dann fortſchreitet, und die bedeutenden Worte ſagt: der Würfel iſt geworfen! ſo bewegt ſich mein ganzes Herz vor Entzücken, alle meine Gedanken verſammeln ſich um den einen großen Mann, und ich möchte ihn auf alle Weiſe verherrlichen. Am liebſten ſehe ich ihn vor mir, wenn er durch die kleine Stadt in den Alpen zieht, ſein Geſellſchafter ihn fragt: ob denn hier auch wohl Neid und Verfolgung und Plane zu Hauſe wären, und er mit ſeiner höchſten Größe die tiefſinnigen Worte ausſpricht: Glaube mir, ich möchte lieber hier der Erſte, als in Rom der Zweite ſeyn."

„Dies iſt nicht bloßer Ehrgeiz, oder wenn man es ſo nennen will, ſo iſt es das Erhabenſte, wozu ſich ein Menſch empor ſchwingen kann. Denn freilich, war Rom, das damals die ganze Welt beherrſchte, im Grunde etwas anders, als jene kleine unbedeutende Stadt. Der höchſte Ruhm, die größte Verehrung des Helden, auch wenn ihm der ganze Erdkreis huldigt, was iſt es denn nun mehr? Wird er niemals wieder vergeſſen? Iſt vor ihm nicht etwas Aehnliches da geweſen? Es iſt eine große Seele in Cäſars Worten, die hier ſo kühn das anſcheinend Höchſte mit dem ſcheinbar Niedrigſten zuſammen ſtellt. Es iſt ein ſolcher Ehrgeiz, der dieſen Ehrgeiz wieder als etwas Gemeines und Verächtliches empfindet, der ſein Leben, das er führt, nicht höher anſchlägt, als das des unbedeutenden Bürgers, der das ganze Leben gleichſam nur ſo mitmacht, weil es eine hergebrachte Gewohnheit iſt, und der nun in der Fülle ſeiner Herrlichkeit, wie als Zugabe, als einen angeworfenen Zierrath, ſeinen Ruhm, ſeine glorwürdigen Thaten, ſein erhabenes Streben hinein

legt. Wo die Wünſche der übrigen Menſchen über ihre eigne Kühnheit erſtaunen, da ſieht er noch Alltäglichkeit und Beſchränktheit; wo andre ſich vor Wonne und Entzücken nicht mehr faſſen können, iſt er kaltblütig, und nimmt mit zurückhaltender Verachtung an, was ſich ihm aufdrängt."

„Mir fallen dieſe Gedanken bei- weil viele jezt von den wahrhaft großen Männern mit engherziger Kleinmüthigkeit ſprechen, weil dieſe es ſich einkommen laſſen, Rieſen und Koloſſe auf einer Goldwage abzuwägen. Eben dieſe können es auch nicht begreifen, warum ein Sylla in ſeinem höchſten Glanze das Regiment plözlich niederlegt, und wieder Privatmann wird, und ſo ſtirbt. Sie können es ſich nicht vorſtellen, daß der menſchliche Geiſt, der hohe nehmlich, ſich endlich an allen Freuden dieſer Welt erſättige, und nichts mehr ſuche, nichts mehr wünſche. Ihnen genügt ſchon das bloße Daſein, und jeder Wunſch zerſpaltet ſich in tauſend kleine; ſie würden ohne Stolz, in ſchlechter Eitelkeit Jahrhunderte durchleben, und immer weiter träumen, und keinen Lebenslauf hinter ſich laſſen."

„Jezt iſt es mir ſehr deutlich, warum Cato und Brutus gerne ſtarben; ihr Geiſt hatte den Glanz verlöſchen ſehn, der ſie an dieſes Leben feſſelte. — Ich leſe viel, wozu Du mich ſonſt oft ermahnteſt, in der heiligen Schrift, und je mehr ich darin leſe, je theurer wird mir alles darin. Unbeſchreiblich hat mich der Prediger Salomo erquickt, der alle dieſe Gedanken meiner Seele ſo einfältig und ſo erhaben ausdrückt, der die Eitelkeit des ganzen menſchlichen Treibens durchſchaut hat; der alles erlebt hat, und in Allem das Vergängliche, das Nichtige entdeckt, daß nichts unſerem Herzen genüget, und daß

alles Streben nach Ruhm, nach Größe und Weisheit Eitelkeit ſei; der immer wieder damit ſchließt: „Darum „ſage ich, daß nichts beſſer ſei, denn daß ein Menſch „fröhlich ſei in ſeiner Arbeit, denn das iſt ſein Theil.““

„„Was hat der Menſch von aller ſeiner Mühe, die „er hat unter der Sonnen? Ein Geſchlecht vergehet, das „andre kömmt, die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne „gehet auf und gehet unter, und läuft an ihren Ort, daß „ſie daſelbſt wieder aufgehe. Der Wind gehet gegen Mit„tag, und kömmt herum zu Mitternacht, und wiederum „an den Ort da er anfing. Alle Waſſer laufen ins „Meer, noch wird das Meer nicht völler; an den Ort „wo ſie herfließen, fließen ſie wieder hin. Es iſt alles „Thun ſo voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Das „Auge ſiehet ſich nimmer ſatt, und das Ohr höret ſich „nimmer ſatt. Was iſt's das geſchehen iſt? Eben das „hernach geſchehen wird. Was iſt's, das man gethan „hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und „geſchieht nichts Neues unter der Sonnen.““ —

„Und nachher ſagt er: „Iſt's nun nicht beſſer dem „Menſchen, eſſen und trinken, und ſeine Seele guter „Dinge ſeyn in ſeiner Arbeit?““

„Wie es dem Guten gehet, ſo geht's auch dem Sün„der. Das iſt ein böſes Ding, unter allem, das unter „der Sonnen geſchieht, daß es einem geht wie dem an„dern, daher auch das Herz des Menſchen voll Arges „wird, und Thorheit in ihrem Herzen, dieweil ſie leben, „darnach müſſen ſie ſterben. — Denn die Lebendigen wiſ„ſen, daß ſie ſterben werden, aber die Todten wiſſen „nichts, ſie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Ge„dächtniß iſt vergeſſen; daß man ſie nicht mehr liebet, „noch haſſet, noch neidet, und haben kein Theil mehr

„auf der Welt, in allem was unter der Sonnen ge-
„ſchieht. So gehe hin, und iß Dein Brod mit Freuden,
„trink Deinen Wein mit gutem Muth, denn Dein Werk
„gefällt Gott. Laß Deine Kleider immer weiß ſeyn, und
„Deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Brauche des Le-
„bens mit Deinem Weibe das Du lieb haſt, ſo lange Du
„das eitel Leben haſt, das Dir Gott unter der Sonnen
„gegeben hat, ſo lange Dein eitel Leben währet, denn das
„iſt Dein Theil im Leben, und in Deiner Arbeit, die Du
„thuſt unter der Sonnen. Alles was Dir vorhanden
„kommt zu thun, das thue friſch, denn in dem Tode, da
„Du hinfährſt, iſt weder Werk, Kunſt, Vernunft noch
„Weisheit."" —

„Liebſter Franz, höher bringt es der Menſch gewiß niemals, dies iſt die Weisheit."

„Ich habe einen Nürnberger Hans Sachs kennen gelernt, einen wackern Mann, er hat ſich auf die Kunſt der Meiſterſänger gelegt, dabei iſt er ein großer Freund der Reformation, er iſt Bürger und Schumacher allhier. Doch muß nach meinem Dafürhalten die Dichtkunſt anders ausſehn, als ſie in ſeinen Verſen erſcheint. Wo find' ich einmal in Deutſcher oder fremder Zunge, was meine lechzende durſtige Bruſt ſo recht durch und durch erquickt und ſättigt?"

„Lebe wohl, und gieb mir bald Nachrichten von Dir; Deine Briefe können mir niemals zu weitläuftig ſeyn." —

Sebaſtian.

Dieſer Brief verſezte den jungen Mahler in ein tiefes Nachſinnen: er wollte ſeinem Gemüthe nicht recht eindringen, und er fühlte faſt etwas Fremdes in der Schreibart, das ſich ſeinem Geiſte widerſezte. Es quälte

ihn, daß alles Neue mit einem zu gewaltſamen Eindrucke auf ſeine Seele fiel, und ihr dadurch die freie Bewegung raubte. So lag ihm auch wieder die Geſinnung und das Betragen des Meiſter Lukas in den Gedanken, manches in Sebaſtians Briefe ſchien ihm damit übereinzuſtimmen, und in ſolchen Augenblicken des Gefühls kam er ſich oft in der Welt ganz einſam vor: er mochte ſich es mit Gedanken nicht deutlich ſagen, aber von Lukas Fröhlichkeit und Sebaſtians Weisheit und Troſt wandte ſich ſein Herz weg, weil ſie deſſen Sehnſucht als Verzweiflung erſchienen.

Wunderlich ſeltſam iſt das Leben der Jugend, die ſich ſelbſt nicht kennt. Sie verlangt, daß die ganze übrige Welt, wie ein einziges Inſtrument, mit ihren Empfindungen eines jeden Tages zuſammen ſtimmen ſoll, ſie mißt ſich mit der fremdartigſten Natur, und iſt nur zu oft unzufrieden, weil ſie allenthalben Disharmonie zu hören glaubt. Sich ſelbſt genug, ſucht ſie doch auſſenwärts einen freundlichen Widerhall, der antworten ſoll, und ängſtigt ſich, wenn er ausbleibt.

Er ging nach einiger Zeit in das Haus zurück. Dürer war ſchon wieder munter, und beide ſuchten den Meiſter Lukas in ſeiner Mahlerſtube auf. Er ſaß bei ſeiner Zeichnung. Franz verwunderte ſich ſehr über den kunſtreichen Mann, der in ſo kurzer Zeit ſo viel hatte arbeiten können: die Zeichnung war beinah fertig und mit großem Feuer entworfen. Dürer betrachtete ſie und ſagte: Ihr ſcheint Recht zu haben, Meiſter Lukas, daß ſich nach einem guten Trunke beſſer arbeiten läßt, ob ich es gleich noch nie verſucht habe; denn mir ſteigt der Wein in den Kopf und verdunkelt mir den Gedanken.

Man muß ſich nur nicht ſtören laſſen, ſagte Lukas,

wenn einem auch anfangs etwas wunderlich dabei wird, ſondern dreiſt fortfahren, ſo findet man ſich bald in die Arbeit hinein, und alsdann geräth ſie gewißlich beſſer.

Die drei Künſtler blieben mit den Frauen auch am Abend zuſammen, und ſezten ihre Geſpräche fort. Franz war gedrückt von dem Gedanken, daß er morgen abreiſen müſſe: ſo wie er unvermutheter Weiſe ſeinen Dürer gefunden hatte, ſollte er ihn jezt eben ſo plözlich zum zweitenmale verlaſſen: er ſprach daher wenig mit, auch aus dem Grunde, weil er zu beſcheiden war.

Es war ſpät, der Mond war eben aufgegangen als man ſich trennte. Franz nahm von Lukas Abſchied, dann begleitete er ſeinen Lehrer nach ſeiner Herberge. Dürer kehrte vor dem Hauſe wieder um, ſie durchſtrichen einige Straßen und kamen dann auf einen Spaziergang der Stadt.

Der Mond ſchien ſchräge durch die Bäume, die beinah ſchon ganz entblättert waren; ſie ſtanden ſtill, und Franz fiel ſeinem Meiſter mit Thränen an die Bruſt. Was iſt Dir? fragte Dürer, indem er ihn in ſeine Arme ſchloß. O liebſter, liebſter Albrecht, ſchluchzte Franz, ich kann mich nicht darüber zufrieden geben, ich kann es nicht ausſprechen, wie ſehr ich Euch verehre und liebe. Ich hab' es mir immer gewünſcht, Euch noch einmal zu ſehn, um es Euch zu ſagen, aber nun habe ich doch keine Gewalt dazu. O liebſter Meiſter, glaubt es mir nur auf mein Wort, glaubt es meinen Thränen.

Franz war indem zurück getreten, und Dürer gab ihm die Hand und ſagte: ich glaube es Dir.

Ach! rief Franz aus, was ſeid Ihr doch für ein ganz andrer Mann, als die übrigen Menſchen!' Das fühle ich immer mehr, ich werde keinen Eures Gleichen

wieder antreffen. An Euch hängt mein ganzes Herz, und wie ich Euch vertraue, werde ich keinem wieder vertrauen.

Dürer lehnte ſich nachdenkend an den Stamm eines Baumes, ſein Geſicht war ganz beſchattet. Franz, ſagte er langſam, Du machſt, daß mir Deine Abweſenheit immer trauriger ſeyn wird, denn auch ich werde niemals ſolchen Schüler, ſolchen Freund wieder antreffen. Denn Du biſt mein Freund; der einzige, der mich aus recht voller Seele liebt, der einzige, den ich ganz ſo wieder lieben kann.

Sagt das nicht, Albrecht, rief Franz, ich vergehe vor Euch.

Dürer fuhr fort: es iſt nur die Wahrheit, mein Sohn, denn als ſolchen liebe ich Dich. Meinſt Du, Deine getreue Anhänglichkeit von Deiner Kindheit auf habe mein Herz nicht gerührt? O Du weißt nicht, wie mir an jenem Abend in Nürnberg war, und wie mir jezt wieder iſt: wie ich damals den Abſchied von Dir abkürzte, und es jezt gern wieder thäte; aber ich kann nicht.

Er umarmte ihn freiwillig, und Franz fühlte, daß ſein theurer Lehrer weinte. Sein Herz wollte brechen. Die übrigen Menſchen, ſagte Dürer, lieben mich nicht wie Du; es iſt zu viel Irdiſches in ihren Gedanken. Ich ſtelle mich oft wohl äußerlich hart, und thue wie die übrigen; aber mein Herz weiß nichts davon. Pirkheimer iſt ein Patrizier, ein reicher Mann, er iſt brav, aber er ſchäzt mich nur der Kunſt wegen, und weil ich fleißig und aufgeräumt bin. Mein Weib kennt mich wenig, und weil ich ihr im Stillen nachgebe, ſo meint ſie, ſie mache mir alles recht. Sebaſtian iſt gut, aber ſein Herz iſt dem meinigen nicht ſo verwandt als das Deine. Von

den übrigen laß mich gar ſchweigen. Ja wahrlich, Du biſt mir der Einzige auf der Erde.

Franz ſagte begeiſtert: O was könnte mir für ein größeres Glück begegnen, als daß Ihr die Liebe erkennt, die ich ſo inniglich zu Euch trage.

Sei immer wacker, ſagte Dürer, und laß Dein frommes Herz allerwege ſo bleiben, als es jezt iſt. Komm dann nach Deutſchland und Nürnberg zurück, wenn es Dir gut däucht; ich wüßte mir keine größere Freude, als künftig immer mit Dir zu leben.

Ich bin eine verlaſſene Waiſe, ohne Eltern, ohne Angehörigen, ſagte Franz, Ihr ſeid mir alles.

Ich wünſche, ſagte Albrecht, daß Du mich wieder findeſt, aber ich glaube es nicht; es iſt etwas in meiner Seele, was mir ſagt, daß ich es nicht lange mehr treiben werde. Ich bin in manchen Stunden ſo ernſthaft und ſo betrübt, daß ich zu ſterben wünſche, wenn ich nachher auch oft wieder ſcherze und luſtig ſcheine. Ich weiß auch recht gut, daß ich zu fleißig bin, und mir dadurch Schaden thue, daß ich die Kraft der Seele abſtumpfe, und es gewiß büßen muß; aber es iſt nicht zu ändern. Ich brauche Dir, liebſter Franz, wohl die Urſache nicht zu ſagen. Meine Frau iſt zu weltlich geſinnt, ſie quält ſich ewig mit Sorgen für die Zukunft und mich mit; ſie glaubt, daß ich niemals genug arbeiten kann, um nur Geld zu ſammeln, und ich arbeite, um in Ruhe zu ſeyn, oft mit unluſtiger Seele; aber die Luſt ſtellt ſich während der Arbeit ein. Meine Frau empfindet nicht die Wahrheit der himmliſchen Worte, die Chriſtus ausgeſprochen hat: „Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für Euren Leib, was Ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr denn die

Speiſe? Und der Leib mehr denn die Kleidung? So denn Gott das Gras auf dem Felde kleidet, das doch heute ſtehet, und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er das nicht vielmehr Euch thun? O Ihr Kleingläubigen! Darum ſollt Ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?" — Nun lebe wohl, mein liebſter Freund; ich will zurück, und Du ſollſt mich nicht begleiten, denn an einer Stelle müſſen wir uns ja doch trennen.

Franz hielt noch immer ſeine Hand. Ich ſollte Euch nicht wiederſehn? ſagte er, warum ſollte ich dann wohl nach Deutſchland zurück kommen? Nein, Ihr müßt leben, noch lange, lange, Euch, mir und dem Vaterlande!

Wie wir uns heut trennen müſſen, ſagte Dürer, ſo muß ich doch irgend einmal ſterben, es ſei wenn es ſei. Je früher, je weniger Lebensmühe; je ſpäter, je mehr Sorgen. Aber komm bald zurück, wenn Du kannſt.

Er ſegnete hierauf ſeinen jungen Freund, und betete inbrünſtig zum Himmel. Franz ſprach in Gedanken ſeine Worte nach, und war in einer frommen Entzückung; dann umarmten ſich beide, und Dürer ging wie ein großer Schatten von ihm weg. Franz ſah ihm nach, und der Mondſchimmer und die Bäume dämmerten ungewiß um ihn. Plözlich ſtand der Schatten ſtill, und bewegte ſich wieder rückwärts. Dürer ſtand neben Franz, nahm ſeine Hand und ſagte: Und wenn Du mir künftig ſchreibſt, ſo nenne mich in Deinen Briefen Du uud Deinen Freund, denn Du biſt mein Schüler nicht mehr. — Mit dieſen Worten ging er nun wirklich fort, und Franz verlor ihn gänzlich aus den Augen. Die Nacht war kalt, die Wächter der Stadt zogen vorüber und ſangen, die Glocken ſchlugen feierlich. Franz irrte noch eine Zeitlang umher,

dann begab er ſich nach ſeiner Herberge, aber er konnte nicht ſchlafen.

Fünftes Kapitel.

Der Morgen kam. Franz hatte eine Geſellſchaft gefunden, die auf dem Kanal mit einem Schiffe nach Rotterdam fahren wollte, dort wollten ſie dann ein größeres nehmen, um vollends nach Antwerpen zu kommen.

Es war helles Wetter, als ſie in das Boot ſtiegen; die Geſellſchaft ſchien bei guter Laune. Franz betrachtete ſie nach der Reihe, und keiner darunter fiel ihm beſonders auf, außer ein junger Menſch, der einige zwanzig Jahr alt zu ſeyn ſchien, und ungemein ſchön von Geſicht und ſehr anmuthig in ſeinen Gebehrden war. Franz fühlte ſich immer mehr zu den jüngern als zu den ältern Leuten hingezogen; er ſprach mit den leztern ungern, weil er nur ſelten in ihre Empfindungen einſtimmen konnte. Bei alten Leuten empfand er ſeine Beſchränkung noch quälender, und er merkte es immer, daß er ihnen zu lebhaft, zu jugendlich war, daß er ſich gemeiniglich an Dingen entzückte, die jenen immer fremd geblieben, und daß ſie doch zuweilen mit einem gewiſſen Mitleiden, mit einer hoffärtigen Duldung auf ihn hinab blickten, als wenn er endlich allen dieſen Gefühlen und Stürmen vorüber ſchiffen würde, um in ihr ruhiges kaltes Land feſten Fuß zu faſſen. Vollends demüthigte es ihn oft, wenn ſie dieſelben Gegenſtände liebten, die er verehrte; Lob und Tadel, Anpreiſung und Nachſicht aber mit ſo ſcheinbarer Gerech-

tigkeit austheilten, daß von ihrer Liebe faſt nichts übrig blieb. Er dagegen war gewohnt aus vollem Herzen zu zu zahlen, ſeine Liebe nicht zu meſſen und einzuſchränken, ſondern es zu dulden, daß ſie ſich in vollen Strömen durch das Land der Kunſt, ſein Land der Verheißung ergoß; je mehr er liebte, je wohler ward ihm. — Er konnte ſein Auge von dem Jünglinge nicht zurück ziehn, die luſtigen hellen braunen Augen und das gelockte Haar, eine freie Stirn, und dazu eine bunte, fremdartige Tracht machten ihn zum Gegenſtand ſeiner Neugier.

Das Schiff fuhr fort, und man ſah links weit in das ebene Land hinein. Die Geſellſchaft ſchien nachdenkend, oder vielleicht müde, weil ſie alle früh aufgeſtanden waren; nur der Jüngling ſchaute unbefangen mit ſeinen großen Augen umher. Ein ältlicher Mann zog ein Buch hervor und fing an zu leſen; doch es währte nicht lange, ſo ſchlummerte er. Die übrigen ſchienen ein Geſpräch zu wünſchen.

Der Herr Vanſen ſchläft, ſagte der eine zu ſeinem Nachbar, das Leſen iſt ihm nicht bekommen.

Er ſchläft nicht ſo, Nachbar Peters, daß er Euch nicht hören ſollte, ſagte Vanſen, indem er ſich ermunterte. Ihr ſolltet nur etwas erzählen, oder ein luſtiges Lied ſingen.

Ich bin heiſer, ſagte jener, Ihr wißt es ſelber; auch hab' ich eigentlich ſeit Jahr und Tag das Singen ſchon aufgegeben.

Der fremde Jüngling ſagte: Ich will mich wohl anbieten, ein Lied zu ſingen, wenn ich nur wüßte, daß die Herren es mit der Poeſie nicht ſo genau nehmen wollen.

Sie verſicherten ihn alle, daß es nicht geſchehn würde,

Siehſt Du die Sonne nicht
Glänzen im Bach?
Wo Du biſt, ſpielt das Licht
Freundlich Dir nach.

Durch den Wald Funkelſchein,
Sieht in den Quell;
Kuckt in die Fluth hinein,
Lacht drum ſo hell.

So auch der Liebe Licht
Wandelt mit Dir,
Löſchet wohl nimmer nicht.
Iſt dorten bald hier.

Liebſt Du die Morgenpracht,
Wenn nach der ſchwarzen Nacht
Auf diamantner Bahn
Die Sonne ihren Weg begann?

Wenn alle Vögel jubeln laut,
Begrüßen fröhlich des Tages Braut,
Wenn Wolken ſich zu Füßen ſchmiegen,
In Brand und goldnem Feuer fliegen?

Auch wenn die Sonne nun den Wagen lenkt,
Und hinter ihr das Morgenroth erbleicht,
Luſt, Heiterkeit durch alle Welt hin fleugt,
Bis ſich zum Meer die Göttin ſenkt.

Und dann funkeln neue Schimmer
Ueber See und über Land,
Erd' und Himmel im Geflimmer
Sich zu Einem Glanz verband.

Prächtig mit Rubinen und Sapphiren,
Siehſt Du dann den Abendhimmel prangen,
Goldenes Geſchmeide um ihn hangen,
Edelſteine Hals und Nacken zieren,
Und in holder Gluth die ſchönen Wangen.
Drängt ſich nicht mit ſtillem Licht der Chor
Aller Sterne, ihn zu ſehen, vor?
Jubeln nicht die Lerchen ihre Lieder,
Tönt nicht Fels und Meer Geſänge wieder? —

Alſo wenn die erſte Liebe Dir entſchwunden,
Mußt Du weibiſch nicht verzagen,
Sondern dreiſt Dein Glücke wagen,
Bald haſt Du die zweite aufgefunden,
Und kannſt Du im Rauſche dann noch klagen:
Nie empfand ich was ich vor empfunden?

Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wieſe ſind.
Kaum iſt dem Winter die Herrſchaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldene Kind.

Dann ſucht er ſein Spielzeug wieder zuſammen,
Das der alte Winter verlegt und verſtört,
Er puzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obſtbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikoſen-Wand,
Wie Schnee die Blüthe roth unter die Blätter bringt,
Er ſchüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er und ſchläft im waldigen Grund,
Und haucht den Athem aus, den ſüßen,

Um ſeinen zarten rothen Mund
Im Graſe Viol' und Erdbeer ſprießen:
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wann er erwacht!

In den verſchloßnen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil,
Mag auf den Schlüſſel nicht warten,
Ihm iſt keine Wand zu ſteil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er ſchneidet das Buxbaum-Gehege,
Und friert auch am Abend nicht,
Er ſchaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: wo ſäumen die Spielkameraden
Daß ſie ſo lange in der Erde bleiben?
Ich habe ſie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger,
Die Tulpe ſteht mit dickem Kopfputz da,
Die Roſe tritt beſcheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich iſt nun geſtickt,
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menſchen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor,
Denn alle fühlen ſich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumen-Wangen,
Und ſcheidet und ſpricht: ich muß nun gehn.
Da ſterben ſie alle am ſüßen Verlangen,
Daß ſie mit welken Häuptern ſtehn.

Der Frühling ſpricht: vollendet iſt mein Thun,
Ich habe ſchon die Schwalben herbeſtellt.
Sie tragen mich in eine andre Welt,
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obſt zu pflücken,
Den Stock der ſchweren Traube zu entkleiden,
Mit der Senſe das goldene Korn zu ſchneiden,
Dazu will ich den Herbſt Euch ſchicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernſten Arbeit geſinnt.
Doch ſeid Ihr ſatt der Winterleiden,
Komm' ich zurück zu andern Freuden,
Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir,
Wenn Ihr erntet und keltert was ſollen ſie hier?
Ade! Ade! iſt die Liebe nur da,
So bleibt Euch der Frühling ewiglich nah!

Ihr habt das Lied ſehr ſchön geſungen, ſagte Vanſen, aber es iſt wahr, daß man es mit dem Texte nicht ſo genau nehmen muß, denn das Lezte hängt gar nicht mit dem Erſten zuſammen.

Ihr habt ſehr Recht, ſagte der Fremde, indeſſen Ihr kennt das Sprichwort: Ein Schelm giebt's beſſer, als er es hat.

Ich habe einen guten und ſchönen Zuſammenhang darin gefunden, ſagte Franz. Der Hauptgedanke iſt der fröhliche Anblick der Welt, das Lied will uns von trüben Gedanken und Melankolie abziehen, und ſo kömmt es von einer Vorſtellung auf die andre. Zwar iſt nicht der Zuammenhang einer Rede darin, aber es wandelt gerade

ſo fort, wie ſich unſre Gedanken in einer ſchönen heitern Stunde bilden.

Ihr ſeyd wohl ſelber ein Poet? rief der Fremde aus.

Franz erröthete und ſagte, daß er ein Mahler ſei, der von jezt nach Antwerpen, und dann nach Italien zu gehen geſonnen ſey.

Ein Mahler? ſchrie Vanſen auf, indem er Sternbald genau betrachtete. O ſo gebt mir Eure Hand! dann müſſen wir näher mit einander bekannt werden!

Franz war in Verlegenheit, er wußte nichts zu erwiedern; der Niederländer fuhr fort: Vor allen Künſten in der Welt ergözt mich immer die Kunſt der Mahlerei am meiſten, und ich begreife nicht, wie viele Menſchen ſo kalt dagegen ſeyn können. Denn was iſt Poeſie und Muſik, die ſo flüchtig vorüber rauſchen, und uns kaum anrühren? Jezt vernehme ich die Töne, und dann ſind ſie vergeſſen, — ſie waren und waren auch nicht; Klänge, Worte, von denen ich niemals recht weiß, was ſie mir ſollen; ſie ſind nur Spielwerk, das ein jeder anders handhabt. Dagegen verſtehn es die edlen Mahlerkünſtler, mir Sachen und Perſonen unmittelbar vor die Augen zu ſtellen, mit ihren freundlichen Farben, mit aller Wirklichkeit und Lebendigkeit, ſo daß das Auge, der klügſte und edelſte Sinn des Menſchen, gleich ohne Verzögern alles auffaßt und verſteht. Je öfter ich die Figuren wieder ſehe, je bekannter ſind ſie mir, ja ich kann ſagen, daß ſie meine Freunde werden, daß ſie für mich eben ſo gut leben und da ſind, als die übrigen Menſchen. Darum liebe ich die Mahler ſo ungemein, denn ſie ſind gleichſam Schöpfer, und können ſchaffen und darſtellen, was ihnen gelüſtet.

Von dieſem Augenblicke bemühte ſich Vanſen ſehr

um Sternbald; dieſer nannte ihm ſeinen Nahmen, und ward von jenem dringend gebeten, ihn in Antwerpen in ſeinem Hauſe zu beſuchen und etwas für ihn zu mahlen. Auf der fortgeſezten Reiſe gerieth Franz mit dem unbekannten Jünglinge in ein näheres Geſpräch, und erfuhr von ihm, daß er ſich Rudolph Floreſtan nenne, daß er aus Italien ſey, jezt England beſucht habe, und nach ſeiner Heimath zurück zu kehren denke. Die Jünglinge beſchloſſen, die Reiſe in Geſellſchaft zu machen, denn ſie fühlten beide einen Zug der Freundſchaft zu einander, der ſie ſchnell vereinigte. Wir wollen recht vergnügt mitſammen ſeyn, ſagte Rudolph; ich bin ſchon mehr als einmal in Deutſchland geweſen, und habe lange unter Euren Landsleuten gelebt, ich bin ſelbſt ein halber Deutſcher und liebe Eure Nation.

Franz war erfreut, dieſe Bekanntſchaft gemacht zu haben. Er äußerte ſeine Verwunderung, daß Rudolph in ſo früher Jugend ſchon von der Welt ſo viel geſehn habe. Das muß Euch nicht erſtaunen, ſagte jener, mein unruhiger Geiſt treibt mich immer umher, und wenn ich eine Weile ſtill in meiner Heimath geſeſſen habe, muß ich wieder reiſen, wenn ich nicht krank werden will. Wenn ich auf der Reiſe bin, geſchieht es mir wohl, daß ich mich nach meinem Hauſe ſehne, und mir vornehme, nie wieder in der Ferne herum zu ſtreifen; indeſſen dauern dergleichen Vorſäze niemals lange, ich darf nur von fremden Ländern hören oder leſen, gleich iſt die alte Luſt in mir wieder aufgewacht. So bin ich auch ſchon Spanien durchſtreift, ich habe Valencia und das wunderſame Granada geſehn, mit ſeinem herrlichen Schloſſe, den fremden, ſeltſamen Sitten und Trachten, ich habe die Luft der Elyſiſchen Gefilde von Malaga eingeathmet, und kenne den

Manſerrate mit ſeinen Klöſtern und grünbewachſenen Klippen.

Ein großer Theil der Geſellſchaft kam jezt darauf, man ſolle, um die Zeit der Fahrt zu verkürzen, Geſchichten oder Mährchen erzählen. Alle trauten dem Rudolph zu, daß er am beſten im Stande ſey, ihr Begehren zu erfüllen; ſie erſuchten ihn daher alle und auch Franz vereinigte ſich mit ihren Bitten. Ich will es gern thun, antwortete Rudolph, allein es geht mir mit meiner Geſchichte, wie mit meinem Liede, ſie wird keinem recht gefallen. Alle behaupteten, daß er ſie gewiß unterhalten werde, er ſolle nur getroſt anfangen. Rudolph ſagte: Ich liebe keine Geſchichte, und mag ſie gar nicht erzählen, in der nicht von Liebe die Rede iſt. Die alten Herren aber kümmern ſich um dergleichen Neuigkeiten nicht viel.

O doch, ſagte Vanſen; nur finde ich es in vielen Geſchichten der Art unnatürlich, wie die ganze Erzählung vorgetragen wird; gewöhnlich macht man doch zu viel Aufhebens davon, und das iſt, was mir mißfällt. Wenn es aber alles ſo recht natürlich und wahr fortgeht, ſo kann ich mich ſehr daran ergözen.

Das iſt es gerade, rief Rudolph aus, was ich ſagte! Die meiſten Menſchen wollen alles gar zu natürlich haben, und wiſſen doch eigentlich nicht, was ſie ſich darunter vorſtellen; ſie fühlen den Hang zum Seltſamen und Wunderbaren, aber doch ſoll das alles wieder alltäglich werden: ſie wollen wohl von Liebe und Entzücken reden hören, aber alles ſoll ſich in den Schranken der Billigkeit halten. Doch, ich will nur meine Geſchichte anfangen, weil ich ſonſt ſelber die Schuld trage, wenn Ihr zu viel erwartet. — —

Die Sonne ging eben auf, als ein junger Edelmann,

den ich Ferdinand nennen will, auf dem freien Felde ſpazierte. Er war damit beſchäftigt, die Pracht des Morgens zu beſchauen, wie ſich nach und nach das Morgenroth und das lichte Gold des Himmels immer brennender zuſammen drängten und immer höher leuchteten. Er verließ gewöhnlich an jedem Morgen ſein Schloß, auf dem er unverheirathet und einſam lebte, ſeine Eltern waren vor einiger Zeit geſtorben. Dann ſezte er ſich gewöhnlich in dem benachbarten Wäldchen nieder, und las einem der Italiäniſchen Dichter, die er ſehr liebte.

Jezt war die Sonne herauf geſtiegen, und er wollte ſich eben nach dem einſamen Waldplaze begeben, als er aus der Ferne einen Reuter heran ſprengen ſah. Auf dem Hute und Kleide des Reitenden glänzten Gold und Edelgeſteine im Schein des Morgens, und als er näher kam, glaubte Ferdinand einen vornehmen Ritter vor ſich zu ſehn. Der Fremde ritt eiligſt vorüber und verſchwand im Walde; kein Diener folgte ihm.

Ferdinand wunderte ſich noch über dieſe Eile, als er zu ſeinen Füßen im Graſe etwas Glänzendes wahrnahm. Er ging hinzu und hob das Bildniß einer Dame auf, das mit koſtbaren Diamanten eingefaßt war. Er ging damit nach dem Walde, indem er es aufmerkſam betrachtete; er ſezte ſich an der gewohnten Stelle nieder, und vergaß ſein Buch heraus zu ziehen, ſo ſehr war er mit dem Bilde beſchäftigt.

Wie ich geſagt habe, fiel Vanſen ein, die Mahlerei hat eine wunderbare Kraft über uns: das Bild wird gewiß trefflich gemahlt geweſen ſein. Aber ſagt mir doch: was war dieſer Edelmann für ein Landsmann?

Je nun, ich denke, antwortete Rudolph, er wird

wohl ein Deutſcher geweſen ſeyn, und jezt erinnere ich mich deutlich, er war aus Franken.

Nun ſo ſeid ſo gut, und fahrt fort.

Er kam nach Hauſe und aß nicht. Leopold, ſein vertrauteſter Freund, beſuchte ihn, aber er ſprach nur wenig mit dieſem. Warum biſt Du ſo in Gedanken? fragte Leopold. Mir iſt nicht wohl, antwortete jener, und mit dieſer Antwort mußte der Freund zufrieden ſeyn.

So verſtrichen einige Wochen und Ferdinand ward mit ſeinen Worten immer ſparſamer. Sein Freund wurde beſorgt, denn er bemerkte, daß Ferdinand alle Geſellſchaften vermied, daß er faſt beſtändig im Walde oder auf der Wieſe lebte, daß er jedem Geſpräche aus dem Wege ging. An einem Abende hörte Leopold folgendes Lied ſingen. Ihr habt wohl nichts dagegen, daß ich es gleich ſelbſt abſinge, es nimmt ſich dadurch beſſer aus.

Soll ich harren? Soll mein Herz
Endlich brechen?
Soll ich niemals von dem Schmerz
Meines Buſens ſprechen?

Warum Zittern? Warum Zagen?
Träges Weilen?
Auf, Dein höchſtes Glück zu wagen!
Flügle Deine Eile!

Suchen werd' ich: werd' ich finden?
Nach der Ferne
Treibt das Herz; durch blühnde Linden
Lächeln Dir die Sterne.

Leopold hörte aufmerkſam dem räthſelhaften Liede zu; dann ging er in den Wald hinein, und traf ſeinen Freund in Thränen. Er ward bei dieſem Anblick erſchüttert und redete ihn ſo an: Liebſter, warum willſt Du mich ſo bekümmern, daß Du mir kein Wort von Deinem Leiden anvertrauſt? Ich ſehe es täglich, wie Dein Leben ſich aufzehrt, und unwiſſend muß ich mit Dir leiden, ohne daß ich rathen und tröſten könnte. Warum nennſt Du mich Deinen Freund? Ich bin es nicht, wenn Du mich nicht Deines Vertrauens würdig achteſt. Jezt gilt es, daß ich Deine Liebe zu mir auf die Probe ſtelle, und was fürchteſt Du, Dich mir zu entdecken? Wenn Du unglücklich biſt, wo findeſt Du ſichern Troſt, als im Buſen eines Freundes? Biſt Du Dich einer Schuld bewußt, wer verzeiht Dir williger, als die Liebe?

Ferdinand ſah ihn eine Weile an, dann ſagte er: Keines von beiden, mein lieber Freund, iſt bei mir der Fall; ſondern eine wunderſeltſame Sache belaſtet mein Herz ſo gewaltſam, die ich Dir noch nicht habe anvertrauen wollen, weil ich mich vor Dir ſchäme. Ich fürchte Deine Vernunft, ich fürchte, daß Du mir das ſagſt, was ich mir ſelber täglich und ſtündlich ſage; ich fürchte, daß Du zwar Deinen Freund, aber nicht ſeine unbegreifliche Thorheit liebſt. Doch will ich Dir alles geſtehen, und nun erfahren, welchen Rath, welchen Troſt Du mir geben kannſt. Sieh dieſes Gemählde, das ich vor einigen Wochen fand, und das ſeitdem meinen Sinn ſo gänzlich umgewandelt hat. Mit ihm habe ich mein höchſtes Glück, ja mich ſelber gefunden, denn ich lebte vorher ohne Seele, ich kannte mich und die Seligkeit der Welt nicht, denn ich wurde ohne alles Glück in der Welt fertig. Seitdem iſt mir, als wenn ein unbekanntes Weſen mir aus den Mor-

genwolken die Hand gereicht, und mich mit ſüßer Stimme bei meinem Namen genannt hätte. Aber zugleich habe ich in dieſem Bilde meinen größten Feind gefunden, der mir keine Minute Ruhe läßt, der mich auf jeden Schritt verfolgt, der mir alle übrigen Freuden dieſer Erde als etwas Armſeliges und Verächtliches darſtellt. Ich darf mein Auge nicht davon hinweg wenden, ſo befällt mich eine marternde Sehnſucht, und wenn ich nun darauf blicke, und dieſen ſüßen Mund, und dieſe ſchönen Augen antreffe, ſo ergreift eine ſchreckliche Beklemmung mein Herz, ſo daß ich in unnützen Kämpfen, in Streben und Wünſchen vergehe, und mein Leben ſich verzehrt, wie Du richtig geſagt haſt. Aber es muß ſich nun endigen; mit dem kommenden Morgen will ich mich aufmachen und das Land durchziehen, um diejenige wirklich aufzufinden von der ich bis jezt nur den Schatten beſize. Sie muß irgendwo ſeyn, ſie muß meine Liebe kennen lernen, und ich ſterbe dann entweder in öder Einſamkeit, oder ſie erwiedert dieſe Liebe.

Leopold ſtand lange ſtaunend und betrachtete ſeinen Freund, endlich rief er aus: Unglücklicher! Wohin haſt Du Dich verirrt? An dieſen Schmerzen hat ſich vielleicht bisher noch keiner der Sterblichen verblutet. Was ſoll ich Dir ſagen? Wie ſoll ich Dir rathen? Der Wahnſinn hat ſich Deiner ſchon bemeiſtert und alle Hülfe kömmt zu ſpät. Wenn nun das Original dieſes Bildes auf der ganzen Erde nicht zu finden iſt! und wie leicht kann es bloß die Imagination eines Mahlers ſeyn, die dieſes zierliche Köpfchen hervorgebracht hat! Oder ſie kann auch gelebt haben, und iſt nun ſchon geſtorben, oder ſie iſt die Gattin eines andern, und Mutter vieler Kinder und Enkel, ſo daß Du ſie, vom Alter entſtellt, nicht ein-

mal kennſt, wenn Du ſie auch wirklich finden ſollteſt. Glaubſt Du, daß ſich Dir zu Gefallen das Wunder des Pygmalion erneuern werde? Iſt es nicht eben ſo gut, als wenn Du die Helena von Griechenland, oder die Aegyptiſche Cleopatra lieben wollteſt? Bedenke Dein Wohl, und laß Dich nicht von einer Leidenſchaft unterjochen, die offenbar aberwitzig iſt. Deine Empfindung iſt ſo widerſinnig, daß hier oder nirgend Deine Vernunft auftreten und Dich aus dem Labyrinthe erretten muß, und mich wundert nur, wie Du ſie ſchon ſo haſt unterdrücken können, daß es ſo weit mit Dir gekommen iſt.

Nun, der Mann hat doch wahrlich völlig Recht, rief Vanſen aus, und ich bin neugierig, was der verliebte Schwärmer wohl darauf wird antworten können.

Gewiß gar nichts, ſagte Herr Peters, er wird einſehen, wie gut es ſein Freund mit ihm meint, und das wunderliche Abentheuer fahren laſſen.

Einiges getraute ich mir wohl zu ſagen, verſezte Sternbald, wenn ich nicht die Geſchichte zu unterbrechen fürchtete.

Rudolph ſah ihn lächelnd an, und fuhr fort: Ferdinand ſchwieg eine Weile ſtill, dann ſagte er: Liebſter Freund, Deine Worte können mich auf keine Weiſe beruhigen, und wenn Du mich und mein Herz kennteſt, ſo würdeſt Du auch darauf gar nicht ausgehen wollen. Ich gebe Dir Recht, Du haſt vollkommen vernünftig geſprochen; allein was iſt mir damit geholfen? Ich kann Dir nichts antworten, ich fühle nur, daß ich elend bin, wenn ich nicht gehe und jenes Bild aufſuche, das meine Seele ganz regiert. Denn könnte ich vernünftig ſeyn, ſo würde ich gewiß nicht einen Traum lieben; könnt' ich auf Deinen Rath hören, ſo würde ich mich nicht in der Nacht ſchlaflos

auf meinem Lager wälzen. Denn wenn ich nun auch wirklich die Helena, oder die Aegyptiſche Cleopatra liebte, mit dieſer heißen brennenden Liebe des Herzens, wenn ich nun auch ginge, und ſie in der weiten Welt aufſuchte, ſo wie ich jezt ein Bild ſuche, daß vielleicht nirgendwo iſt: was könnte mir auch dann all Dein Reden nüzen? Doch nein, ſie lebt, mein Herz ſagt es mir, daß ſie für mich lebt, und daß ſie mich mit ſtiller Ahndung erwartet. Und wenn ich ſie nun gefunden habe, wenn die Sterne günſtig auf mein Thun herunter ſcheinen, wenn ich ſie in meinen Armen zurück bringe, dann wirſt Du mein Glück preiſen, und mein jeziges Beginnen nicht mehr unvernünftig ſchelten. So hängt es alſo bloß von Glück und Zufall ab, ob ich vernünftig oder unvernünftig handle, ob die Menſchen mich ſchelten oder loben; wie kann alſo Dein Rath gut ſeyn? Wie könnte ich vernünftig handeln, wenn ich ihm folgte? Wer nie wagt, kann nie gewinnen, wer nie den erſten Schritt thut, kann keine Reiſe vollbringen, wer das Glück nicht auf die Probe ſtellt, kann nicht erfahren, ob es ihm günſtig iſt. Ich will alſo getroſt dieſen Weg einſchlagen, und ſehn, wohin er mich führt. Ich komme entweder vergnügt, oder nicht zurück. — Haſt Du nie die wunderbare Geſchichte von Gottfried Rudell gehört?

Nein, ſagte Leopold verwirrt. So will ich ſie Dir erzählen, ſprach der Liebende, denn ſie beſtätigt mein Gefühl, das Dir ſo einzig und widerſinnig erſcheint.

Halt! rief Vanſen, die Sache neigt ſich zum Verwirrten, daß hier eine neue Erzählung in die vorige eingeflochten wird.

Und was ſchadet es, ſagte Floreſtan, wenn es Euch nur unterhält und die Zeit vergeht?

Es ſteht nur zu beſorgen, ſagte Peters bedächtlich, daß es uns nicht unterhalten werde, denn man wird gar leicht konfuſe, und da die Sache an ſich ſelbſt ſchon nicht ſehr intereſſirt, ſo wird dieſe Epiſode das Uebel nur ärger machen.

Was kann ich denn aber dafür, erwiederte Rudolph, daß der verliebte Schwärmer ſeinem Freunde damals dieſe Hiſtorie wirklich erzählt hat? Ich muß doch der Wahrheit getreu bleiben.

Nun ſo erzählt wie Ihr wollt, ſagte Vanſen, tragt die neue Geſchichte vor, aber nur unter der Bedingung, daß in dieſer Hiſtorie ſich nicht wieder eine neue entſpinnt, denn das könnte ſonſt bis ins Unendliche fortgeſezt werden.

Alſo denn, nahm Floreſtan wieder das Wort, fing der ſchwärmende Ferdinand ſeinem vernünftigen Freunde Leopold mit dieſen Worten die Geſchichte des Gottfried Rudell zu erzählen an: Dieſer Rudell, mein theurer Freund, war einer von den Dichtern in der Provence, in jener ſchönen Zeit, als die Welt durch Lieder und ſüße Sprache, die Menſchen durch Sehnſucht, die Länder durch Ritterſchaft und der Orient mit Europa durch die heiligen Kriege verbunden waren. Dieſer Sänger Gottfried, aus adelichem Geſchlecht, machte ſich durch ſeine lieblichen Weiſen ſo berühmt, daß ihm Herren und Grafen gewogen waren und ein großer Fürſt ſich um ſeine Freundſchaft bewarb, und ihn niemals von ſeiner Seite laſſen wollte. Da fügte es ſich, daß Pilger, die aus dem heiligen Lande zurück kehrten, ihm unter den Wundern der fremden Länder auch die Gräfin von Tripolis nannten, und ihm ihre hohe Tugend, ihre Schönheit und ihren Reiz beſchrieben. Er ſah andre Reiſende, die aus der Ge-

gend zurück wanderten, und wieder fragte er, und wieder rühmten ſie entzückt die überirdiſche Schönheit des Frauenbildes. Seine Imagination ward von dieſen Schilderungen ſo ergriffen, daß er begeiſtert das Lob der Dame in die Töne ſeiner Laute ſang. Ein Freund ſagte einmal ſcherzend, indem er ſeinen Geſang bewunderte: Du biſt entzückt, Dichter, kannſt Du denn ſo über Meere hinüber vielleicht lieben, ohne den Gegenſtand Deiner Leidenſchaft zu kennen, oder je mit irdiſchen Augen geſehn zu haben? Wie, wenn ſie mir nun ſelbſt im Gemüthe, in meinem Innern wohnt, beſize ich ſie dann nicht näher, als jeder andre Sterbliche? antwortete der Sänger mit einer andern Scherzrede: glaubt mir, Freunde, fuhr er fort, von ähnlichen ſeltſamen Erſcheinungen könnte ich Euch Wunder erzählen.

Vanſen räuſperte ſich, Sternbald nickte dem Erzähler lächelnd zu, der, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſo fortfuhr: Nur zu bald wurde ernſte Wahrheit aus dieſen Reden. Eine unbegreifliche Sehnſucht nach dem fernen niegeſehenen Weſen faßte und durchſtrömte die Bruſt des Dichters; wie alle Quellen zu den Strömen, wie alle Ströme zum Meere unaufhaltſam fluthen, ſo zogen alle Kräfte ſeiner Seele nur ihr, der Einzigen, Ungekannten zu. Er konnte nicht mehr zurück bleiben, er mußte die weite Reiſe unternehmen. Seine Freunde baten, der Fürſt, ſein Beſchüzer, beſchwur ihn, aber umſonſt; wollten ſie ihn nicht ſterben ſehn, ſo müſſen ſie ihn gewähren laſſen. Er ſtieg zu Schiffe. Die Winde waren ihm zu langſam, mit den Liedern ſeiner Sehnſucht wollte er die Seegel füllen, und den Lauf des Fahrzeuges mit Gedankenſchnelle beflügeln. Unendlich ſchöne Lieder ſang er von ihr, er verglich und pries ihre Schönheit gegen alles was Himmel und Erde,

Meer und Luft Reizendes und Liebliches umfängt. Aber ſein Herz brach; er ſank ſchwer krank darnieder, als die Schiffer vom Maſt ſchon fern, ganz fern das erſehnte Ufer wie eine Nebelwolke erſpähten. Er raffte ſich auf, er ſpannte ſein Auge an, ſeine Seele flog ſchon an das Geſtade. Das Schiff lief in den Hafen ein, das fremde Volk ſtrömte herzu, um Nachrichten aus der Chriſtenheit zu erfahren. Auch die Prinzeſſin wandelte in der Nähe der Kühlung der Palmen. Sie hörte von dem Sterbenden, ſie ſtieg zum Schiff hernieder. Da ſaß er, an die Schultern eines Freundes gelehnt und ſahe nun den Glanz der Augen, die Schönheit der Wangen, die Friſche der Lippe, die Fülle des Buſens, die er ſo oft in ſeinen Liedern geprieſen hatte. O wie beglückt bin ich! rief er aus, daß doch mein brechendes Auge noch wahrhaft ſieht, was ich ahndete, und daß die Wahrheit meine Ahndung übertrifft. Ja, ſo wird es mit aller Schönheit ſeyn, wenn ſie ſich einſt Schleierlos unſerm entkörperten Auge zeigt. Der weinende Freund ſagte ihr, wer ſich anbetend zu ihren Füßen niedergeworfen hatte, ſie kannte ſeinen Nahmen und manche ſeiner geflügelten Töne waren ſchon über das Meer zu ihrem Ohre gekommen; ſie beugte ſich nieder und hob ihn auf, er lag in ihren Armen, das ſüßeſte Lächeln ſchwebte im Andenken ſeiner Wonne auf ſeinem bleichen Antliz, denn er war ſchon verſchieden. So liebt mich Niemand mehr, ſo liebt auf Erden Niemand, ſeufzte die Fürſtinn, küßte zum erſten und leztenmal den ſtummen, ſonſt ſo geſangreichen Mund, und nahm den Nonnenſchleier. —

Glaubſt Du denn eine Sylbe von dieſem alten Mährchen? fuhr Leopold auf. Dergleichen iſt nicht mög-

lich und gegen alle Natur, es iſt nur Dichtung und Lüge eines Müſſiggängers.

Der trifft den Nagel auf den Kopf, ſagte Vanſen, dergleichen hat ſich nie wirklich begeben.

Es iſt unbegreiflich, merkte Peters an, wie der menſchliche Geiſt nur auf dergleichen Thorheiten verfallen kann: noch ſeltſamer aber, daß ſich ein andrer Aberwitziger mit ſolchem Wahnſinn tröſten will.

Und iſt es denn nicht daſſelbe, ſagte Sternbald nicht ohne Rührung, dieſe Geſchichte mag wahr oder erſonnen ſeyn? Wer erfand ſie denn wohl? Niemand als die Liebe ſelbſt, und dieſe iſt ja doch wundervoller, als alle Dichtungen und Lieder ſie darſtellen können?

Wenn Ihr in der Mahlerei, ſagte Vanſen, eben ſo ſehr für das Unnatürliche eingenommen ſeid, wo dann Farben und Figuren hernehmen, junger Freund?

Nach dieſer Erzählung, ſo fing Floreſtan von neuem an, nahm Ferdinand ſeinen Freund herzlich in die Arme. Laß mich gehen, ſagte er, ſei nicht traurig, denn Du ſiehſt mich gewiß wieder, ich bleibe gewiß nicht aus. Vielleicht ändert ſich auch unterwegs mein Gemüth, wenn ich die mannigfaltige Welt mit ihren wechſelnden Geſtalten erblicke; wie ſich dieſes Gefühl wunderbarlich meines Herzens bemeiſtert hat, ſo kann es mich ja auch plözlich wieder loslaſſen.

Sie gingen nach Hauſe, und am folgenden Morgen trat Ferdinand wirklich ſeine ſeltſame Wanderſchaft an. Leopold ſah ihm mit Thränen nach, denn er hielt die Leidenſchaft ſeines Freundes für Wahnſinn, er hätte ihn gern begleitet, aber jener wollte durchaus nur allein das Ziel ſeiner Pilgerfahrt ſuchen.

Er wußte natürlich nicht, wohin er ſeinen Weg rich-

ten ſollte, er ging daher auf der erſten Straße fort, auf welche er traf. Seine Seele war unaufhörlich mit dem geliebten Bilde angefüllt, in der reizendſten Geſtalt ſah er es vor ſich hinſchweben und folgt ihm wie unwillkührlich nach. In den Wäldern ſaß er oft ſtill und dichtete ein Lied auf ſeine wunderbare Leidenſchaft; dann hörte er dem Geſange der Nachtigallen zu, und vertiefte und verlor ſich ſo ſehr in ſich ſelber, daß er die Nacht im Walde bleiben mußte.

Zuweilen erwachte er wie aus einem tiefen Schlafe, und überdachte dann ſeinen Vorſaz mit kälterem Blute, alles, was er wollte und wünſchte, kam ihm dann wie eine Traumgeſtalt vor; er beſtrebte ſich oft, ſich des Zuſtandes ſeiner Seele zu erinnern, ehe er das Bildniß im Graſe gefunden hatte, aber es war ihm unmöglich. So wandelte er fort, und verirrte ſich endlich von der Straße, indem er in einen dicken Wald gerieth, der gar kein Ende zu haben ſchien.

Er ging weiter und traf immer noch keinen Ausweg, das Gehölz ward immer dichter, Vögel ſchrien und lärmten mit ſeltſamen Tönen durch die ſtille Einſamkeit. Jezt dachte er an ſeinen Freund, ihm ſchien ſelber ſein Unternehmen wahnſinnig, und er nahm ſich vor, am folgenden Tage nach ſeinem Schloſſe zurück zu kehren. Es wurde Nacht, und wie wenn eine Verblendung, eine Krankheit, eine träumende Betäubung plözlich von ihm genommen ſei, ſo verſchwand ſeine Leidenſchaft, es war wie ein Erwachen aus einem ſchweren Traume. Er wanderte durch die Nacht weiter, denn der Mond warf ſeinen Schimmer durch die Zweige, er ſah ſchon ſeinen Freund vergnügt und verſöhnt vor ſich ſtehn, er dachte ſich ſein künftiges ruhiges Leben. Unter dieſen Betrachtungen

brach der Morgen an, die Sonne ſenkte ihre frühen Strahlen durch das grüne Gebüſch, und neuer Muth und neue Heiterkeit ward in ihm wach. Er betrachtete das Gemählde wieder, und wußte nicht, was er thun ſollte. Alle ſeine Entſchlüſſe fingen an zu wanken, jedes andre Leben erſchien ihm leer und nüchtern, er wünſchte und dachte nur ſie. Denn aus der Farbe, aus dem Schmuck blühte wie ein voller knospenſchwerer Frühling die Sehnſucht wieder auf ihn zu und umfing ihn mit duftenden blumenden Zweigen. Da war keine Rettung, er mußte ſie wieder glauben, ſie von neuem wünſchen und ſuchen. Wohin ſoll ich mich wenden? rief er aus. O Morgenroth! zeige mir den Weg! ruft mir, ihr Lerchen, und zieht auf meiner Bahn voran, damit ich wiſſen möge, wohin ich den irren Fuß ſezen ſoll. Meine Seele ſchwankt in Leid und Freude, kein Entſchluß kann Wurzel faſſen, ich weiß nicht, was ich bin, ich weiß nicht, was ich ſuche.

Indem er ſo mit ſich ſelber ſprach, trat er aus dem Walde, und eine ſchöne Ebene mit angenehmen Hügeln lag vor ihm. In der Ferne ſtanden Crucifixe und kleine Kapellen im Glanz der Morgenſonne. Der Trieb weiter zu wandern, und den Inhalt ſeiner Gedanken aufzuſuchen, ergriff den Jüngling mit neuer Gewalt. Da ſah er in der Entfernung eine Geſtalt ſich auf der Wieſe bewegen, und als er weiter ging, unterſchied er, daß es eine Pilgerinn ſei. Die Gegenwart eines Menſchen zog ihn nach der langen Einſamkeit an, er verdoppelte ſeine Schritte. Jezt war er näher gekommen, als die Pilgerinn vor einem Crucifix am Wege niederkniete, die Hände in die Höhe hob, und andächtig betete. Indem kam ein Reuter vom nächſten Hügel herunter geſprengt; als er näher kam, ſah

Ferdinand, daß es derſelbe ſei, der ihm an jenem Morgen vorüber flog, als er ſein geliebtes Bildniß fand. Der Reuter ſtieg ſchnell ab und näherte ſich der Betenden; als er ſie mit einem genauen Blicke geprüft, ergriff er ſie mit einer ungeſtümen Bewegung. Sie ſtreckte die Hände aus und rief um Hülfe. Zwei Diener kamen mit ihren Pferden, und wollten ſich auf Befehl ihres Herrn der Pilgerinn bemächtigen. Ferdinands Herz ward bewegt, er zog den Degen und ſtürzte auf die Räuber ein, die ſich zur Wehre ſezten. Nach einem kurzen Gefechte verwundete er den Ritter; dieſer ſank nieder, und die Diener nahmen ſich erſchreckt ſeiner an. Da er in Ohnmacht lag, ſo trugen ſie ihn zu ſeinem Pferde, um im nächſten Orte Hülfe zu ſuchen. Die Pilgerinn hatte die Zeit des Kampfes benuzt, und war indeſſen Feldeinwärts geflohen, Ferdinand erblickte ſie in einer ziemlichen Entfernung. Er eilte ihr nach und ſagte: Ihr ſeid gerettet, Pilgerinn, Ihr mögt nun ungehindert Eures Weges fortziehen, die Räuber haben ſich entfernt. Sie konnte vor Angſt noch nicht antworten, ſie dankte ihm mit einem ſcheuen Blicke. Er glaubte ſie zu kennen, doch konnte er ſich nicht erinnern, ſie ſonſt ſchon geſehn zu haben. Ich bin Euch meinen herzlichſten Dank ſchuldig, ſagte ſie endlich, ich wollte nach einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes wallfahrten, als jener Räuber mich überfiel.

Ich will Euch begleiten, ſagte Ferdinand, bis Ihr völlig in Sicherheit ſeid; aber fürchtet nichts, er iſt ſchwer verwundet, vielleicht todt. Doch kehrt zur Straße zurück, denn auf dieſem Wege gehn wir nur in der Irre.

Indem kam ein Gewitter herauf gezogen, und ein Hagelſchauer fiel nieder. Die beiden Wanderer retteten ſich vor dem Platzregen in einer kleinen Kapelle, die dicht

vor einem Walde ſtand. Die Pilgerinn war ängſtlich, indem die Donnerſchläge in den Bergen wiederhallten, und Ferdinand ſuchte ſie zu beruhigen; die Furcht drückte ſie an ſeine Bruſt, ſeine Wange trank ihren Athem. Endlich hörte das Gewitter auf, und ein lieblicher Regenbogen ſtand am Himmel, der Wald war friſch und grün und alle Blätter funkelten von Tropfen, die Schwüle des Tages war vorüber, die ganze Natur durchwehte ein kühler Lufthauch, alle Bäume, alle Blumen waren fröhlich. Sie ſtanden beide und ſahen in die erfriſchte Welt hinaus, die Pilgerinn lehnte ſich an Ferdinands Schulter. Da war es ihm, als wenn ſich ihm alle Sinne aufthäten, als wenn auch aus ſeinem Gemüthe die drückende Schwüle fortzöge, denn er erkannte nun das liebliche Geſicht, das ihm vertraulich ſo nahe war; es war das Original jenes Gemähldes, das er mit ſo heftiger Sehnſucht geſucht hatte. So freut ſich der Durſtende, wenn er lange ſchmachtend in der heißen Wüſte umher irrte, und nun den Quell in ſeiner Nähe rieſeln hört; ſo der verirrte Wandersmann, der nun endlich am ſpäten Abend die Glocken der Heerden vernimmt, das abendliche Getöſe des nahen Dorfes, und dem nun vor allen Menſchen ein alter Herzensfreund zuerſt entgegen tritt.

Ferdinand zog das Gemählde hervor, die Pilgerinn erkannte es. Sie erzählte, daß derſelbe junge Ritter, von dem Ferdinand ſie heute befreite, und der in ihrer Nachbarſchaft lebe, ſie habe mahlen laſſen; ſie ſei elternlos und von armen Leuten auferzogen, aber ſie habe ſich entſchließen müſſen, von dort der Liebe des Ritters zu entfliehen, weil ſeine Leidenſchaft, ſein Lobpreiſen ihrer Schönheit nur ihren tiefſten Unwillen erweckte. Drum hab' ich, ſo beſchloß ſie, nach dem heiligen wunderthätigen Marienbilde

eine Wallfahrt thun wollen, und bin dabei unter Euren Schutz gerathen, den ich Euch nie genug danken kann.

Ferdinand konnte erst vor Entzücken nicht sprechen, er traute seiner eigenen Ueberzeugung nicht, daß er den gesuchten Schatz wirklich erbeutet habe; er erzählte der Fremden, die sich Leonore nannte, wie er das Bildniß gefunden und wie es ihm bewegt habe, wie er endlich den Entschluß gefaßt, sie in weiter Welt aufzusuchen, um zu sterben, oder sein Gemüth zu beruhigen. Sie hörte ihm geduldig und mit Lächeln zu, und als er geendigt hatte nahm sie seine Hand und sagte: Wahrlich, Ritter, ich bin Euch mein Leben schuldig, und noch gegen Niemand habe ich die Freundschaft empfunden, die ich zu Euch trage. Aber kommt, und laßt uns irgend eine Herberge suchen, denn der Abend bricht herein.

Die untergehende Sonne färbte die Wolken schon mit Gold und Purpur, der Weg führte sie durch den Wald, in welchem ein kühler Abendwind sich in den nassen Blättern bewegte. Ferdinand führte die Pilgerinn und drückte ihre Hand an sein klopfendes Herz; sie war stumm. Die Nacht näherte sich mehr und mehr, und noch trafen sie kein Dorf und keine Hütte; der Jungfrau ward bange, der Wald wurde dichter, und einzelne Sterne traten schon aus dem blauen Himmel hervor. Da hörten sie plözlich von abseits her ein geistliches Lied ertönen, sie gingen dem Schalle nach, und sahen in einiger Entfernung die Klause eines Einsiedels vor sich, ein kleines Licht brannte in der Zelle, und er kniete vor einem Kreuze, indem er mit lauter Stimme sang. Sie hörten eine Weile dem Liede zu, die Nacht war herein gebrochen, die ganze übrige Welt war still; dann gingen sie Hand in Hand näher. Als sie vor der Zelle standen, fragte Ferdinand das Mäd-

chen leiſe: Liebſt Du mich? Sie ſchlug die Augen nieder und drückte ihm die Hand; er wagte es und heftete einen Kuß auf ihren ſchönen Mund, ſie widerſezte ſich nicht. Zitternd traten ſie zum Eremiten hinein, und baten um ein Nachtlager als verirrte Wanderer. Der alte Einſiedel hieß ſie willkommen und ließ ſie niederſitzen; dann trug er ihnen ein kleines Mahl von Milch und Früchten auf, an dem ſie ſich erquickten. Ferdinand war ſich vor Glückſeligkeit kaum ſeiner ſelbſt bewußt, er fühlte ſich wie in einer neuen Welt, alles, was von heute geſchehen war, gehörte gleichſam nicht in ſeinen Lebenslauf; von dieſem entzückenden Kuſſe, der ihm alle Sinnen geraubt hatte, begann ihm ein neues Geſtirn, eine neue Sonne empor zu leuchten, alles vorige Licht war nur Dämmerung und Finſterniß geweſen. Der Einſiedel wieß Leonoren ein Lager an, und Ferdinand mußte ſich gegenüber in eine kleine leere Hütte begeben.

Er konnte in der Nacht nicht ſchlafen, ſeine glückliche Zukunft trat vor ſein Lager und erhielt ſeine Augen wach, er ward nicht müde hinunter zu ſehn und in dem glücklichen Reiche ſeiner Liebe auf und ab zu wandeln. Leonorens Stimme ſchien ihm beſtändig wiederzutönen, er glaubte ſie nahe und ſtreckte die Arme nach ihr aus, er rief ſie laut und weinte, indem er ſich allein ſah. Als der Mondſchimmer erblaßte, und die Morgenröthe nach und nach am Himmel herauf ſpielte, da verließ er die Hütte, ſezte ſich unter einen Baum und träumte von ſeinem Glücke.

Da ſah er plözlich den Ritter wieder aus dem Dikkicht kommen, den er geſtern auf dem Felde verwundet hatte; zwei Diener folgten ihm. Eben ſollte der Zweikampf von neuem beginnen, als der Eremit aus ſeiner

Klauſe trat. Dieſer hörte den Verwundeten Bertram nennen, und erkundigte ſich nach dem Orte ſeines Aufenthaltes und nach ſeinen Verwandten. Der Fremde nannte beides und der Einſiedel fiel ihm weinend um den Hals, indem er ihn ſeinen Sohn nannte. Er war es wirklich; als der Vater ſich aus der Welt zurück zog, übergab er dieſen Sohn ſeinem Bruder, der nach einiger Zeit von den Unruhen des Krieges vertrieben ſeinen Wohnort änderte, und ſo den Sohn dem Einſiedler näher brachte, als er es ahnden konnte. Wenn ich jezt nur noch Nachrichten von meiner Tochter überkäme, rief der Einſiedler aus, ſo wäre ich unausſprechlich glücklich! Leonore trat aus der Thür, weil ſie das Geräuſch vernommen hatte. Ferdinand ging auf ſie zu, und Bertram ſtürzte ſogleich herbei, als er die Pilgerinn gewahr ward. Der Einſiedler betrachtete ſie aufmerkſam; woher, ſchönes Kind, fragte er zagend, habt Ihr dieſen kunſtreich gefaßten Stein, der Euer Ohr ſchmückt? Leonore ſagte: meine Pflegeeltern haben mir ſchon früh dies Geſchmeide eingehängt, und mich beſchworen, es wie einen Talisman zu bewahren, indem es das Andenken von einem höchſt würdigen Manne ſei.

Du biſt meine Tochter! ſagte der alte Eremit, ich übergab dich jenen Leuten, als ich von meinem Wohnſize durch der Feinde ſiegreiches Heer vertrieben wurde. O wie glücklich macht mich dieſer Tag!

Was kann das für ein Krieg geweſen ſeyn? rief Vanſen aus.

O irgend einer, antwortete Rudolph haſtig. Ihr müßt die Sachen nie ſo genau nehmen, es iſt mir in der Geſchichte um einen Krieg zu thun, und da müßt Ihr gar nicht fragen: Wie? Wo? Wann geſchahe das? Denn

ſolche Erzählungen ſind immer nur aus der Luft gegriffen, und man muß ſich für die Geſchichte, aber für nichts anders außer ihr intereſſiren.

Erlaubt, ſagte Franz beſcheiden, daß ich Euch widerſpreche, denn ich bin hierin ganz andrer Meinung. Wenn mir eine Erzählung, ſei ſie auch nur ein Märchen, Zeit und Ort beſtimmt, ſo macht ſie dadurch alles um ſo lebendiger, die ganze Erde wird dadurch mit befreundeten Geiſtern bevölkert, und wenn ich nachher den Boden betrete, von dem mir eine liebe Fabel ſagte, ſo iſt er dadurch gleichſam eingeweiht, jeder Stein, jeder Baum hat dann eine poetiſche Bedeutung für mich. Eben ſo iſt es mit der Zeit. Höre ich von einer Begebenheit, werden Namen aus der Geſchichte genannt, ſo fallen mir zugleich jene poetiſche Schatten dabei in's Gedächtniß, und machen mir den ganzen Zeitraum lieber.

Nun das kann alles gut ſeyn, ſagte Rudolph, das andre iſt aber auch nicht minder gut und vernünftig, daß man ſich weder um Zeit noch Ort bekümmert. So mag es alſo wohl der Huſſitenkrieg geweſen ſeyn, der alle dieſe Verwirrungen in unſrer Familie angerichtet hat.

Der Schluß der Geſchichte findet ſich von ſelbſt. Alle waren voller Freude, Leonore und Ferdinand fühlten ſich durch gegenſeitige Liebe glücklich, und der Eremit blieb im Walde, ſo ſehr ihm auch alle zuredeten, zur Welt zurück zu kehren.

Es vermehrte noch eine Perſon die Geſellſchaft, und Niemand anders als Leopold, der ausgereiſet war, ſeinen Freund aufzuſuchen. Ferdinand erzählte ihm ſein Glück und ſtellte ihm Leonoren als ſeine Braut vor. Leopold freute ſich mit ihm und ſagte: Aber, liebſter Freund, danke dem Himmel, denn Du haſt bei weitem mehr Glück

als Verſtand gehabt. — Das begegnet jedem Sterblichen, erwiederte Ferdinand, und wie elend müßte der Menſch ſeyn, wenn es irgend einmal einen ſolchen geben ſollte, der mehr Verſtand als Glück hätte?

Hier ſchwieg Rudolph. Einige von den Herren waren während der Erzählung eingeſchlafen; Franz war ſehr nachdenkend geworden. Faſt alles, was er hörte und ſah, bezog er auf ſich, und ſo traf er in dieſer Erzählung auch ſeine eigene Geſchichte an. Sonderbar war es, daß ihn der Schluß beruhigte, daß er dem Glücke vertraute, daß es ihn ſeine Geliebte und ſeine Eltern würde finden laſſen.

Franz und Rudolph wurden im Verfolg der Reiſe vertrauter, ſie beſchloſſen mit einander nach Italien zu gehn. Rudolph war immer vergnügt, ſein Muth verließ ihn nie, und das war für Franz in vielen Stunden ſehr erquicklich, der faſt beſtändig ein Mißtrauen gegen ſich ſelber hatte. Es fügte ſich, daß einige Meilen vor Antwerpen das Schiff eine Zeitlang ſtill liegen mußte, ein Boot ward ausgeſezt, und Franz und Rudolph nahmen ſich vor, den kleinen Reſt der Reiſe zu Lande zu machen.

Es war ein ſchöner Tag. Die Sonne breitete ſich hell über die Ebene aus, Rudolph war willens, nach einem Dorfe zu gehn, um ein Mädchen dort zu beſuchen, das er vor ſechs Monathen hatte kennen lernen. Du mußt nicht glauben, Franz, ſagte er, daß ich meiner Geliebten in Italien wahrhaft untreu bin, oder daß ich ſie vergeſſe, denn das iſt unmöglich, aber ich lernte dieſe Niederländerinn auf eine wunderliche Weiſe kennen, wir wurden ſo ſchnell mit einander bekannt, daß mir das Andenken jener Stunden immer theuer ſeyn wird.

Dein frohes Gemüth iſt eine glückliche Gabe des

Himmels, antwortete Franz, Dir bleibt alles neu, keine Freude veraltet Dir, und Du biſt mit der ganzen Welt zufrieden.

Warum ſollte man es nicht ſeyn? rief Rudolph aus; iſt denn die Welt nicht ſchön, ſo wie ſie iſt? Mir iſt das ernſthafte Klagen zuwider, weil die wenigſten Menſchen wiſſen, was ſie wollen, oder was ſie wünſchen. Sie ſind blind und wollen ſehen, ſie ſehn, und ſie wollen blind ſeyn.

Biſt Du aber nie traurig oder verdrießlich?

O ja, warum das nicht? Es kehren bei jedem Menſchen Stunden ein, in denen er nicht weiß, was er mit ſich ſelber anfangen ſoll, wo er herumgreift, und nach allen ſeinen Talenten, oder Kenntniſſen, oder Narrheiten ſucht, um ſich zu tröſten, und nichts will ihm helfen. Oft iſt unſer eigenes närriſches Herz die Quelle dieſer Uebel. Aber bei mir dauert ein ſolcher Zuſtand nie lange. So könnt' ich mich grämen, wenn ich an Bianka denke, ſie kann krank ſeyn, ſie kann ſterben, ſie kann mich vergeſſen, und dann mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich zu dieſer Reiſe drängte, die auch jeder andre hätte unternehmen können. Doch, was hilft alles Sorgen?

Sie hatten ſich unter einen Baum nieder geſezt, jezt ſtand Rudolph auf. Lebe wohl, ſagte er ſchnell, es iſt zu kalt zum Sitzen; ich muß noch weit gehn, das Mädchen wird auf mich warten, ich ſprach ſie, als ich nach England hinüber ging. In Antwerpen ſehn wir uns wieder.

Er eilte ſchnell davon und Franz ſezte ſeinen Weg nach der Stadt fort, da aber die Tage ſchon kurz waren, mußte er in einem Dorfe vor Antwerpen übernachten.

Sechstes Kapitel.

Die große Handelsthätigkeit in Antwerpen war für Franz ein ganz neues Schauspiel. Es kam ihm wunderbar vor, wie sich hier die Menschen unter einander verliefen, wie sie ein bewegtes Meer darstellten, und jeglicher nur seinen Vortheil vor Augen hatte. Hier fiel ihm kein Kunstgedanke ein, ja wenn er die Menge der großen Schiffe sah, die Betriebsamkeit Geld zu gewinnen, die Spannungen aller Gemüther auf den Handel, die Versammlungen auf der Börse, so kam es ihm als etwas Unmögliches vor, daß irgend ein Mensch aus diesem verwirrten Haufen sich der stillen Kunst ergeben könne. Er hörte nichts anders, als welche Schiffe gekommen und abgegangen waren, so wie die Namen der vornehmsten Kaufleute, die jedem Knaben geläufig waren, es entging ihm nicht, wie selbst auf den Spaziergängen die Handelsleute ihre kaufmännischen Gespräche und Spekulationen fortsezten, und er ward von diesem neuen Anblicke des Lebens zu sehr betrübt, als daß er ihn hätte niederschlagen können.

Vansen lebte hier als Kaufmann vom zweiten oder dritten Range, der nicht sehr bedeutende Geschäfte machte, und daher nicht zu den bekannteren gehörte, der sich aber durch Aufmerksamkeit und gute Haushaltung ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Sternbald suchte ihn nach einigen Tagen auf, und das Haus seines neuen Freundes war ihm wie ein Schutzort, wie ein stilles Asyl gegen das tobende Gewühl der Stadt. Vansen wohnte in einer entlegenen Gegend, ein kleiner Garten war hin-

ter ſeinem Hauſe; er ſprach nur ſelten von ſeinen kaufmänniſchen Geſchäften, und hatte nicht die Eitelkeit, andern, die nichts davon begriffen, ſeine Spekulationen mitzutheilen: er liebte es im Gegentheil, ſich von der Kunſt zu unterhalten, und er ſuchte eine Ehre darin, für einen Kenner zu gelten. Sternbalds kindliches Gemüth ſchloß ſich nach kurzer Zeit dieſem Manne an, er hielt ihn in ſeiner Unbefangenheit für mehr, als er wirklich war; denn Vanſens Liebe zur Mahlerei war nichts als ein blinder Trieb, der ſich zufälligerweiſe auf dieſe Kunſt geworfen hatte. Er hatte angefangen, Gemählde zu kaufen, und nachdem er ſich einige Kenntniſſe erworben hatte, war es nur Eitelkeit und Sucht zu ſammeln und aufzuhäufen, daß er es nicht müde ward, ſich um Gemählde und ihre Meiſter zu bekümmern. So treiben viele Menſchen irgend eine Wiſſenſchaft oder Beſchäftigung, und der wahre Künſtler irrt ſehr, wenn er unter dieſen die verwandten Geiſter und die Verehrer der Kunſt ſucht.

Vanſen hatte nur eine einzige Tochter, die er ungemein liebte. Sie galt in der Nachbarſchaft für ſchön, und wirklich war ihr üppiger Wuchs, ihr heitres, ſtrahlendes Geſicht in ſeiner kindlichen Rundung, und ihre klare weiſſe und rothe Farbe neben den ſprechenden Augen reizend zu nennen. Der Kaufmann bat unſern jungen Mahler, ſich mit dem Bildniß ſeiner Tochter zu verſuchen, und Franz machte ſich hurtig an die Arbeit. Seine Phantaſie war nicht geſpannt, er forderte nicht zu viel von ſich, und das Bild rückte ſchnell fort und gelang ihm ungemein. Auch gefiel ihm das Antlitz und der volle blendende Buſen um ſo mehr, je länger er daran mahlte.

Er bemerkte, daß das Mädchen faſt immer traurig war; er ſuchte ſie zu erheitern und ließ oft, wenn er mahlte, auf einem Inſtrumente luſtige Lieder ſpielen, aber es hatte gewöhnlich die verkehrte Wirkung, ſie wurde noch trübſeliger, oder weinte gar: vor dem Vater ſuchte ſie ihre Melankolie gefliſſentlich zu verbergen. Franz war zu gut, um ſich in das Vertrauen eines Leidenden einzudrängen, er kannte auch die Künſte nicht, oder verſchmähte ſie, ſich zum Theilnehmer eines Geheimniſſes zu machen, daher war er in ihrer Gegenwart nur in Verlegenheit.

In Vanſens Hauſe verſammelten ſich oft viele Menſchen, und zwar von den verſchiedenſten Charakteren, von denen der Wirth manche Redensart lernte, mit welchen er nachher wieder gegen andere glänzte. Franz hörte dieſen Geſprächen mit großer Aufmerkſamkeit zu, denn bis dahin hatte er noch nie ſo verſchiedene Meinungen gehört, wie er hier, oft ſchnell hinter einander, vernahm. Vorzüglich zog ihn ein alter Mann an, dem er beſonders gern zuhörte, weil jedes ſeiner Worte das Gepräge eines eigenen feſten Sinnes trug. An einem Abend fing der Wirth, wie er oft that, an, über die Kunſt zu reden, und den herrlichen Genuß zu preiſen, den er vor guten Gemählden empfände. Alle ſtimmten ihm bei, nur der Alte ſchwieg ſtill, und als man ihn endlich um ſeine Meinung fragte, ſagte er:

Ich mag ungern ſo ſprechen, wie ich darüber denke, weil Niemand meiner Meinung ſeyn wird; aber es thut mir immer innerlich wehe, ja ich ſpüre ein gewiſſes Mitleiden gegen die Menſchen, wenn ich ſie mit einer ſo ernſthaften Verehrung von der ſogenannten Kunſt reden höre. Was iſt es denn alles weiter, als eine unnüze

Spielerei, wo nicht gar ein ſchädlicher Zeitverderb? Wenn ich bedenke, was die Menſchen in einer verſammelten Geſellſchaft ſeyn könnten, wie ſie durch die Vereinigung ſtark und unüberwindlich ſeyn müßten, wie jeder dem Ganzen dienen ſollte, und nichts da ſeyn, nichts ausgeübt werden dürfte, was nicht den allgemeinen Nutzen beförderte: und ich betrachte dann die menſchliche Geſellſchaft, wie ſie wirklich iſt, ſo möchte ich faſt ſagen, es ſcheint, daß die Vereinigung nicht entſtanden iſt, um allgemein beſſer zu werden, ſondern um ſich gegenſeitig zu verſchlimmern. Da iſt keine Aufmunterung zur Tugend, keine Abhärtung zum Kriege, keine Liebe des Vaterlands und der Religion, ja es iſt keine Religion und kein Vaterland da, ſondern jeder glaubt ſich ſelbſt der nächſte zu ſeyn, und häuft, ohne auf den gemeinen Nuzen zu ſehn, die Güter auf erlaubte und unerlaubte Art zuſammen, und vertändelt übrigens ſeine Zeit mit der erſten beſten Thorheit. Die Kunſt vorzüglich ſcheint ordentlich dazu erfunden, die beſſern Kräfte im Menſchen zu erlahmen, und nach und nach abzutödten. Ihre gaukelnde Nachäffung, dieſe armſelige Nachahmung der Wirklichkeit, worauf doch alles hinaus läuft, zieht den Menſchen von allen ernſten Betrachtungen ab, und verleitet ihn, ſeine angeborne Würde zu vergeſſen. Wenn unſer innerer Geiſt uns zur Tugend antreibt, ſo lehren uns die mannigfaltigen Künſtler ſie verſpotten; wenn die Erhabenheit mich in ihrer göttlichen Sprache anredet, ſo unterlaſſen es die Reimer oder Poeten nicht, ſie mit Nichtswürdigkeiten zu überſchreien. Und daß ich namentlich von der geprieſenen Mahlerei rede. — Ich habe den Mahler, der mir Figuren, oder Bäume und Thiere auf Flächen hinzeichnet, nie höher angeſchlagen, als den Menſchen, der mit ſeinem

Munde Vögel- und Thiergeſchrei nachzuahmen verſteht. Es iſt eine Künſtelei, die keinem frommt, und die dabei doch die Wirklichkeit nicht erreicht. Jeder Mahler erlernt von ſeinem Meiſter eine gewiſſe Fertigkeit, einige Handgriffe, die er immer wieder anbringt, und wir ſind dann gutmüthige Kinder genug, uns vor ſein Machwerk hinzuſtellen, und uns darüber zu verwundern. Wie da von Genuß der Kunſt die Rede ſeyn kann, oder von Schönheit, begreife ich nicht, da dieſe Menſchen die Begeiſterung nicht kennen, da ihre Schöpfungen nicht aus ſchönen Stunden hervorgehn, ſondern ſie ſich des Gewinnſtes wegen niederſezen und Farben über Farben ſtreichen, bis ſie nach und nach ihre Figuren zuſammen gebettelt haben, und nun den Lohn an Geld dafür empfangen. Wie ſollen dieſe knechtiſchen Arbeiter auf edle Seelen wirken können, da ſie es ſelber nicht einmal wollen? Sie dienen höchſtens der Sinnlichkeit, und trachten vielleicht, elende Begierden zu erwecken, oder uns ein Lächeln über ihre verzerrten Geſtalten abzuzwingen, damit ſie doch irgend was hervorbringen. Ich meine alſo, daß man auf jeden Fall ſeine Zeit beſſer anwenden könne, als wenn man ſich mit der Kunſt beſchäftiget.

Franz konnte ſich im Unwillen nicht länger halten, ſondern rief aus: Ihr habt nur von unwürdigen Menſchen geſprochen, die keine Künſtler ſind, die die Göttlichkeit ihres Berufs ſelber nicht kennen, und weil Ihr Euer Auge nur auf dieſe wendet, ſo wagt Ihr es, alle übrigen zu verkennen. O Albert Dürer! wie könnte ich es dulden, daß man ſo von Deinem ſchönſten Lebenslaufe ſprechen darf? Ihr habt entweder noch keine guten Bilder geſehn, oder die Augen ſind Euch für ihre Göttlichkeit verſchloſſen geblieben, daß Ihr Euch erkühnt, ſie ſo zu

läſtern. Es mag gut ſeyn, wenn in einem Staate alles zu Einem Zwecke dient, es mag in gewiſſen Zeiträumen nöthig ſeyn, für das Wohl der Bürger, für die Unabhängigkeit, daß ſie nur ihr Vaterland, nur die Waffen, die bürgerliche Freiheit, und nichts weiter lieben; aber Ihr bedenkt nicht, daß in ſolchen Staaten jedes eigene Gemüth zu Grunde geht, um nur das allgemeine Bild des Ganzen aufrecht zu erhalten. Die Güter, um derentwillen dem Menſchen die Freiheit theuer ſeyn muß, die Regung aller ſeiner Kräfte, die Entwickelung aller Schäze ſeines Geiſtes, dieſe koſtbarſten Kleinodien müſſen wieder aufgeopfert werden, um nur jene Freiheit zu bewahren. Ueber die Mittel geht der Zweck verloren, nach welchen jene Mittel ſtreben ſollten. Iſt es nicht die herrlichſte Erſcheinung, den Menſchengeiſt kühn in tauſend Richtungen, in tauſend mannigfaltigen Strömen, wie die Röhren eines künſtlichen Springbrunnens, der Sonne entgegen ſpielen zu ſehn? Eben daß nicht alle Geiſter ein und daſſelbe wollen iſt erfreulich. Darum laßt der unſchuldigen kindiſchen Kunſt ihren Gang, denn ſie iſt es doch, in der ſich am reinſten, am lieblichſten, und auf die unbefangenſte Weiſe die Hoheit der Menſchenſeele offenbart, ſie iſt nicht ernſt, wie die Weisheit, ſondern ein frommes Kind, deſſen unſchuldige Spiele jedes reine Herz rühren und erfreuen müſſen. Sie drückt den Menſchen am deutlichſten aus, ſie iſt Spiel mit Ernſt gemiſcht, und Ernſt durch Lieblichkeit gemildert. Wozu ſoll ſie dem Staate, der verſammelten Geſellſchaft nüzen? Wann hat ſich je das Große und Schöne ſo tief erniedrigt, um zu nüzen? Ein neues Feuer facht der große Mann, die edle That in einem einzelnen Buſen an; der Haufe ſtaunt dumm, und begreift nicht und fühlt nicht, er betrachtet eben ſo ein

noch nie geſehenes Thier, er belächelt die Erhabenheit, und hält ſie für Fabel. Wen verehrt die Welt, und welchem Geiſte wird gehuldigt? Nur das Niedrige verſteht der Pöbel, nur das Verächtliche wird von ihm geachtet. Zufälle und Nichtswürdigkeiten ſind die Wohlthäter des Menſchengeſchlechts geweſen, wenn Du den häuslichen Nuzen dieſer armen Welt ſo hoch anſchlägſt. Und was drückſt Du mit dem Worte Nuzen aus? Muß denn alles auf Eſſen, Trinken und Kleidung hinaus laufen? oder daß ich beſſer ein Schiff regiere, bequemere Maſchinen erfinde, wieder nur um beſſer zu eſſen? Ich ſage es noch einmal, das wahrhaft Hohe kann und darf nicht nüzen; dieſes Nüzlichſeyn iſt ſeiner göttlichen Natur ganz fremd, und es fordern, heißt, die Erhabenheit entadeln und zu den gemeinen Bedürfniſſen der Menſchheit herabwürdigen. Denn freilich bedarf der Menſch vieles, aber er muß ſeinen Geiſt nicht zum Knecht ſeines Knechtes, des Körpers, erniedrigen: er muß wie ein guter Hausherr ſorgen, aber dieſe Sorge für den Unterhalt muß nicht ſein Lebenslauf ſeyn. So halte ich die Kunſt für ein Unterpfand unſrer Unſterblichkeit, für ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geiſter ſich wunderbarlich erkennen. Der Engel in uns ſtrebt, ſich zu offenbaren, und trifft nur Menſchenkräfte an, er kann von ſeinem Daſeyn nicht überzeugen, und wirkt und regiert nun auf die lieblichſte Weiſe, um uns, wie in einem ſchönen Traum, den ſüßen Glauben beizubringen. So entſteht in der Ordnung, in wirkender Harmonie die Kunſt. Was der Weiſe durch Weisheit erhärtet, was der Held durch Aufopferung bewährt, ja, ich bin kühn genug es auszuſprechen, was der Märtyrer durch ſeinen Tod beſiegelt, das kann der große Mahler durch ſeine Farben auswir-

ken und bekräftigen. Es iſt der himmliſche Strahl, der dieſen Geiſtern nicht die müßige Ruhe erlaubt, ſondern ſie zu einer glänzenden Thätigkeit weckt. Und daher ſind es wohl die ſchönſten, die erhabenſten Stunden, die ein Meiſter vor ſeinem Werke zubringt; er legt bildlich die Liebe hinein, mit der er die ganze Welt an ſein Herz drücken möchte, die Urſchönheit, die Hoheit, vor der er niederkniet. Alles dies trifft der verwandte Geiſt in den lieblichen Zügen wieder, die dem Barbaren unverſtändlich ſind, er wird von dieſen Winken entzückt, er fühlt ſeinen Geiſt in ſeiner Bruſt empor ſteigen, er gedenkt alles Schönen, alles Großen, das ihn ſchon einſt bewegte, und es iſt nun nicht mehr das irdiſche Bild, das ihn rührt, liebliche Schatten vom Himmel herab fallen in ſein Gemüth, und erregen eine bunte Welt von Wohllaut und ſüßer Harmonie in ihm. O wenn uns die holde Natur lieb iſt, wenn wir gern die Pracht des Morgens, die Schimmer des Abends ſehn, wenn die Schönheit in Menſchengeſtalten uns anſpricht, wie könnten wir uns dann gegen die ſüßvertrauliche Kunſt ſo unfreundlich bezeigen? Gegen die Kunſt, die ſich beſtrebt, uns alles das noch werther und theurer zu machen, uns mit uns ſelbſt zu befreunden, die äußre Welt, die oft ſo hart um uns ſteht, mit unſerm weichen Herzen zu verſöhnen? Nein, es iſt unmöglich, daß ſich der Sinn irgend eines Menſchen freiwillig abwende, es ſind nur Mißverſtändniſſe, die ihn vom himmliſchen Genuſſe zurück halten dürfen. Zweifelt nicht, daß der Künſtler in ſeinem ſchönen Wahne die ganze Welt, und jede Empfindung ſeines Herzens in ſeine Kunſt verflicht; er führt ſein Leben nur für die Kunſt, und wenn die Kunſt ihm abſtürbe, würde er nicht wiſſen, was er mit ſeinem übrigen Leben begin-

nen ſollte. Ihr erwähnt es als etwas Schändliches, daß der arme Künſtler ſich genöthigt ſieht, um Lohn zu arbeiten, daß er das Werk ſeines Geiſtes fortgeben muß, um ſeinem Körper dadurch fortzuhelfen; er iſt aber deshalb eher zu beklagen, als zu verachten. Ihr kennt die Empfindung nicht, wenn ein Mann ſein liebſtes Werk, mit dem er ſo innig vertraut geworden iſt, aus dem ihn ſein Fleiß, und ſo viele mühevolle Stunden anlächeln, wenn er es nun aufopfern muß, es verſtoßen und von ſich entfremden, daß er es vielleicht niemals wieder ſieht, bloß des ſchnöden Gewinnſtes wegen, und weil eine Familie ihn umgiebt, die Nahrung fordert. Es iſt zu bejammern, daß in unſerm irdiſchen Leben der Geiſt ſo von der Materie abhängig iſt. O wahrlich, kein größeres Glück könnte ich mir wünſchen, als wenn mir der Himmel vergönnte, daß ich arbeiten dürfte, ohne an den Lohn zu denken, daß ich ſo viel Vermögen beſäße, und ganz ohne weitere Rückſicht meiner Kunſt zu leben, denn ſchon oft hat es mir Thränen ausgepreßt, daß ſich der Künſtler muß bezahlen laſſen, daß er mit den Ergießungen ſeines Herzens Handel treibt, und oft von kalten Seelen in ſeiner Noth die Begegnung eines Sklaven erfahren muß.

Franz hielt eine kleine Weile ein, weil er ſich wirklich die Thränen abtrocknete, dann fuhr er fort: Auch kann es der Kunſt zu keinem Vorwurfe gereichen, daß ihr unwürdige Menſchen zu nahe treten, und ſich ihr als Prieſter aufdrängen. Daß es in ihr Abwege und Irrthümer geben kann, beweißt eben ihre Erhabenheit. Der Handwerker kann nur auf eine Art vortrefflich ſeyn, in den mechaniſchen Künſten iſt eine Erfindung die beſte; nicht alſo mit der göttlichen Mahlerei. Je tiefer einige

ſinken, um ſo höher ſteigen andre; wenn es jenen möglich iſt, den Weg zu verfehlen, ſo iſt es dieſen dafür vergönnt, das Göttliche zu erreichen, und uns wie durch himmliſche Offenbarung mitzutheilen.

Ihr habt Eure Sache recht wacker vertheidigt, ſagte der Alte, ob ich gleich noch Manches dagegen einwenden könnte.

Hier wurde das Geſpräch durch die Nachricht unterbrochen, daß Vanſens Tochter plözlich krank geworden ſei. Der Vater war in der größten Unruhe, er ſchickte ſogleich nach einem Arzte, und beſuchte ſeine geliebte Sara. Der Arzt kam und verſicherte, daß keine Gefahr zu beſorgen ſei; es war ſpät und die Geſellſchaft ging auseinander.

Franz ging nicht nach ſeiner Wohnung, ſondern begleitete die übrigen. Alle hatten ſich entfernt, und er war mit dem alten Manne allein. Ihr vergebt mir wohl, fing er an, meine Hitze, da ich Euch heute als ein junger Menſch ſo auffahrend widerſprochen habe; es kam, ohne daß ich ſagen könnte, wie es geſchah.

Wenn Ihr es ſo nehmt, ſagte der Alte, ſo müßte ich Euch auch um Vergebung bitten, ich habe Euch nichts zu vergeben, Ihr ſeid ein wackrer Menſch und das freut mich.

Ihr glaubt Recht zu haben, ſagte Franz.

Laßt das, fiel ihm der Alte ein; haben nicht alle Zungen Recht und alle Unrecht? Jeder trachte darnach, daß er es wahr und redlich mit ſich meine, das iſt die Hauptſache.

Franz ſagte: wenn Ihr mir alſo nicht böſe ſeid, ſo reicht mir zum Zeichen Eure Hand, denn mich gereut meine Heftigkeit.

Der Alte drückte ihm die Hand herzlich, dann umarmte er ihn und ſagte: ſei immer glücklich, mein Sohn, und bewahre dieſe Herzens-Liebe zu allem Guten. Franz ging zufrieden nach ſeiner Herberge.

Siebentes Kapitel.

Rudolph war indeſſen nach Antwerpen gekommen, und da der Winter faſt verfloſſen war, hatten ſie ihre baldige Abreiſe beſchloſſen. Franz war damit beſchäftiget, noch einige Bilder zu endigen, die er übernommen hatte, und unter dieſen auch das von Vanſens Tochter, die zwar wieder hergeſtellt, aber doch nicht zufriedener und heiterer war, als er ſie ſeit lange geſehn hatte.

Als man ſich das nächſte Mal wieder bei Vanſen verſammelte, rief dieſer den jungen Mahler, als er in das Haus trat, beiſeit und ſagte zu ihm: entfernt Euch heute nicht mit den Uebrigen, denn ich habe etwas Wichtiges mit Euch zu ſprechen. Als ſie in den Saal traten, war die Rede wieder von der Kunſt, und der neulich ſo ſtrenge Alte ſchien ſich heute gern belehren zu laſſen. Ein angeſehener Mann, der auch ein Sammler war, ſagte: nicht ohne Rührung habe ich an den neulichen Streit gedacht, und mir iſt ein alter Brief, oder vielmehr die Erzählung eines auswärtigen Freundes in die Hände gefallen, den ich Euch heute mittheilen will, weil er ſich beſonders über den Gedanken verbreitet, der neulich auch erörtert wurde, wie ſchmerzlich es nehmlich dem Künſtler oft fallen müſſe, ſich von den geliebten Werken ſeines

Fleißes auf immer zu trennen. Mein Freund iſt ebenfalls ein Enthuſiaſt für die Kunſt, er ſammelt viel, und ſandte mir dieſe Erzählung, weil wir uns oft unſre Gedanken über dergleichen Gegenſtände mittheilen, ſchon vor mehrern Jahren, und ich kann freilich nicht wiſſen, in wiefern ſie Wahrheit enthält, oder ob ſie zum Theil eine Erfindung iſt, um eine Vorſtellung klarer ins Licht zu ſtellen.

Der Alte, ſo wie die übrigen, baten, ſie mitzutheilen, Sternbald beſonders war begierig, und jener zog einige Blätter hervor, und las folgendes:

Ich war auf dem gewohnten Gange nach dem Walde begriffen, und freute mich ſchon im voraus, daß nun das Gemählde von der Heiligen Familie vollendet ſeyn würde. Es war mir verdrießlich, daß der Mahler ſo lange zögerte, daß er immer noch nicht meinen dringenden Bitten nachgab, zu endigen. Alle Geſtalten, die mir begegneten, einzelne Geſpräche, die ich unterwegs hörte, nichts ging mich an, denn nichts davon hatte Bezug auf mein Gemählde; die ganze außenliegende Welt war mir jezt nur ein Anhang, höchſtens eine Erklärung zur Kunſt, meiner liebſten Beſchäftigung. Einige alte arme Leute gingen vorbei, aber es war keiner darunter, der zu einem Joſeph getaugt hätte, kein Mädchen hatte Spuren vom Antlitz der göttlichen Jungfrau, zwei Alte ſahen mich an, als ob ſie ſich nicht unterſtänden, ein Almoſen zu begehren; aber erſt lange nachher fiel es mir ein, daß ich ſie mit einer Kleinigkeit hätte fröhlich machen können.

Es war ein heiterer Tag, die Sonne ſchien in die Dunkelheit ſparſam hinein, nur an einzelnen Stellen ſah ich die lichte Bläue des Himmels. Ich dachte: O wie beglückt iſt dieſer Mahler, der hier in der Einſamkeit,

zwiſchen ſchönen Felſen, zwiſchen hohen Bäumen ſeinen Genius erwarten darf, dem keine andre der kleinlichen menſchlichen Beſchäftigungen nahe tritt, der nur ſeiner Kunſt lebt, nur für ſie Aug' und Seele hat. Er iſt der glücklichſte unter den Menſchen, denn die Entzückungen, die uns nur auf Augenblicke beſuchen, ſind in ſeinem kleinen Hauſe einheimiſch, die hohen Götter ſizen neben ihm, geheimnißreiche Ahndung, zärtliche Erinnerung ſpielen unſichtbar um ihn, Zauberkräfte lenken ſeine Hand, und unter ihr entſteht die wundervolle Schöpfung, die er ſchon vorher kennt, befreundet tritt ſie aus dem Schatten, der ſie dem Auge zurück hält.

Unter dieſen Gedanken hatte ich mich der Wohnung genähert, die abſeits im Holze lag. Auf einem freien weiten Platze ſtand das Haus, hohe Felſen erhoben ſich hinter ſeinem Rücken, von denen Tannen rauſchten und krauſes Gebüſch ſich im Winde oben rührte.

Ich klopfte an die Hütte. Die beiden Kinder des Mahlers waren zu Hauſe, er ſelbſt war nach der Stadt gegangen, um einzukaufen. Ich ſezte mich nieder, das Gemählde ſtand auf der Staffelei, aber es war ganz vollendet. Es übertraf meine Erwartung, meine Augen wurden auf den ſchönen Geſtalten feſtgehalten: die Kinder ſpielten um mich her, aber ich gab nicht ſonderlich Acht darauf, ſie erzählten mir dann von ihrer kürzlich geſtorbenen Mutter, ſie wieſen auf die Jungfrau, ihr ſei ſie ähnlich geweſen, ſie glaubten ſie noch vor ſich zu ſehen. Wie herrlich iſt dieſe Wendung des Kopfs! rief ich aus, wie überdacht! wie neu! Wie wohl iſt alles angeordnet! Nichts Ueberflüſſiges, und doch, welche herrliche Fülle!

Das Gemählde ward mir immer lieber, ich ſah es in Gedanken ſchon in meinem Zimmer hängen, meine entzückten Freunde davor verſammelt. Alle übrigen Bilder, die in der Mahlerſtube umher ſtanden, waren in meinen Augen gegen dieſes unſcheinbar, keine Geſtalt war ſo innig beſeelt, ſo durch und durch mit Leben und Geiſt angefüllt, wie auf der Tafel, die ich ſchon als die meinige betrachtete. Die Kinder beſchauten indeſſen den fremden Mann, ſie verwunderten ſich über jede meiner Bewegungen. Ihnen waren die Gemählde, die Farben alltäglich, ſie wußten ſich davon nichts Sonderliches, aber mein Kleid, mein Hut, dieſe Gegenſtände waren ihnen dafür deſto merkwürdiger.

Nun kam der Alte mit einem Korbe voll Eßwaaren aus der Stadt, er war böſe, daß er die alte Frau aus dem benachbarten Dorfe noch nicht antraf, die für ihn und ſeine Kinder kochen mußte. Er theilte den Kindern einige Früchte aus, er ſchnitt ihnen etwas Brod, und ſie ſprangen damit vor die Thür hinaus, lärmten und verloren ſich bald in das Gebüſch.

Ich freue mich, fing ich an, daß Ihr das Bild fertig gemacht habt. Es iſt über die Maaßen wohl gerathen, ich will es noch heute abholen laſſen.

Der alte Mann betrachtete es aufmerkſam, er ſagte mit einem Seufzer: Ja, es iſt nun fertig, ich weiß nicht, wann ich wieder ein ſolches werde mahlen können; laßt es aber bis morgen ſtehn, wenn Ihr mir gefällig ſeyn wollt, daß ich es bis dahin noch betrachten kann.

Ich war zu eifrig, ich wollte es durchaus noch abholen laſſen, der Mahler mußte ſich endlich darin finden. Ich fing nun an, das Geld aufzuzählen, als der Mahler plözlich ſagte: Ich habe es mir ſeitdem überlegt, ich kann

es Euch unmöglich für denſelben geringen Preis laſſen, für den Ihr das lezte bekommen habt.

Ich verwunderte mich darüber, ich fragte ihn, warum er bei mir grade anfangen wolle, ſeine Sachen theurer zu halten, aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen. Ich ſagte, daß ihm das Gemählde wahrſcheinlich ſtehn bleiben würde, wenn er ſeinem Eigenſinne folgte, da ich es beſtellt habe, und es kein andrer nachher kaufen würde, wie es ihm ſchon mit ſo manchen gegangen. Er antwortete aber ganz kurz: die Summe ſei klein, ich möchte ſie verdoppeln, es ſei nicht zu viel, übrigens möchte ich ihn nicht weiter quälen.

Es verdroß mich, daß der Mahler gar keine Rückſichten auf meine Einwendungen nahm, ich verließ ihn ſtillſchweigend, und er blieb nachdenkend auf ſeinem Seſſel vor dem Bilde ſizen. Ich begriff es nicht, wie ein Menſch, der von der Armuth gedrückt ſey, ſo hartnäckig ſeyn könne, wie er in ſeinem Starrſinne ſo weit gehe, daß er von ſeiner Arbeit keinen Nuzen ziehn wolle.

Ich ſtrich im Felde umher, um meinen Verdruß über dieſen Vorfall zu zerſtreuen. Als ich ſo herum ging, ſtieß ich auf eine Heerde Schaafe, die friedlich im ſtillen Thale weidete. Ein alter Schäfer ſaß auf einem kleinen Hügel, in ſich vertieft, und ich bemerkte, daß er ſorgſam an einem Stocke ſchnizelte. Als ich näher trat und ihn grüßte, ſah er auf, wobei er mir ſehr freundlich dankte. Ich fragte ihn nach ſeiner Arbeit, und er antwortete lächelnd. Seht, mein Herr, jezt bin ich mit einem kleinen Kunſtſtücke fertig, woran ich beinahe ein halbes Jahr ununterbrochen geſchnizt habe. Es fügt ſich wohl, daß reiche und vornehme Herren ſich meine unbedeutenden

Sachen gefallen laſſen und ſie mir abkaufen, um mir mein Leben zu erleichtern, und deshalb bin ich auf ſolche Erfindungen gerathen.

Ich beſah den Stock, als Knopf war ein Delphin ausgearbeitet, mit recht guter Proportion, auf dem ein Mann ſaß, welcher eine Zitter ſpielte. Ich merkte, daß er den Arian vorſtellen ſolle. Am künſtlichſten war es, daß der Fiſch unten, wo er ſich an den Stock ſchloß, ganz fein abgeſondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geſchicklichkeit zugleich haben konnte, die Figuren und alle Biegungen ſo genau auszuhöhlen, und doch ſo frei dabei zu arbeiten; es rührte mich, daß das mühſelige Kunſtſtück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten ſolle.

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermuthet ein Lied von dieſem Delphin und Arian angetroffen, das ihm ſeither ſo im Sinne gelegen, daß er die Geſchichte faſt wider ſeinen Willen habe ſchnitzen müſſen. Es iſt recht wunderbar und ſchön, ſagte er, wie der Mann auf den unruhigen Wogen ſizt, und ihn der Fiſch durch ſeinen Geſang ſo liebgewinnt, daß er ihn ſicher an das Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weiſe ich wohl das Meer machen könnte, ſo daß man auch die Noth und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte daran machen wollen, ſo wäre es doch nachher nicht ſo künſtlich geweſen, wie jezt der Stock durch den feinen Schwanz des Fiſches mit dem obern Bilde verbunden iſt.

Er rief einen jungen Burſchen, ſeinen Enkel, der mit dem Hunde ſpielte, und befahl ihm das Lied abzu-

ſingen, worauf jener in einer einfachen Weiſe dieſe Worte ſang:

Arion ſchifft auf Meereswogen
Nach ſeiner theuren Heimath zu,
Er wird von Winden fortgezogen,
Die See in ſtiller, ſanfter Ruh.

Die Schiffer ſtehn von fern und flüſtern;
Der Dichter ſieht in's Morgenroth,
Nach ſeinen goldnen Schätzen lüſtern
Beſchließen ſie des Sängers Tod.

Arion merkt die ſtille Tücke,
Er bietet ihnen all' ſein Gold,
Er klagt und ſeufzt, daß ſeinem Glücke
Das Schickſal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beſchloſſen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er geſtoßen;
Schon ſind ſie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leyer nur gerettet,
Sie ſchwebt in ſeiner ſchönen Hand;
In Meeresfluthen hingebettet
Iſt Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung widerklingt,
Statt mit den Wogen wild zu ſtreiten,
Er ſanft die zarten Töne ſingt:

Klinge Saitenſpiel!
In der Fluth
Wächſt mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdroſſen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genoſſen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, naſſer Fluth begräbt.

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden ſanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo ſie ſchliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beſchwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fiſche ſpringen,
Seit Venus aus den Fluthen kam
Man dieſes Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresveſten nicht vernahm.

Arion ſieht mit trunknen Blicken
Lautſingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphin's Rücken,
Schlägt lächelnd in ſein Saitenſpiel.

Des Fiſches Sinn zum Dienſt gezwungen
Naht ſchon mit ihm der Felſenbank,
Er landet, hat den Fels errungen,
Und ſingt dem Fährmann ſeinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem naſſen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Der Knabe ſang das Lied mit einem ſehr einfachen Ausdrucke, indem er ſtets die kunſtreiche Arbeit ſeines Großvaters betrachtete. Ich fragte den Hirten, wie viel er für ſein Kunſtwerk verlange, und der geringe Preis, den er forderte, ſezte mich in Erſtaunen. Ich gab ihm mehr als er wollte, und er war außer ſich vor Freuden, aber noch einmal nahm er mir den Stock aus der Hand, und betrachtete ihn genau. Er weinte faſt, indem er ſagte: Ich habe ſo lange an dieſer Figur geſchnitzt, und muß ſie nun in fremde Hände geben, es iſt vielleicht meine lezte Arbeit, denn ich bin alt, und die Finger fangen mir an zu zittern, ich kann nichts ſo Künſtliches wieder zu Stande bringen. Seit ich mich darauf geübt habe, ſind viele Sachen von mir geſchnitten, aber noch nichts habe ich bisher mit dieſem Eifer getrieben; es iſt mein beſtes Werk.

Es rührte mich, ich nahm Abſchied und begab mich auf den Weg zur Stadt. Je näher ich dem Thore kam, je mehr fiel es mir auf, je wunderlicher kam ich mir vor, daß ich mit einem ſo langen Stabe näher ſchritt. Ich dachte daran, wie es allen Einwohnern der Stadt, allen meinen Bekannten auffallen müſſe, wenn ich mit

dem langen Holze durch die Gaſſen zöge, an dem oben ein großes Bild ſich zeigte. Dem iſt leicht vorzubeugen, dachte ich bei mir ſelber, und ſchon hatte ich meine Fauſt angelegt, den bunten Knopf herunter zu brechen, um ihn in die Taſche zu ſtecken, und den übrigen Theil des Stocks dann im Felde fortzuwerfen.

Ich hielt wieder ein. Wie viele mühevolle Stunden, ſagte ich, haſt Du, Alter, darauf verwandt, um den künſtlichen Fiſch mit dem Stocke zuſammenzuhängen, Dir wäre es leichter geweſen, ihn für ſich zu ſchneiden, und wie grauſam müßte es Dir dünken, daß ich jezt aus falſcher Schaam die ſchwerſte Aufgabe Deines mühſeligen Werks durchaus vernichten will.

Ich warf mir meine Barbarey vor, und war mit dieſen Gedanken ſchon in das Thor gekommen, ohne es zu bemerken. Es ängſtete mich gar nicht, daß die Leute mich aufmerkſam betrachteten; wohlbehalten und unverlezt ſezte ich in meinem Zimmer den Stock unter andern Kunſtſachen nieder. Die Arbeit nahm ſich zwar nun nicht mehr ſo gut aus, als im freien Felde, aber innigſt rührte mich immer noch der unermüdliche Fleiß, dieſe Liebe, die ſich dem lebloſen Holze, der undankbaren Materie ſo viele Tage hindurch angeſchloſſen hatte.

Indem ich das Werk noch betrachtete, fiel mir der Mahler wieder in die Gedanken. Es gereute mich nun recht herzlich, daß ich ſo unfreundlich von ihm gegangen war. Ihm war die Bildung ſeiner Hand und ſeiner Phantaſie auch ſo befreundet, die er nur für eine Nichtswürdigkeit einem Fremden auf immer überlaſſen ſollte. Ich ſchämte mich, zu ihm zu gehn und meine Reue zu bekennen, aber da ſtanden die Geſtalten der armen Kinder vor meinen Augen, ich ſah die dürftige Wohnung, den

bekümmerten Künſtler, der, von der ganzen Welt verlaſſen, die Bäume und benachbarten Felſen als ſeine Freunde anredete. Wie einſam iſt der Künſtler, ſeufzte ich laut, den man nur wie eine ſchäzbare Maſchine behandelt, die die Kunſtwerke hervorgiebt, die wir lieben, den Urheber ſelbſt aber vernachläſſigen: es iſt ein gemeiner, verdammlicher Eigennutz.

Ich ſchalt meine Schaam, die mich an dem Tage faſt zweimal grauſam gemacht hatte; noch vor Sonnenuntergang ging ich nach dem Walde hinaus. Als ich vor dem Hauſe ſtand, hörte ich den Alten drinnen muſiziren; es war eine wehmüthige Melodie, die er ſpielte, er ſang dazu:

Von aller Welt verlaſſen
Biſt Du, Maria, nah,
Wenn Menſch und Welt mich haſſen
Stehſt Du mir freundlich da,
So bin ich nicht verlaſſen
Wenn ich Dein Auge ſah.

Mein Herz klopfte, ich riß die Thür auf, und fand ihn vor ſeinem Gemählde ſitzen. Ich fiel ihm weinend um den Hals, und er wußte erſt nicht, was er aus mir machen ſollte. Mein ſteinernes Herz, rief ich aus, hat ſich erweicht, verzeiht mir das Unrecht, das ich Euch heut Morgen that.

Ich gab ihm für ſein Bild weit mehr, als er gefordert, als er erwartet hatte, er dankte mir mit wenigen Worten. Ihr ſeid, fuhr ich fort, mein Wohlthäter, nicht ich der Eurige, ich gebe, was Ihr von jedem erhalten könnt, Ihr ſchenkt mir die koſtbarſten, innerſten Schätze Eures Herzens.

Der Mahler ſagte: Wenn Ihr das Bild abholen

laßt, ſo erlaubt mir nur, daß ich manchmal, wenn es Euch nicht ſtört, oder Ihr nicht zu Hauſe ſeid, in Eure Wohnung kommen darf, um es zu betrachten. Eine unbezwingbare Wehmuth nagt an meinem Herzen, alle meine Kräfte erliegen, und das Bild iſt vielleicht das lezte, das meine Hände erſchaffen haben. Dazu ſo trägt die Mutter Gottes die Bildung meiner geſtorbenen Gattinn, des einzigen Weſens, das mich auf Erden jemals wahrhaftig geliebt hat: ich habe lange daran gearbeitet, meine beſte Kunſt, mein herzlichſter Fleiß iſt in dieſem Gemählde aufbewahrt.

Ich umarmte ihn wieder: wie herzensarm, wie verlaſſen, wie gekränkt und einſam ſchien mir nun derſelbe Mann, den ich am Morgen noch glaubte beneiden zu können! — Er wurde von dieſem Tage mein Freund, wir ergözten uns oft, indem wir vor ſeinem Bilde Hand in Hand ſaßen.

Aber er hatte Recht. Nach einem halben Jahre war er geſtorben, er hatte mancherlei angefangen, aber nichts vollendet. Seine übrigen Arbeiten wurden in einer Verſteigerung ausgeboten, ich habe vieles an mich gehandelt.

Mitleidige Menſchen nahmen die Kinder zu ſich: auch ich unterſtüze ſie. Ein Tägelöhner wohnt mit ſeiner Familie nun in der Hütte, wo ſonſt die Kunſt einheimiſch war, wo ſonſt freundliche Geſichter von der Leinwand blickten. Oft gehe ich vorüber und höre einzelne Reden der Einwohner, oft ſeh' ich auch den alten Hirten noch. — Niemals kann ich an dieſen Vorfall ohne heftige Rührung denken. —

Sternbald weinte und Vanſen ſagte: ja wohl iſt dergleichen zu bejammern, und ich habe immer gern Künſtlern geholfen und von ihnen arbeiten laſſen; was der

Frühling der Welt, iſt die Kunſt dem übrigen Menſchenleben.

Neben jenem Punkte, ſagte der Alte, den die Erzählung, mag ſie nun offen da ſeyn, oder nicht, erörtern ſoll, lehrt ſie auch, wie ſelbſtſüchtig dieſe ſcheinbar zarteſten Gefühle den Menſchen machen können, und ſo könnte ich, wenn ich ſtreiten wollte, ſie als eine Beſtätigung meiner natürlichen Behauptungen anſehn, da ſie doch gegen dieſe hauptſächlich zu kämpfen ſcheint. So iſt das meiſte im Leben doppelt und vielfach, und es iſt gut, ſich zu gewöhnen, die Dinge von verſchiedenen, oft entgegengeſezten Seiten anzuſehn.

Als ſich nach dem heitern Abendeſſen die übrigen Gäſte entfernten, blieb Sternbald zurück und folgte dem Vanſen auf deſſen Wink in ein abgelegenes Zimmer. Lange ſchon, fing der Alte an, habe ich über eine Sache mit Euch ſprechen wollen, aber noch immer nicht die gelegene Zeit dazu treffen können.

Sie ſezten ſich und Vanſen fuhr in einem vertraulichen Tone fort: Je mehr ich Euch kennen lerne, lieber Sternbald, je mehr muß ich Euch hochſchäzen, denn die jugendliche Schwärmerei, die Euch zu Zeiten mit ſich fortreißt, wird ſich gewiß mit den Jahren verlieren. Seht, das iſt das Einzige, was ich allenfalls gegen Euch hätte, aber ſonſt lieb' ich Euch ſo ſehr, wie ich bis jezt noch keinen Menſchen werth gehalten habe. Dazu bekennt Ihr Euch zu einer Kunſt, die ich von Jugend auf vorzüglich verehrt habe. Ich will Euch näher kommen. Ich weiß nicht, ob Ihr das ſonderbare Betragen meiner Tochter bemerkt habt, ſeit Ihr in unſerm Hauſe bekannt geworden ſeid; meine Sara war ſonſt nie ſo melankoliſch, ſondern die Luſtigkeit ſelbſt; ſeit ſie Euch geſehn hat, iſt

ihr ganzer Sinn umgewandt. Sagt mir aufrichtig, wie gefällt ſie Euch?

Franz verſicherte, daß er ſie ſehr liebenswürdig finde und der Vater fuhr fort: Seit vielen Jahren habe ich es mir feſt vorgenommen, und es iſt ein Vorſatz, von dem ich gewiß nicht weiche, daß Niemand als ein geſchickter Mahler mein Eidam werden ſoll. Es kommt nun bloß auf Euch an, ob ich in Euch meinen Mann gefunden habe. Ich weiß alles, was Ihr mir antworten könnt, aber laßt mich ausreden. Ich will Euch damit keineswegs von Eurer Reiſe zurück halten, ſondern ich muntre Euch vielmehr ſelber auf, Italien zu beſuchen und dort zu ſtudiren. Meine Tochter liebt Euch, Ihr verſprecht Euch mit ihr, und mein Vermögen macht Euch die Reiſe bequemer und nüzlicher. Ihr kommt dann zurück, und was ich beſize ſichert Euch vor dem Mangel. Ihr könnt dann Eurer Kunſt, wie Ihr Euch immer gewünſcht habt, mit allen Kräften obliegen. Ihr braucht nicht des Gewinnſtes wegen zu arbeiten, was Ihr uns neulich mit ſo vieler Rührung als das größte Unglück des Künſtlers vorſtelltet, und wodurch ich ſelber bewegt wurde; Ihr werdet bekannt und berühmt, meine Tochter iſt mit Euch glücklich, und alle meine Wünſche ſind erfüllt.

Franz war heftig bewegt, er dankte in den wärmſten Ausdrücken dem Kaufmann für ſein Wohlwollen, er bat ihn, noch jezt keine entſcheidende Antwort zu verlangen und ſein Zögern nicht übel zu deuten. Er verließ ihn, und ſchweifte mit tauſend Vorſtellungen durch die Straßen umher. So nahe auf ihn zu war das wirkliche Leben noch nie getreten, um ſein inneres poetiſches zu verdrängen, und doch war es ein weit höheres, als ſeine Pflegemutter oder Zeuner ihn anbieten konnten; er fühlte ſich

angezogen und zurück geſtoßen, das ſchöne Bild ſeiner Phantaſie ſtand bald ganz hell vor ihm, bald rückte es tief in den Hintergrund hinab. Hier bot ſich ihm ganz unverhofft eine ſichere Zukunft an, eine Lebensweiſe, wie ſie immer ſein Wunſch geweſen war, und man forderte nichts weiter von ihm, als einen Schatten, ein Traumbild aufzuopfern, das nicht ſein war. Doch fürchtete er ſich wieder, ſo ſeinen Lebenslauf zu beſtimmen und ſich ſelber Gränzen zu ſezen; die Sehnſucht rief ihn wieder in die Ferne hinein, ſeltſame Töne lockten ihn und verſprachen ihm ein goldenes Glück, das weit ab ſeiner warte. Mein Leben fängt an ein Leben zu werden, rief er aus, ſich ſo zu geſtalten, wie ich es ſeit früher Kindheit nur mit Sehnſucht wünſchen konnte, Liebe und Wohlwollen kommen mir entgegen und tragen das Füllhorn, das mich gegen Unglück und Demüthigungen beſchüzen ſoll, in reichen Händen. Und was iſt es denn, was ſich in mir dagegen auflehnt? Ein Nachtgebild, ein Traumgeſpenſt, das mit phantaſtiſchen fremden Wundern gekränzt iſt. Kann mich das Schickſal auf gelindere Weiſe aus meinem Traume voll Unmöglichkeiten wecken? Wäre ich nicht wahnſinnig, das gewiſſeſte, edelſte Gut gegen jenen Schatten eines Schattens auf das Spiel zu ſezen?

Er dachte, wie ſehnlich Sara ſeiner Antwort warten möchte, und mit welchen Leiden ſie ſich ihm ſo lange verborgen habe: es ſchien ihm, daß er es dieſem lieben Weſen ſchuldig ſei, ihr alle dieſe um ihn erduldeten Schmerzen zu vergüten, und in dieſer Stimmung beſuchte er am andern Morgen ſeinen Freund Rudolph. So vertraut er mit dieſem war, ſo konnte er ihm doch nie ſeine Geſchichte, ſo wie ſeine wunderbare Liebe entdecken, es war nur Sebaſtian, dem er dergleichen vertrauen durfte. Aber

er erzählte ihm jezt Vanſens Vorſchlag, und bat um ſeinen Rath. Wie ſoll ich Dir hierin rathen? rief Rudolph lachend aus; das Rathgeben iſt überall eine unnüze Sache, aber vollends bei der Ehe; jeder Menſch muß ſein eigenes Glück machen: und dann kommt auch Deine Frage viel zu früh, denn Du weißt ja nicht einmahl, ob Dich das Mädchen auch wirklich haben will.

Franz ſtuzte. Das Wort Ehe erweckte überdem mancherlei Vorſtellungen bei ihm. Er ſah alle die Scenen einer ruhigen Häuslichkeit vor ſich, Kinder, die ihn umgaben, er hörte die Geſpräche ſeines Schwiegervaters und der Freunde, er fühlte ſeine friſche Jugend verſchwunden und ſich eingelernt in die ernſteren Verhältniſſe des Lebens; ſeine wunderbaren Gefühle und Wünſche, das zauberiſche Bild ſeiner Geliebten, alles hatte Abſchied genommen und ſein Herz hing an nichts mehr glühend. Es war wie ein klarer geſchäftiger Tag, der nach der Pracht des Morgenroths erwacht; wie eine Rede nach einem ausgeklungenen Liede. Seine Bruſt war beängſtigt, er wußte ſich nicht zu faſſen und verließ unmuthig den lachenden Floreſtan. Wie iſt es mit dem Leben? dachte er bei ſich ſelber, irgend einmal iſt dieſer Taumel der Jugend doch verflogen, endlich einmal nimmt mich doch jenes Leben in Empfang, dem ich jezt ſo ſcheu aus dem Wege trete. Wie wird mir ſeyn, wenn meine ſchönen Träume hinter mir liegen?

Er nahm ſich vor, ſich durch ein offenes Geſpräch mit der Tochter ſelbſt beſtimmen zu laſſen. Mit ſchwerem Herzen lenkte er in die Gaſſe ein und zitterte, als er das Haus erblickte und betrat, doch ſchritt er muthiger die Treppe hinan, als wenn ihm eine frohe Ahndung entgegen käme.

Achtes Kapitel.

Als Franz in das Zimmer trat, fand er die Tochter allein, die die Zitter spielte; sie dünkte ihm liebenswürdiger als je. Sie lehnte sich, wie in Sehnsucht aufgelößt, auf dem Ruhebette zurück, und sang eben die lezten Verse eines schmachtenden Liebesgedichtes. Er nahte verlegen, sie bemerkte ihn endlich, aber auch zugleich seine Aengstlichkeit, sie stand auf, faßte ihn zärtlich bei der Hand und fragte: ob er krank sei? O meine theure, schöne, mir so freundlich liebe Sara, fing Franz an, in meinem Herzen ist ein Sturm, eine Verwirrung, die Ihr vielleicht lösen und beruhigen könnt, wenn ich Euch recht aufrichtig meine sonderbaren Leiden vertraue, und zugleich alles, was mir begegnet ist. Sezt Euch, mein lieber Freund, sagte Sara, als die Magd hereintrat, auf welche Sara sogleich erröthend zulief, sie bei der Hand nahm, und sich mit ihr in den Bogen eines Fensters stellte, um ein eifriges heimliches Gespräch mit ihr zu führen. Sara schien zu erschrecken und die Magd entfernte sich wieder. Gott im Himmel! rief das Mädchen unter Thränen aus, indem sie sich auf das Ruhebett warf; also ist es nun gewiß? Ich kann mich nicht mehr täuschen? Alles wird Wahrheit, schreckliche Wahrheit, was immer nur noch als düstre Ahndung mich umschwebte. Thränen und Schluchzen erstickten ihre Sprache, und Franz trat freundlich zu ihr, ihr einige tröstende Worte zu sagen, und sich nach der Ursach ihrer Wehklage zu erkundigen. Sie ließ ihn neben sich niedersizen und richtete einen zärtlichen Blick auf ihn. Nein, mein liebster Freund, rief sie, ich habe mich nicht mehr in meiner Gewalt, ich muß Euch mein Leiden

klagen, Euch vertraue ich allein, und Ihr werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Seit acht Wochen leide ich unaussprechlich. Ihr seid gut, Ihr habt Mitleid mit mir getragen, ich habe es wohl bemerkt. Was soll ich Euch sagen? Ich liebe, ich bin unglücklich, ohne Hoffnung. Ein junger Mann in unserer Nachbarschaft, ohne Vermögen, ohne Stand, aber das liebevollste Herz, die biederste Treue, — ach! weiß ich es, wie mein Auge, und bald darauf meine ganze Seele immer nach ihm gerichtet wurde? Begreif' ich es, wie es kam, daß wir uns sprachen, uns Alles sagten? Nun ist er krank geworden, krank aus Liebe, jezt ohne Trost, und seit gestern ist sein Zustand gefährlich, da ihm jemand erzählt hat, daß mein Vater mich verheirathen wolle. Mein Vater kann es nicht wollen, er kann meinen Tod nicht wünschen. Geht zu ihm, ihr mein liebster, mein einziger Freund, beruhigt ihn, tröstet ihn. Ach! wollt Ihr Euch mir so gütig erzeigen? Gewiß, es glänzt eine himmlische Güte aus Euren Augen. Er wird Euch rühren, Ihr werdet ihn auch lieben müssen, gewiß, wenn auch nicht so, wie ich.

Franz ließ sich das Haus bezeichnen und eilte athemlos dahin. Er kam in eine armselige Stube, in welcher der Kranke in einem Bette lag, und vor sich Papiere hatte, auf denen er zeichnete. Als Sternbald näher kam, erstaunte er, den Schmid vor sich zu sehn, mit dem er vor Nürnberg am Tage seiner Auswanderung gesprochen hatte. O mein lieber Freund! rief er aus, wie ist es möglich, daß ich Euch nicht früher irgendwo gesehn habe? Jezt führt mich das sonderbarste Verhältniß, der schönste Befehl zu Euch. Längst hätte ich Euch aufgesucht, wenn ich nur ahnden konnte, daß Ihr wieder in Antwerpen wärt. Der junge Schmid erkannte den Mah-

ler auch ſogleich wieder und hüllte ſich weinend in die Kiſſen, als Franz von Sara ſprach, und er hörte, welche zärtliche Bothſchaft ſie ihm ſende. O Mahler! rief er aus, Ihr glaubt nicht, was ich ausgeſtanden habe, ſeitdem ich Euch damals geſprochen hatte. Aber über Euch muß ich klagen, denn Ihr ſeid eigentlich Schuld an allem: iſt es doch nicht anders, als wäre damals von Eurer Zunge Gift durch meine Ohren in meinen Körper gefloſſen, daß ſich ſeitdem alle meine Sinne verdreht und verſchoben haben, und ich darüber ein ganz anderer Menſch geworden bin. Seit ich Euren Dürer ſah, hatte ich keine Ruhe mehr in mir ſelber, es war, als wenn es an allen meinen Sinnen zöge und arbeitete, daß ich immer an Mahlereien und Zeichnungen denken mußte; an nichts in der Welt fand ich mehr Gefallen, die Schmiedearbeit war mir zur Laſt. Ich zeichnete täglich etwas, und ſelbſt in der Krankheit kann ich es nicht laſſen; ſeht, da habe ich eine herrliche Figur von Lukas von Leyden.

Franz betrachtete ſie; der junge Menſch hatte ſie ſehr gut kopirt, und Franz verwunderte ſich darüber, daß er es ohne allen Unterricht ſo weit habe bringen können. Der Schmid fuhr fort: So kam ich nach Antwerpen zurück und nichts war mir hier recht. Ich hatte immer noch den Dürer und ſeine Werkſtätte im Kopf, es kam ſo weit, daß ich mich meines Hammers ſchämte, ich verdarb die Arbeit, ich konnte nicht mehr fort. Es lebt hier der alte Meſſys, der Mahler, der auch ein Schmid geweſen iſt. Ich wollte auch nicht mehr arbeiten, denn jeder Schlag auf dem Ambos ging mir durch Herz und Gehirn, weil ich glaubte, daß ich mit jedem meine Hand ſchwerer und unbehülflicher machte, und darüber noch weniger würde zeichnen können. Ich warf den Hammer

weg, wie meinen ärgſten Feind. Nun kamen und gingen mir Bilder hin und her, und auf und ab; alles wollte ich in Gedanken mahlen, ich träumte von großen Sälen, die alle dicht voll Schildereien hingen, die ich gemacht hatte. Das war aber noch nicht das größte Unglück, daß ich mich ſchon' unter den übrigen Menſchen wie ein Halbverrückter umtrieb. Bis dahin hatte es auf mir nur noch wie auf kaltem Eiſen gehämmert, aber nun kam ich in die Gluth, und da wurde vollends mein altes Weſen aus mir herausgebrannt und geſchlagen als wenn viele tauſend Funken bei jedem Hiebe aus Bruſt und Herzen flogen. O Mahler, ich habe viel ausgeſtanden.

Seht, Freund, ich habe wohl ſonſt auch die Menſchen, und Weiber und Mädchen mit einem ſcharfen, guten Auge angeſehen, aber ſeit ich mich geübt hatte, daß ich in allen ſchönen Linien mit meiner Seele mitging, ſeit ich gefühlt hatte, was die wunderſame Farbe bedeuten könne, und wie gleichſam ein ganzes Paradies von Wangen und Lippen und ein ewiges Firmament aus den Augen leuchten könne, da war ich ein verlorener Menſch, denn gerade um die Zeit, als dies Gefühl mich, möcht' ich doch ſagen wie ein heißes Fieber befiel, ſah ich ſie, Sara, bei ſchönem Sommerwetter in der Thüre ſtehn. Ich hatte ſie früher auch ſchon geſehn und immer gedacht: ein ſchönes, reiches Mädchen! aber ſie blieb die Fremde, die mich nichts anging: — aber von jener Stunde an, Mahler, — doch Ihr begreift es nicht, wenn ich's auch ſagen wollte: — von jenem Augenblick, als ich ſie ſo im Vorbeigehn anſah und grüßte, wie oft geſchehn war, und ſie mich grüßte, — ſeht, da flog aus ihrem Auge in meins, und in meine Seele eine Angſt, eine Luſt, ein ganzer Himmel hinein, ſo daß mir mein ganzes Weſen

zu enge wurde, daß es wie tauſend und aber tauſend Frühlingsbäume und Blumenbeete in mir aufging, knospete, und mit allen Prachtfarben losbrach, und mein Herz von den unzähligen Blüthen, wie vom dichteſten Regen überſchüttet wurde, und meine Seele vor Duft, Farben und Glanz in ſüße matte Betäubung ſank. Und nun ſtand ſie ganz aufrecht in meinem Herzen, und dehnte und dehnte ſich, und ſtellte ſich auf die Zehen, und die goldenen Haare fielen herunter, und ſo war ich darin wie eingewickelt in meinem Fieberwahn, und ſie war noch größer als Himmel und alle Bäume und Blumen. Ich konnte nichts mehr zeichnen, ſie und immer nur ſie ſaß mir im Blut, und quoll aus den Fingerſpitzen, und ſah ich dann, wie plump die knechtiſche grobe Hand ſie hingeſtellt hatte, ſo warf ich das Blatt gegen die Wand, dann riß ich es wieder vom Boden auf, und küßte die Züge mit meinen Lippen weg. Nicht wahr, Mahler, der Menſch kann ein rechter Narr ſeyn, wenn es erſt in ihm ſo recht reif dazu wird.

Wunderbar! ich wußte es, daß auch in ihr was vorging, denn der blaue ewige Strahl war doch aus ihrer Seele in mich gegangen, und ſie mußte fühlen, wie viel vom eigenen Herzen ſie in mich gegoſſen hatte. So dachte ich, und ſo war es auch. Ich ging wieder vorüber: ſie ſtand wie im Glanz, der ſie rings umfloß, und es zog mich, daß ich mich auch in die Röthe hinein zu ihr ſtellte. Wir ſprachen, wir verſtanden uns. Bin ich doch kein einzigesmal verwundert geweſen über das, was ſie mir ſagte: ich erſchrak vor Wonnegefühl, daß ſie mich ſo liebte, aber es war mir nur, als wenn ich es ſelbſt geſagt hätte. Seht, Wandersmann, ich ſpreche etwas im

Fieber, die vernünftigen Leute, wie Ihr, verſtehn das nicht recht.

Ihr Vater hatte in Leyden Geſchäfte und reiſete dorthin; nun ſah ich ſie öfter: wir gingen heimlich mit einander ſpazieren. Des Abends, wenn ich ſie nicht ſprechen konnte, zeichnete ich ihr Bild, oder ſtellte mich dem Hauſe gegen über, und ließ ſo die Nacht heranrücken. Ehe wir es uns verſahen, kam der Vater zurück. Nun war es mit unſern Zuſammenkünften aus; ich konnte ſie nur manchmal im Vorbeigehn grüßen. Wie eine Decke fiel es mir von den Augen, und mein Herz wollte ſpringen. Ich ſah nun wieder den Unterſchied unter uns beiden, wie mich der reiche Vater verachten müſſe, wie ich ſo nichts gegen ihn ſei. Nun hörte ich noch dazu, Sara würde bald verheirathet werden; ach! und es geſchieht auch gewiß. Was ſoll ich anfangen? Mein Handwerk iſt mir ein Abſcheu, alles, worauf ich mich ſonſt wohl freuen konnte, Meiſter zu werden, und bei Gelegenheit eine künſtliche Arbeit, einen Springbrunnen, Gitterwerk, oder dergleichen zu unternehmen, kommt mir nun kläglich vor. Ein Mahler zu werden, dazu bin ich nun zu alt, Sara darf ich nicht ſehn, nichts hoffen, ſo geh' ich zu Grunde, Alles das zuſammen hat mich ſo krank und ſchwach gemacht, daß ich bald zu ſterben hoffe. Warum begegnen nur dem Menſchen ſo ſonderbare Gefühle? Aber das ſag' ich Euch, wer ſie heirathet, den bring' ich um; und bin ich ſchon vorher todt, ſo reißt mich die Verzweiflung gewiß noch als Geſpenſt hervor, um dem Böſewicht zu ſchaden. Damit kann man ſich doch noch tröſten. O Mahler, helft mir doch zum Verſtande, oder zu Sara, oder macht, daß mir Verſtand und Leben gänzlich entweichen.

Franz ſagte mit Wehmuth: Nein, Ihr dürft nicht

ſterben; glaubt mir, daß Ihr gewiß noch Zeit genug habt, ein guter Mahler zu werden, wenn Ihr dieſe Liebe zur Kunſt behaltet. Ihr zeichnet ſchon ſo gut, als wenn Ihr lange in der Lehre geweſen wäret, und es kommt alſo nur auf Euch an, ein Mahler zu werden. Dann dürft Ihr auch auf Eure Geliebte hoffen, denn der Vater achtet die Mahlerei und will nur einen Mahlerkünſtler zum Eidam haben; darum hat er mir noch heut, ſo arm ich auch bin, ſeine Tochter angetragen. Deshalb tröſtet Euch, ſammelt wieder Luſt zum Leben und Kräfte, denn Ihr könnt noch recht glücklich werden.

Der Kranke ſchüttelte mit dem Kopfe, als wenn er nicht daran glauben könne, doch Franz fuhr ſo lange fort, ihn zu tröſten, bis jener etwas beruhigt war. Nun, ſagte er endlich, Ihr habt mir verſprochen, ſie nicht zu nehmen, und es könnte Euch auch nicht zum Gedeihn ausſchlagen. O Freund, wenn ich mir das hätte einbilden können, als wir im Buſch mit einander frühſtückten, ſo wärt Ihr mir nicht ſo mit heiler Haut davon gekommen. Gebt mir noch einmal die Hand darauf, daß Ihr ſie nicht wollt. Franz reichte ſie ihm, und jener drückte ſie ſo ſtark, daß dem Mahler ein Ausruf des Schmerzes entfuhr. Er eilte ſogleich zu Vanſen, den er bei einer Flaſche Wein und bei guter Laune antraf. Jezt will ich Euch meine Antwort bringen, aber Ihr müßt mir mit Geduld zuhören. Er erzählte hierauf die Geſchichte ſeines Freundes, und ſprach von der gegenſeitigen Liebe der beiden jungen Leute. Ihr wolltet mir, ſchloß er, als einem armen Menſchen, der nicht mehr, als dieſer Schmid beſizt, Eure Tochter geben, Ihr wolltet auf meine Zurückkunſt warten: nun ſo thut es mit dieſem, um das Glück Eurer einzigen Tochter zu begründen: ſie iſt jung, ich

verſichre Euch, der Kranke iſt in wenigen Jahren ein guter Mahler, der Euch Ehre macht, und ſo ſind alle Eure Wünſche erfüllt.

Und Ihr ſeid überzeugt, daß er mit der Zeit gut mahlt? fragte Vanſen.

Gewiß, ſagte Sternbald, ſeht nur dieſe Zeichnungen, die wahrlich einen guten Schüler verrathen.

Er zeigte ihm einige Bilder, die er von Horſtens Hand (ſo hieß der Jüngling) mitgebracht hatte, und Vanſen betrachtete ſie lange mit prüfenden Blicken; doch ſchien er endlich mit ihnen zufrieden zu ſeyn. Ihr ſeid ein braver junger Menſch, rief er aus, Ihr könntet mich zu allem bewegen. So geht alſo zu dem armen Teufel und grüßt ihn von mir, ſagt, er ſoll nur geſund werden und wir wollen dann weiter mit einander ſprechen.

Franz ſprang auf. Im Vorſaal begegnete ihm Sara, der er mit wenigen Worten alles erzählte; dann eilte er zum Kranken. Seid getroſt, rief er aus, alles iſt gut, der Vater bewilligt Euch die Tochter, wenn Ihr Euch auf die Mahlerei legt. Darum werdet geſund, damit Ihr ihn ſelber beſuchen könnt.

Der Kranke wußte nicht, ob er recht höre und ſehe. Franz mußte ihm die Verſicherung öfters wiederholen. Als er ſich endlich überzeugte, ſprang er auf und kleidete ſich ſchnell an. Dann tanzte er in der Stube herum, wobei er alte niederländiſche Bauernlieder ſang, bald umarmte und küßte er Sternbald, dann weinte er wieder, und trieb ein ſeltſames Spiel mit ſeiner Freude, das den jungen Mahler innig bewegte. Iſt es ſo gekommen? rief er dann; ſo? Ei ſo giebt es ja da draußen auch noch was, was eben ſo gut, wie die Trauer drinnen iſt. Aber das ſoll auch dem langen breitſchultrigen Burſchen, mei-

nem Schwiegervater, von Gott und von mir vergolten werden! Ich ſchwöre, Mahler, ſo wie ich nur erſt mit den Farben umzugehn weiß, daß ich ihn Euch hinſtelle, wie er leibt und lebt, mit ſeiner Erbſe auf der Mitte der Naſe, wie er ſein Geld zählt, wie er die Stücke prüfend betrachtet, und die linke Hand den Geldhaufen vorſorglich und taſtend deckt, alles, wie er in ſeiner Schreibeſtube herum handthiert. Die ganze Schreibeſtube mahle ich ab, auch ſeinen Handelsdiener, mit ſeinem krummen, ſpitzigen Rücken, und dem verfluchten Geſicht, das man durch eine Nadel fädeln könnte. Auch ſeine rothe, gelbe Federmütze ſoll zu Ehren kommen. Gott verzeih' mir die Bosheit, wie oft, wenn ich ihn über die Straße gehn ſah, und ich fühlte ſo recht im Herzen ſeinen Hochmuth, trieb mich der Teufel an, daß ich ihm die Mütze abreißen, und einen recht derben Schlag mit dem Hammer auf den Kopf geben wollte. Aber nein, nun wird er gemahlt, ganz, alles an ihm, nun iſt er mein Schwiegervater, und ich beweiſe ihm Liebe und Ehrfurcht. Kommt, lieber Franz, glaubt nicht, daß ich ſo böſe bin, ich bin nur zu glücklich, und dumme Gedanken hat auch der beſte Menſch. Ihr kriegt dergleichen wohl auch noch einmal. Kommt nun!

Sie machten ſich auf den Weg nach Vanſens Hauſe. Auf der Straße taumelte der Kranke, als ihn die ungewohnte freie Luft umfing; Franz unterſtüzte ihn und ſo kamen ſie hin. Das erſte was ſie im Hauſe ſahen, war Sara, und Horſt geberdete ſich wie ein Verrückter; ſie ſchrie laut auf, da er plözlich ſo unvermuthet und blaß vor ihr ſtand. Sie kamen in das Zimmer des Vaters, der ſehr freundlich war, Horſt war verlegen und blöde. Ihr liebt meine Tochter, ſagte der Kaufmann, und Ihr verſprecht, Euch auf die Mahlerei zu legen, ſo daß Ihr

Euch in einigen Jahren als ein geſchickter Mann zeigen könnt: unter dieſer Bedingung verlobe ich ſie Euch; aber dazu müßt Ihr reiſen, und trefflich ſtudiren, ich will Euch zu dieſem Endzweck auf alle Weiſe unterſtützen. Vor allen Dingen müßt Ihr ſuchen, geſund zu werden.

Die beiden Liebenden kamen hierauf in Gegenwart ihres Vaters zuſammen und fühlten ſich unausſprechlich glücklich. Horſt mußte eine beſſere Wohnung beziehen, und nach einigen Tagen war er faſt ganz hergeſtellt. Er wußte nicht, wie er unſerm Freunde genug danken ſollte.

Es waren jezt die lezten Tage des Februars, und die erſte Sonnenwärme brach durch die neblichte Luft. Franz und Rudolph machten ſich auf die Reiſe. Ehe ſie Antwerpen verließen, erhielt Franz von Vanſen ein anſehnliches Geſchenk; der Kaufmann liebte den jungen Mahler zärtlich. Sternbald und Floreſtan hatten jezt ſchon die Thore der Stadt weit hinter ſich, ſie hörten die Glocken aus der Ferne ſchlagen, und Rudolph ſang mit lauter Stimme:

Wohlauf! es ruft der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt Du des Windes muntres Wehn?
Er brauſt von Ort zu Ort.

Es reiſ't der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, Du sitzest stets daheim,
Und sehnst Dich nach der Fern:
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo Dir Dein Glücke blüht,
So geh und such es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen seyn und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau.

So weit Dich schließt der Himmel ein
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich seyn,
Und finden was es sucht.

Hier schließt der 1. Thl. der ursprüngl. Ausgabe (Berlin, 1798), u. folgt daselbst eine „Nachschrift an den Leser", vide am Schluß gegenw. Bdes.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

O Jugend! Du lieber Frühling, der Du so sonnenbeschienen vorn im Anfange des Lebens liegst! wo mit zarten Aeugelein die Blumen umher, des Waldes neugrüne Blätter, wie mit fröhlicher Stimme Dir winken, Dir zujauchzen! Du bist das Paradies, das jeder der spätgebornen Menschen betritt, und das für jeden immer wieder von neuem verloren geht.

Gefilde voll Seligkeit! überhangend von Blüthen, durchirrt von Tönen! Sehnsucht weht und spielt in Deinen süßen Hainen. Vergangenheit so golden, Zukunft so wunderbar: wie mit dem Sirenengesange der Nachtigall lockt es von dorther; mondliche Schimmer breiten sich auf dem Wege aus, liebliche Düfte ziehen aus dem Thale herauf, vom Berge nieder der Silberquell. O Jüngling in Dir glänzt Morgenröthe, sie rückt mit ihren Strahlen und wunderglänzenden Wolkenbildern herauf: dann folgt der Tag, bis auf die Spur sogar verfließt die himmlische Sehnsucht; alle Liebesengel ziehen fort, und Du bist mit

Dir allein. War alles nur Dunſt und bunter Schatten,
wornach Du brünſtig die Arme ſtreckteſt? —

Aus Wolken winken Hände,
An jedem Finger rothe Roſen,
Sie winken Dir mit ſchmeichleriſchem Koſen,
Du ſtehſt und fragſt: wohin der Weg ſich wende?

Da ſingen alle Frühlingslüfte,
Da duften und klingen die Blumendüfte,
Lieblich Rauſchen geht das Thal entlang:
„Sei muthig, nicht bang!

Siehſt Du des Mondes Schimmer?
Der Quellen hüpfendes Geflimmer?
In Wolken hoch die goldnen Hügel?
Der Morgenröthe himmelbreite Flügel?

Dir entgegen ziehn ſo Glück als Liebe,
Dich als Beute mit goldenen Netzen zu fahn,
So leiſe lieblich, daß keine Ausflucht bliebe
Umſtellen ſie Dich, bald iſt's um Dich gethan."

— Was will das Glück mit mir beginnen?
O Frühlingsnachtigall! ſingſt Du drein?
Schon dringt die ſehnende Lieb' auf mich ein;
Wie Mondglanz webt's um meine Sinnen.

Wie bang iſt mir's, gefangen mich zu geben,
Sie nahn, die Schaaren der Wonne, mit Heeresmacht!
Verloren, verträumt iſt das fliehende Leben,
Schon rüſtet ſich Lieb' und Glück zur Schlacht.

Der Kampf iſt begonnen,
Ich fühle die Wonnen
Durchſtrömen die Bruſt:
O ſel'ge Gefilde,
Ich komme, wie milde
Erquickt und ermattet des Lebens Luſt!

Es ſinket vom Himmel
Der Freuden Gewimmel
Und lagert ſich hier:
Im Boden, ich fühle
Der Freuden Gewühle,
Sie ſtreben und drängen entgegen mir.

Der Quellen Getöne,
Der Blümelein Schöne,
Ihr lieblicher Blick,
Sie winken ſo eigen,
Ich deute das Schweigen,
Sie wünſchen mir alle zum Leben Glück. — —

Nun wandelt das Kind auf grünen Wegen
Den goldglänzenden Strahlen entgegen,
Im bangen Harren geht es weit,
Es klopft das Herz, es flieht die Zeit.

Da iſt's, als wenn die Quellen ſchwiegen,
Ihm dünkt, als dunkle Schatten ſtiegen,
Und löſchten des Waldes grüne Flammen,
Es falten die Blumen den Putz zuſammen.

Die freundlichen Blüthen ſind nun fort
Und Früchte ſtehn an ſelbigem Ort;
Die Nacht'gall verſteckt die Geſänge im Wald,
Nur Echo durch Still' und Einſamkeit ſchallt. —

„Morgenröthe! biſt Du nach Haus gegangen?
Ruft das Kind, und ſtreckt die Händ' und weint;
O komm! ich bin erlöſ't vom Bangen,
Du wollteſt mich mit goldnen Netzen fangen,
Du haſt es gewiß nicht böſe gemeint.

Ich will mich gerne drein ergeben,
Es kann und ſoll nicht anders ſeyn:
Ich opfre Dir mein junges Leben,
O komm zurück, Du Himmelsſchein!" —

Aber hoch und höher ſteigt das Licht,
Und beſcheint das thränende Geſicht;
Die Nachtigall flieht waldwärts weiter,
Quell wird zum Fluß und immer breiter.

„Ach! und ich kann nicht hinüber fliegen,
Was mich erſt lockte, iſt nun ſo weit,
Der Morgenglanz, die Töne müſſen jenſeits liegen,
Ich ſtehe hier, und fühle nur mein Leid!" —

— Die Nachtigall ſinget aus weiter Fern:
„Wir locken, damit Du lebeſt gern,
„Daß Du Dich nach uns ſehnſt, und immer matter ſehnſt,
„Iſt, was Du thöricht Dein Leben wähnſt." — —

Franz Sternbald und ſein Freund Rudolph Floreſtan durchwanderten jezt den Elſaß. Es war die Zeit im Jahre, wenn der Frühling in den Baumknospen ſchläft, und die Vögel ihn in den unbelaubten Zweigen aufwekken wollen. Die Sonne ſchien blaß und gleichſam blöde auf die warme, dampfende Erde hernieder, die das erſte neue Gras aus ihrem Schooße gebar. Sternbald erinnerte ſich der Zeit, als er zuerſt ſeine Pflegeeltern ver-

ließ, um bei Albrecht Dürer in Nürnberg zu lernen, gerade in ſolchem Wetter hatte er ſein friedliches Dorf verlaſſen. Er gedachte der kindiſchen Verwunderung, mit der er von Hügeln und Waldhöhen die ſchäumenden, Schnee wälzenden Bäche im Glanze der erſten Wärme hatte rollen ſehn, welch wunderſamer Duft, wie Lebenshauch, ihm aus der locker gewordenen Erde aufgeſtiegen, und wie im ernſten Braun hie und da die grünen Streifen ihn wie ein Lächeln angeſehn, und ihm ſchon vom Sommer und ſeinem Obſt erzählt hatten: wie nach der Wanderung vieler Tage ſich endlich dieſes Mährchen durch das Wunder der großen Stadt im brennenden Abendgolde, und beim Schein des Lichtes mit Dürers edlem Antlitz beſchloſſen habe. Sie gingen, indem Rudolph fröhliche Geſchichten erzählte, durch die ſchöne Gegend. Straßburg lag hinter ihnen, noch ſahen ſie den erhabenen Münſter; in der nächſten Stadt wollten ſie einen Mann erwarten, der auf der Rückreiſe von Italien begriffen war.

In Straßburg hatte Franz ſeinem Sebaſtian folgenden Brief geſchrieben:

„Jezt, lieber Sebaſtian, iſt mir ſehr wohl, und Du wirſt Dich darüber freuen. Meine Seele ergreift das Ferne und Nahe, die Gegenwart und Vergangenheit mit gleicher Liebe, und alle Empfindung trage ich ſorglich zu meiner Kunſt hinüber. Warum quäle ich mich ab, da ich mich doch am Ende überzeugen muß, daß jeder nur das leiſten wird, was er leiſten kann? Wie kurz iſt das Leben; und warum wollen wir es mit unſern Beängſtigungen noch mehr verkürzen? Jeder Künſtlergeiſt muß ſich ohne Druck und äußern Zwang, wie ein edler Baum mit ſeinen mancherlei Zweigen und Aeſten ausbreiten; er

ſtrebt von ſelbſt durch eigne Kraft nach den Wolken zu, und ſo erzeugt ſich die erhabene oder ſinnige Pflanze, ſei es Eiche, Buche oder Cypreſſe, Myrthe oder Roſengeſträuch, je nachdem der Keim beſchaffen war, aus dem ſie zuerſt in die Höhe ſproßte. So muſicirt jedes Vögelein ſeine eigenthümlichen Lieder. Freilich will es unter ihnen auch jezuweilen einer dem andern nach- und zuvorthun; aber ſie verfehlen doch nie ſo ſehr ihren Weg, wie es dem Menſchen nur gar zu oft geſchieht.

So will ich mich denn der Zeit und mir ſelber überlaſſen. Mein Freund Rudolph lacht täglich über meine unſchlüſſige Aengſtlichkeit, die ſich auch nach und nach verliert. Im reinen Sinne ſpiegeln ſich alle Empfindungen, und laſſen nachher eine Spur zurück, und ſelbſt das, was das Gemüth nicht aufbewahrt, nährt heimlicherweiſe den Sinn der Kunſt und iſt nicht verloren. Das tröſtet mich und hemmt die Beklemmungen, die mich ſonſt nur gar zu oft überwältigten.

Auf eine magiſche Weiſe, (zauberiſch oder himmliſch, denn ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll) iſt meine Phantaſie mit dem Engelsbilde angefüllt, von dem ich Dir ſchon ſo oft geſprochen habe. Es iſt wunderbar. Die Geſtalt, die Blicke, der Zug des Mundes, alles ſteht deutlich vor mir, und doch wieder nicht deutlich, denn es dämmert dann wie eine ungewiſſe, vorüberſchwebende Erſcheinung vor meiner Seele, daß ich es feſthalten möchte, und Sinnen und Erinnerung brünſtig ausſtrecke, um es wirklich und wahrlich zu gewahren und zu meinem Eigenthum zu machen. So iſt es mir oft ſeitdem ergangen, wenn ich die Schönheit einer Landſchaft ſo recht innigſt empfinden wollte, oder die Größe eines Gedankens mir feſthalten, oder eine wunderſame Empfindung oder

Blicke in das Ueberirdiſch Schöne, oder den Glauben an Gott. Es kömmt und geht; bald Dämmerung, bald Mondſchein, nur auf Augenblicke wie helles Tageslicht. Der Geiſt iſt in Arbeit, im raſtloſen Streben, ſich aus den Ketten aufzurichten, die ihn im Körper zu Boden halten.

O, mein Sebaſtian! wie wohl iſt mir, und wie lieblich fühl' ich in mir die Regung der Lebenskraft und die heitre Jugend! Es iſt herrlich, was mir die Rheinufer, die Berge um Bonn, und die wunderbaren Krümmungen des Gewäſſers verkündigt haben. Von dem großen Münſter in Straßburg, von Cölln und ſeinen Herrlichkeiten will ich Dir ein andermal reden, ich bin zu voll davon.

In Straßburg habe ich für einen reichen Mann eine heilige Familie gemahlt. Es war das erſtemal, daß ich meinen Kräften in allen Stunden vertraute, und mich begeiſtert, und doch ruhig fühlte. In der Mutter Gottes habe ich geſucht die Geſtalt hinzuzeichnen, die mein Inneres erleuchtet, die geiſtige Flamme, bei der ich mich ſelber ſehe und alles, was in mir iſt, und durch die alles vom lieblichſten Wiederſcheine verſchönt und ſtrahlend lebt. Es war beim Mahlen derſelbe Kampf zwiſchen Deutlichkeit und Ungewißheit in mir, und darüber iſt es mir vielleicht nur gelungen. Die Geſtalten, die wir wahrhaft anſchauen, ſind eben dadurch in uns ſchon zu irdiſch und wirklich, ſie tragen zu viele Merkmale an ſich, und vergegenwärtigen ſich darum zu körperlich. Geht man aber im Gegentheil auf's Erfinden aus, ſo bleiben die Gebilde gewöhnlich luftig und allgemein, und wagen ſich nicht aus ihrer ungewiſſen Ferne heraus. Aus dem Mittel zwiſchen beiden habe ich wie etwas Ueber-

menſchliches geſucht, und eine Geſtalt hervorgebracht, die mich zauberiſch von der Tafel anblickte. Sollte die Kunſt vielleicht immer ſo verfahren, um Ueberirdiſch-Unſichtbares ſichtbar zu machen? Und, ſonderbarer Gedanke, kann ich vielleicht nur dichtend mahlen, bis ich ſie wieder finde? und dann ſollte wohl in ihrer Gegenwart mein Talent erlöſchen, weil mein Geiſt ſie nicht mehr zu ſuchen brauchte? Nein, ich will es nicht glauben, feſten Muthes will ich in das Gebiet der Kunſt vorrücken; ich fühle es ja, wie mein Herz für das Edle und Schöne entzückt iſt, es iſt alſo mein Gebiet, mein Eigenthum, ich darf darin ſchalten und mich einheimiſch fühlen.

Wirf mir nicht Stolz vor, Sebaſtian; denn Du thäteſt mir Unrecht. Ich bin und bleibe, wie ich war. Der Himmel ſchenke Dir Geſundheit." —

Nach einigen Tagen waren die Wälder, Felder und Berge grün geworden, und die Obſtbäume blühten, der Himmel war heiter und blau, ſanfte Frühlingslüfte ſpielten zum erſtenmal durch den Sonnenſchein und über die fröhliche Natur hin. Sternbald und Rudolph waren entzückt, als ſie von einem Hügel hinab in die überſchwengliche Pracht hineinſchauten. Das Herz ward ihnen groß, und ſie fühlten ſich beide neugeboren, von Himmel und Erde mit Liebe magnetiſch angezogen.

O, mein Freund! rief Sternbald aus, wie liebreizend hat ſich der Frühling ſo plözlich aufgeſchloſſen! Wie ein melodiſcher Geſang, wie angeſchlagene Harfenſaiten ſind dieſe Blüthen, dieſe Blätter herausgequollen, und ſtrecken ſich nun der liebkoſenden, warmen Luft entgegen. Der Winter iſt fort, wie eine Verfinſterung, die ein Sonnenblick von der Natur hinweggehoben. Sieh, alles keimt und ſproßt und blüht, die kleinſten Blumen, unbemerkte

Kräuter drängen ſich hinzu; alle Vögel ſingen und jauchzen und flattern umher, in fröhlicher Ungeduld iſt die ganze Schöpfung in Bewegung, und wir ſizen hier als Kinder, und fühlen uns dem großen Herzen der mütterlichen Natur am nächſten.

Rudolph nahm ſeine Flöte und blies ein luſtiges Lied. Es ſchallte fröhlich den Berg hinunter, und Lämmer im Thal fingen an zu tanzen.

Wenn nur der Frühling nicht ſo ſchnell vorüber ginge! ſagte Rudolph; er iſt eine Morgenbegeiſterung, die die Natur ſelbſt nicht lange aushält.

Oder daß es uns nur gegeben wäre, ſagte Sternbald, dieſe Fülle, dieſe Allmacht der Lieblichkeit in uns zu ſaugen, und im hellſten Bewußtſein dieſe Schäze aufzubewahren. Ich wünſche nichts mehr, als daß ich in Tönen und Geſängen den übrigen Menſchen dieſe Gefühle geben könnte; daß ich unter Muſik und Frühlingswehen dichtete, und die höchſten Lieder ſänge, die der Geiſt des Menſchen bisher noch ausgeſtrömt hat. Ich fühle es jedesmal, wie Muſik die Seele erhebt, und die jauchzenden Klänge wie Engel mit himmliſcher Unſchuld alle irdiſchen Begierden und Wünſche fern abhalten. Wenn man ein Fegefeuer glauben will, wo die Seele durch Schmerzen geläutert und gereinigt wird, ſo iſt im Gegentheil die Muſik ein Vorhimmel, wo dieſe Läuterung durch wehmüthige Wonne geſchieht.

Das iſt, ſagte Rudolph, wie Du die Muſik empfindeſt; aber gewiß werden wenige Menſchen mit Dir darin übereinſtimmen.

Davon kann ich mich nicht überzeugen, rief Franz aus. Nein, Rudolph, ſieh' alle lebendige Weſen, wie die Töne der Harfe, der Flöte, und jedes angeſchlagenen In-

ſtrumentes ſie ernſt machen: ſelbſt die Geſänge, die den Fuß mit lebendiger Kraft zum Tanz ermuntern, gießen eine ſchmachtende Sehnſucht, eine unbekannte Wehmuth in das Gemüth. Der Jüngling und das Mädchen miſchen ſich dann in den Reigen, aber ſie ſuchen mit den Gedanken jenſeit dem Tanze einen andern, geiſtigern Genuß.

O, über die Einbildungen! ſagte Rudolph lachend; eine augenblickliche Stimmung in Dir trägſt Du in die übrigen Menſchen hinüber. Wer denkt beim Tanze etwas anders, als daß er den Reigen durchführt, daß er ſich im hüpfenden Schwarm auf eine lebendige Art ergözt, und in dieſen fröhlichen Augenblicken Vergangenheit und Zukunft durchaus vergißt. Der Tänzer ſieht nach dem blühenden Mädchen, ſie nach ihm; ihre Augen begegnen ſich glänzend, und wenn ſie eine Sehnſucht empfinden, ſo iſt es gewiß eine ganz andere, als Du ſie geſchildert haſt.

Du biſt zu leichtſinnig, antwortete Franz, es iſt nicht das erſtemal, daß ich es bemerke, wie Du Dir vorſäzlich das ſchönere Gefühl abläugneſt, um einer ſinnlichen Schwärmerei nachzuhängen.

Nur nicht wieder dieſe grellen Unterſchiede! rief Rudolph aus; denn das iſt der ewige Punkt unſeres Streites.

Aber ich verſtehe Dich nicht.

Mag ſeyn! ſchloß Floreſtan, das Geſpräch darüber iſt mir jezt zu umſtändlich; wir reden wohl ein andermal davon.

Franz war ein wenig auf ſeinen Freund erzürnt; denn es war nicht das erſtemal, daß ſie ſo mit einander ſtritten. Floreſtan betrachtete alle Gegenſtände leichter und ſinnlicher, es war oft dieſelbe Empfindung, die Franz nur mit andern Worten ausdrückte; es fügte ſich

wohl, daß Sternbald nach einiger Zeit denſelben Gedanken äußerte, oft kam auch Rudolph ſpäter zu dem Gefühl, dem er kurz vorher an ſeinem Freunde widerſprochen hatte. Wenn die Menſchen Meinungen wechſeln, ſo entſteht nur gar zu oft ein blindes Spiel des Zufalls daraus, aus dem Wunſche ſich mitzutheilen erwacht die Sucht zu ſtreiten, und wir widerſprechen oft, ſtatt uns zu bemühn, die Worte des andern zu verſtehen.

Nachdem Franz eine Weile geſchwiegen hatte, fuhr er fort: O, mein Floreſtan, was ich mir wünſche, in meinem eigenthümlichen Handwerke das auszudrücken, was mir jezt Geiſt und Herz bewegt, dieſe Fülle der Anmuth, dieſe ruhige, ſcherzende Heiterkeit, die mich umgiebt. Mahlen möchte ich es, wie in dem Luftraume ſich edle Geiſter bewegen, und durch den Frühling ſchreiten, ſo daß aus dem Bilde ein ewiger Frühling mit unverwelklichen Blüthen prangte, der jedem Auge auch nach meinem Tode neu aufginge und den freundlichen Willkommen entgegen brächte. Meinſt Du nicht, daß es dem großen Künſtler möglich ſei, in einem Hiſtoriengemählde, oder auch auf andere Weiſe, einem fremden Herzen das deutlich hinzugeben, was wir jezt empfinden?

Ich glaube es wohl, antwortete Floreſtan, und vielleicht gelingt es manchem, ohne daß er es ſich gerade vorſezt. Geh' nach Rom, mein Freund, und dieſer ewige Frühling, nach dem Du Dich ſehnſt, blüht dort im Gartenſaale meines Beſchützers und Freundes, des reichen Auguſtin Chigi. Der göttliche Rafael hat ihn dort hingezaubert, und man nennt dieſe Bilder gewöhnlich die Geſchichte des Amor und der Pſyche. Dieſe Luftgeſtalten ſchweben dort, vom blauen Aether umgeben, und bedeutungsvoll von großen friſchen Blumenkränzen und Früch-

ten umſchlungen. Da iſt alle Herrlichkeit der Erde und des Himmels, die Leiden und die Luſt der Liebe, und ſcherzend und wandelnd durch die Aetherbläue Amor und ſeine Geliebte, trauernd und froh, alle Götter im hohen Rath, und aller Ernſt in milder Lieblichkeit und alle Lieblichkeit groß und göttlich, ja die ewige Jugend, der nie verblühender Frühling, das paradieſiſche Entzücken iſt von dem Jünglingsgeiſte, dem prophetiſchen Rafael, in ſeiner ſchönſten Begeiſterung hingezaubert, die Verkündigung der Liebe und der Blumenſchönheit, daß alle Herzen der Liebe und der Sehnſucht dienen ſollen: das Göttlichſte, der Zauber, der den Himmel umflicht, und die Erde mit ewiger Jugend umgürtet, iſt dem Menſchenherzen vertraulich nahe gerückt, und den ſterblichen Augen enthüllen ſich die Seeligkeiten des Olympus. Und dann im Nebenzimmer der verkörperte Traum ſüßeſter Wolluſt, Galatea im Meere, auf ihrem Muſchelwagen fahrend! O mein Franz, gedulde Dich, bis Du in Rom biſt, dann thu' Augen und Herz auf, und Du darfſt nachher ſterben.

Ach, Rafael! ſagte Franz Sternbald, wie viel hab' ich nun ſchon von Dir reden hören; wenn ich Dich nur noch im Leben anträfe!

Ich will Dir noch ein Lied vom Frühlinge ſingen, ſagte Rudolph.

Sie ſtanden beide auf, und Floreſtan ſang. Er präludirte auf ſeiner Flöte, und zwiſchen jeder Strophe ſpielte er einige Töne, die artig zum Liede paßten.

Vöglein kommen hergezogen,
Sezen ſich auf dürre Aeſte: —
„Weit, ach weit ſind wir geflogen,
Angelockt vom Frühlingsweſte.“

Alſo klagen ſie, die Kleinen:
„Schmetterlinge ſchwärmen ſchon,
Bienen ſumſen ihren Ton,
Suchen Honig, finden keinen.

Frühling! Frühling! komm' hervor!
Höre doch auf unſre Lieder,
Gieb uns unſre Blätter wieder,
Horch, wir ſingen Dir in's Ohr!

Kommt noch nicht das grüne Laub?
Laß die kleinen Blättlein ſpielen,
Daß ſie warme Sonne fühlen,
Keines wird dem Froſt zu Raub." —

„Was ſingt ſo lieblich leiſe?
Spricht drauf die Frühlingswelt:
Es iſt die alte Weiſe,
Sie kommen von der Reiſe,
Keine Furcht mich rückwärts hält."

Auf thun ſich grüne Aeugelein,
Die Knospen ſich erſchließen
Die Vögelein zu grüßen,
Zu koſten den Sonnenſchein.

Durch alle Bäume geht der Waldgeiſt
Und ſumſt: Auf, Kinder! der Frühling iſt da!
Storch, Schwalbe, die ich ſchon oftmals ſah,
Auch Lerch und Graſemück iſt hergereiſ't.

Streckt ihnen die grünen Arm' entgegen,
Laßt ſie wohnen wie immer im ſchattigen Zelt,
Daß ſie von Zweig zu Zweig ſich regen,
Und jubeln und ſingen in friſcher Welt. —

Nun regt ſich's und quillt in allen Zweigen,
Alle Quellen mit neuem Leben ſpielen,
In den Aeſten Luſt und Kraft und Wühlen,
Jeder Baum will ſich vor dem andern zeigen.

Nun rauſcht es, und alle ſtehn in grüner Pracht,
Die Abendwolken über Wäldern ziehn,
Und ſchöner durch die Wipfel glühn,
Der grüne Hain vom goldnen Feuer angefacht.

Gebiert das Thal die Blumen an das Licht,
Die die holde Liebe der Welt verkünden,
Es lächelt und winkt in ſtillen Gründen
Des ſanften Veilchens Angeſicht,
Das ſinnige Vergißmeinnicht.

Sie ſind die Winke, die ſüßen Blicke,
Die dem Geliebten das Mädchen reicht,
Vorboten vom zukünftgen Glücke,
Ein Auge, das ſchmachtend entgegen neigt.

Sie bücken ſich mit ſchalkhaftem Sinn
Und grüßen, wer vorübergeht,
Wer ihren ſanften Blick verſchmäht
Dem reichen ſie neckend die Finger hin.

Doch nun erſcheint des Frühlings Frühlingszeit,
Wenn Liebe Gegenliebe findet
Und ſich zu Einer Lieb' entzündet,
Dann glänzt die Pracht der Blumen hell und weit.

Die Roſen nun am Stock in's Leben kommen,
Und brechen hervor mit liebreizendem Prangen,
Die ſüße Röthe iſt angeglommen,
Daß ſie, vereinter Schmuck, dicht an einander hangen.
Dann iſt des Frühlings Frühlingszeit,
Mit Küſſen, mit Liebesküſſen der Buſch beſtreut.

Roſe, ſüße Blüthe, der Blumen Blum',
Der Kuß iſt auf Deinen Lippen gemahlt,
O Roſ', auf Deinem Munde ſtrahlt
Der küſſenden Lieb' Andacht und Heiligthum.

Höher kann das Jahr ſich nicht erſchwingen,
Schöner als Roſe der Frühling nichts bringen,
Nun läßt Nachtigall Sehnſuchtslieder klingen.
Bei Tage ſingt das ganze Vögelchor,
Bei Nacht ſchwillt ihr Geſang hervor.
Und wenn Roſe, ſüß' Roſe die Blätter neigt,
Dem Sommer wohl das Vögelchor weicht,
Nachtigall mit allen Tönen ſchweigt.
Die Küſſe ſind im Thal verblüht,
Dichtkunſt nicht mehr durch Zweige zieht.

Zweites Kapitel.

Franz hatte einen Brief aus Straßburg mitgenommen, um ihn einem Manne in einer nicht entfernten Stadt abzugeben, deſſen Bekanntſchaft er zu machen wünſchte. Sie waren im Begriff einen Seitenweg einzuſchlagen, um auf einem Umwege jene Stadt zu beſuchen, als ſie, auf einem anmuthigen Hügel ausruhend, zwei Geſtalten auf jenem Wege auf ſich zuſchreiten ſahen. Der eine von dieſen trug einen ſchwarzen Mönchshabit, der andre hatte faſt das Anſehn eines Soldaten, denn ihm wankten Federn vom Hut, er trug ein kurzes enges Kleid ohne Mantel, und war mit einem großen Schwerdt umgürtet, ſein Gang wie ſein Anſehen waren feſt und trotzig. Die

Fremden ließen ſich auch auf den Hügel nieder. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte derjenige, welcher ein Geiſtlicher zu ſeyn ſchien, mit freundlichem Weſen, ob die Wanderer vielleicht von Straßburg gekommen wären. Franz ſagte: wir ſind vor kurzem von dort aufgebrochen, und jezt im Begriff, einen Umweg über jenes Städtchen jenſeit des Waldes zu machen, um einen Deutſchen Bildhauer aufzuſuchen, für welchen ich einen Brief mit mir führe. So? ſagte der Trotzige, und ſollte dieſer Mann nicht vielleicht aus Nürnberg ſeyn und Bolz heißen? Allerdings, ſagte Franz, und ich verwundre mich nur, woher Ihr es wiſſen könnt. Weil ich es ſelber bin, ſagte jener, man hat mir ſchon darüber geſchrieben, wie gut, daß wir uns zufällig treffen, denn ich konnte dort nicht mehr verweilen, und hätte mir den Brief müſſen nachſenden laſſen. Ihr kommt ſeit kurzem aus Italien? fragte Franz.

Ja, ſagte Bolz, ich gehe nun über Straßburg, und von da nach Nürnberg, meiner Vaterſtadt, zurück.

O wie glücklich ſeid Ihr, rief Sternbald aus, Ihr ſeht die geliebte Heimath, den hochverehrten Dürer, den edlen Mann in wenigen Wochen! O bringt ihm und meinem Freunde Sebaſtian meine herzlichſten Grüße.

Kann vielleicht geſchehen, ſagte der Bildhauer mit einer wegwerfenden Art. Aber wer ſeid Ihr denn? Denn noch weiß ich nichts von Euch, nicht einmal Euren Nahmen.

Franz nannte ſich ihm und ſeinen Beruf und fragte dann begierig: was macht der edle Rafael von Urbin? Habt Ihr ihn geſehn?

Der Mönch nahm das Wort: Nein, ſagte er, leider hat dieſe ſchönſte Zier der edlen Mahlerkunſt die Erde

verlaſſen; er iſt im vorigen Jahre geſtorben. Mit ihm iſt die höchſte Blüthe der Kunſt in Italien gewelkt.

Wie Ihr da ſprecht! rief der Bildhauer Bolz, und was wäre dann der unſterbliche Michel Angelo, der die höchſte Höhe der Kunſt erreichte, die Rafael niemals gekannt hat? Der uns gezeigt hat, was Erhabenheit ſei? Dieſer lebt noch, mein junger Freund, und er ſteht als Sieger am Ziel der Sculptur, Mahlerei und Baukunſt, als ein hoher Genius, der jedem Schüler ſein Streben andeutet und erleichtert.

So iſt mir dieſer Wunſch meines Herzens verſagt? klagte Franz, den Mann zu ſehen, der ein Freund meines Dürer war, den Dürer ſo bewunderte, und zu dem ſeit Jahren ein unnennbares Sehnen mich hinzog?

Nun freilich, rief Bolz aus, der altfränkiſche gutherzige Dürer hat ihn auch wohl bewundern dürfen, und für ihn ſteht freilich Rafael auf einer Höhe, zu der er mit Schwindeln hinauf blicken muß. Er iſt aber auch nicht im Stande, etwas von Angelo's Größe zu verſtehen, wenn er ein Werk von dieſem erblicken ſollte. Dagegen müſſen ihm die kleinen Bilder, die mühſam und künſtlich ausgeführten Spielwerke Rafaels höchſt willkommen, und im Ganzen verſtändlich ſeyn.

Erlaubt, ſagte Floreſtan, ich bin kein Kenner der Kunſt; aber doch habe ich von Tauſenden gehört, daß Rafael das Kleinod dieſer Erde zu nennen ſei, und wahrlich! wenn ich meinen Augen und meinem Gefühle trauen darf, ſo leuchtet eine erhabene Göttlichkeit aus ſeinen Werken.

Und wie Ihr von Dürer ſprecht! ſagte Franz, dieſer weiß wohl das Eigne und Große an fremden Werken zu ſchäzen; wie könnte er ſonſt ſelber ein ſo großer

Künſtler ſeyn? Ihr liebt Euer Deutſches Vaterland wenig, wenn Ihr von ſeinem erſten Künſtler geringe denkt.

Erzürnt Euch nicht, ſagte der Mönch, denn es iſt ſeine rauhe, wilde Art, daß er alles übertreibt. Ihm dünkt nur das Rieſenhafte und Ungeheure ſchön, und der Sinn für alles Uebrige ſcheint ihm verſagt.

Nun, was iſt es denn auch mit Deutſchland und mit unſrer einheimiſchen Kunſt? rief Bolz ergrimmt aus. Wie armſelig und handwerksmäßig wird ſie ausgeübt und geſchäzt! Noch kein wahrer Künſtlergeiſt hat dieſen unfruchtbaren Deutſchen Boden, dieſen trüben Himmel beſucht. Was ſoll auch die Kunſt hier? Unter dieſen kalten gefühlloſen Menſchen, die ſie in dürftiger Häuslichkeit kaum als Zierrath achten? Darum ſtrebt auch keiner von den ſogenannten Künſtlern das Höchſte und Vollkommenſte zu erreichen, ſondern ſie begnügen ſich, der kalten dürftigen Natur nahe zu kommen, ihr hin und wieder einen Zug außer dem Zuſammenhange abzulauſchen, und glauben dann, wenn ſie ihr Machwerk in kahler Unbedeutſamkeit ſtehen laſſen, was Rechtes gethan zu haben. So iſt Euer geprieſener Albrecht Dürer, Euer Lukas von Leyden, Euer Schoorel, ob er gleich in Italien geweſen iſt, der Schweizer Holbein, und keiner von ihnen verdient zu den Mahlern gezählt zu werden.

Ihr kennt ſie nicht, rief Franz unwillig aus, oder Ihr wollt ſie mit Vorſatz verkennen. Soll denn Ein Mann allein die Kunſt und alle Trefflichkeit völlig bis zum lezten Grunde erſchöpft haben, ſo daß mit ihm, nach ihm kein anderer nach dem Kranze greifen darf? Wie beengt und klein müßte dann das himmliſche Gebiet ſeyn, wenn es ein einziger Geiſt durchſchwärmte, und wie ein Herkules an den Gränzen ſeine Säulen ſezte, um der Nachwelt

zu ſagen, wie weit ſie gehen könne. Mir ſcheint es Barbarei und Hartherzigkeit, Entwürdigung des Künſtlers ſelbſt, den ich vergöttern möchte, wenn ich ihm ausſchließlich alle Kunſt beilegen will. Bisher ſcheint mir Dürer der erſte Mahler der Welt; aber ich kann es mir vorſtellen, und er hat es ſelbſt oft genug geſagt, wie viele Herrlichkeiten in andern Gebieten glänzen. Ich bin entzückt, wenn ich daran zurück denke, welchen reichen Bilderſchatz, welche Sammlung edler und lieblicher Werke der Kunſt ich allein auf meiner Reiſe in meinem geliebten Vaterlande geſehen habe. Von Nürnberg aus hat ſich durch Franken bis zum Rhein Liebe und Thätigkeit verbreitet, es iſt faſt kein Ort, der nicht etwas Denkwürdiges aufzuweiſen hätte: und denke ich der Fülle des Niederländiſchen Fleißes, der großen und alten Werke, die allein das ehrwürdige Cölln in ſeinen Mauern bewahrt, Mahlereien, die wohl weit über den Johann von Eyck hinauf zu ſteigen ſcheinen, und Größe, Kraft und tiefen Sinn ausſprechen: erinnre ich mich, welche Meiſterwerke in Gewand-Figuren, in hohem Ausdruck, in Färbung und unbeſchreiblicher Lieblichkeit ich von dieſem alten Johann geſehn habe; und gedenke ich der unzähligen reizenden und mühevollen Werke den Rhein hinunter in allen Städten; gehe von der früheren Zeit die Manieren in meiner Vorſtellung durch, und treffe dann meinen hochverehrten Dürer am Schluß dieſer Deutſchen Jahrhunderte mit der Palme des Verdienſtes in der Hand, der gleichſam alle dieſe einzelnen Beſtrebungen in ſich vereint, oder geahndet, und für die Zukunft noch vielfache neue Erfindungen angedeutet hat, ſo freue ich mich meiner Zeit und meines Vaterlandes, am meiſten aber jenes edlen Mannes, der mich ihn Freund zu nennen vergönnt: und wenn ich auch gerne glauben und zugeben

will, daß das ſüdliche Land und der hohe Michel Angelo noch ungekannte Herrlichkeiten bewahrt, ſo werde ich doch niemals, wie Ihr, dem Deutſchen Sinne ungetreu werden können.

Kommt nur nach Italien, ſagte Bolz, und Ihr werdet anders ſprechen.

Nein, Auguſtin, fiel ihm der Mönch ein. So reich die Kunſtwelt dort ſeyn mag, ſo wird doch dieſer junge Mann, nachdem er ſie kennen gelernt hat, ſchwerlich anders ſprechen. Ihr gefallt Euch in Euren Uebertreibungen, in Eurer erzwungenen Einſeitigkeit, und glaubt, daß es keinen Enthuſiasmus ohne Verfolgungsgeiſt geben könne. Sternbald wird gewiß auch in Rom und Florenz ſeinem Dürer getreu bleiben, und er wird gewiß Angelo's Erhabenheit und Rafaels Größe und Schöne mit gleicher Liebe umfaſſen können.

Und das ſoll er, das muß er! rief Rudolph hier mit einem Ungeſtüm aus, den man ſonſt nicht an ihm bemerkte. Ihr mein ungeſtümer Herr Polz oder Stolz, oder wie Ihr Euch nennt, habt wenig Ehre davon, daß Ihr ſolche Geſinnungen und Redensarten aus dem lieblichen Italien mit Euch bringt; nach Norden, nach den Eisländern hättet Ihr reiſen müſſen. Ihr ſprecht von Deutſcher Barbarei, und fühlt nicht, daß Ihr ſelber der größte Barbar ſeid. Was habt Ihr in Italien gemacht, oder wo hat Euch das Herz geſeſſen, als Ihr im Vatikaniſchen Pallaſte vor Rafaels Unſterblichkeit ſtandet?

Alle mußten über den Ungeſtüm des Jünglings lachen, und er ſelbſt lachte von Herzen mit, obgleich ihm eine Thräne im Auge ſtand. Ich bin ein Römer, ſagte er dann, und ich geſtehe, daß ich Rom unausſprechlich liebe; Rafael iſt es beſonders, der Rom ausgeſchmückt hat, und

ſeine hauptſächlichſten Gemählde befinden ſich dort. Sagt nun, was Ihr wollt, ich werde Euch gewiß nicht noch einmal ſo heftig widerſprechen.

So iſt denn dieſer Rafael geſtorben? fing Franz von neuem an; wie alt iſt er denn geworden?

Gerade neun und dreißig Jahre, ſagte der Mönch. Am Charfreitage, an dieſem heiligen Tage iſt er geboren, und in dieſen merkwürdigen Tag iſt auch wieder die Geburtsſtunde ſeines neuen Lebens im Tode gefallen. Er war und blieb ſein Lebelang ein Jüngling, und aus allen ſeinen Werken ſpricht ein milder, kindlich hoher Geiſt. Sein leztes großes Gemählde war Chriſti Verklärung, worin er ſeine eigene Vergötterung gemahlt hat, denn vielleicht iſt dieſes Werk das Höchſte und Vollkommenſte, das ſeine Hand nur hervorbringen konnte. Oben ſchwebt der Erlöſer in himmliſcher Glorie, neben ihm Elias und Moſes, vom Boden erhoben, er in verklärter Geſtalt, vom Glanz ſind ſeine Lieblinge geblendet zu Boden geſunken, und unten am Berge ſieht man die Apoſtel, in ihnen den Glauben und die Kraft, welche die Erde noch verwandeln und erleuchten ſollen, aber noch iſt um ſie das Menſchenleben dunkel, und ſie können der entſezlichen Noth nicht abhelfen, die in Geſtalt eines beſeſſenen Knaben, der ihnen zur Heilung herbei geführt wird, wild und gräßlich vor ſie tritt. In dieſem Bilde iſt auf die wunderſamſte Weiſe alles vereinigt, was Heilig, Menſchlich und Furchtbar iſt, die Wonne der Seeligen mit dem Jammer der Welt, und Schatten und Licht, Körper und Geiſt, Glaube, Hoffnung und Verzweiflung bildet auf tiefſinnige, rührende und erhabene Weiſe die ſchönſte und vollendeteſte Dichtung. Rafaels Sarg ſtand in der Mahlerſtube, und dieſes ſein lezteſ vollendetes Gemählde daneben, ſeine eigne Verklärung.

Der Finger ruhte nun auf immer, der dieſe Bilder in Leben und Bewegung gezaubert hatte; die bunte freundliche Welt, die aus dem Geſtorbenen hervor gegangen war, ſtand nun neben der blaſſen Leiche. Ganz Rom war in Bewegung, und keiner von denen, die es ſahen, konnte ſich der Thränen enthalten.

Weſſen Thränen, rief Franz aus, ſollten wohl bei ſolchem Anblicke nicht fließen? Was können wir denn den großen Kunſtgeiſtern zum Dank anders widmen, als unſer volles, entzücktes Herz, unſre andächtige Verehrung? Für dieſe unbefangene, kindliche Rührung, für dieſe völlige Hingebung unſers eigenthümlichen Selbſt, für dieſen vollen Glauben an ihre edle Trefflichkeit haben ſie gearbeitet; dies iſt ihr größter und ihr einziger Lohn. Kommen mir doch jezt die Thränen in die Augen, wenn ich mir den Abgeſchiedenen da liegen denke, unter ſeinen Gemählden, ſeine lezte Schöpfung neben ihm, die noch vor wenigen Tagen ſein Kunſtgeiſt bewegte und belebte. O, man ſollte meinen, alle jene lebendigen Geſtalten hätten ſich verändern, und nur Schmerz und Verzweifelung über den entflohenen Rafael ausdrücken müſſen.

Der Bildhauer ſagte: Nun gewiß, Ihr habt eine lebhafte Imagination; am Ende meint Ihr gar, ſein gemahlter Chriſtus hätte ihn wieder vom Tode erwecken können.

Und iſt denn Rafael geſtorben? rief Sternbald in ſeiner Begeiſterung aus. Wird Albrecht Dürer jemals ſterben? Nein, kein großer Künſtler verläßt uns ganz; er kann es nicht, ſein Geiſt, ſeine Kunſt bleibt freundlich unter uns wohnen. Der Nahme des Feldherrn wird auch vom ſpäten Enkel noch genannt: aber größeren Triumph genießt der Künſtler, Rafael ruht neben ſeinen Werken

glänzender, als der Sieger in ſeinem ehernen Grabmal: denn er läßt die Bewegungen ſeines edlen Herzens, die großen Gedanken, die ihn begeiſterten, in ſichtbaren Bildungen, in lieblichen Klängen unter uns zurück, und jede Geſtalt bietet ſchon jezt dem noch ungebornen Enkel die Hand, um ihn zu bewillkommnen; jedes Gemählde drückt den entzückten Beſchauer an das Herz Rafaels, und er fühlt, wie ihn der Geiſt des Mahlers liebevoll umfängt und erwärmt, er glaubt das Wehen des Athems zu fühlen, die Stimme des Grußes zu vernehmen, und iſt durch dieſe Stunde für ſeine ganze Lebenszeit geſtärkt. Und aus dieſen Entzückungen ſtrömen neue Triebe und Bildungen, die wieder wie Blüthen, oft ihres erſten Stammes unbewußt, ſpäterhin als Frühling, als Kunſt, als Unſterblichkeit und himmliſche Liebe vom großen Lebensbaum ſchwankend hernieder leuchten und duften.

Bolz ſagte: Ihr werdet Euer Lebelang kein großer Mahler werden; Ihr erhizt Euch über alles ohne Noth, und das wird Euch gerade von der Kunſt abführen.

Darin mögt Ihr nicht ganz Unrecht haben, ſagte der Mönch. Mit welcher Freude erinnre ich mich ſo mancher ſinnvollen Geſpräche mit jenem trefflichen Manne, den ich in den Florentiniſchen Gebirgen kennen lernte. Wahrlich, nichts hat mir ſeitdem noch ſo gemangelt, als der Umgang mit dieſem Geiſte, deſſen Geſinnungen wie ſeine Geſchichte zu den lehrreichſten und ſonderbarſten gehören, von denen ich noch vernommen habe, und dieſer wiederholte auch oft jene Behauptung unſers ſtürmiſchen Freundes, daß die Kunſt einen ruhigen Geiſt fordre.

Das iſt wohl ausgemacht, ſagte Rudolph; aber warum muß Euch ein alter Herr, den wir alle nicht kennen, erſt auf dieſen Gedanken bringen, der doch ſo natürlich iſt?

Ihr habt Recht, ſagte der höfliche Mönch, und ich verwundre mich ſelbſt, daß ich an dieſen ſo einleuchtenden Satz meine Erinnerung ſo gewaltſam anknüpfte; ſein ungewöhnlicher Lebenslauf iſt es, der mir ſo oft im Sinne liegt, und ich mußte an ihn denken, ſeit ich Euren Freund Sternbald vor mir ſah, denn ſo ſehr, als ſich Jugend und Alter nur ähnlich ſeyn können, gleicht er in Antlitz und Geberde jenem meinen theuren Freunde.

Könnt Ihr uns nicht etwas von ſeiner Geſchichte erzählen? fragte Franz.

Der Mönch wollte eben anfangen, als ſie Jagdhörner und Hundegebell hörten. Ein Trupp Reuter jagte bei ihnen vorüber und in den benachbarten Wald hinein. Die Berge gaben die Töne zurück, und ein ſchönes muſikaliſches Gewirr lärmte durch die einſame Gegend.

Bolz ſtand auf und ſagte: Laßt um des Himmels Willen Eure langweiligen Erzählungen; freut Euch doch an dieſem Konzerte, das, nach meinem Gefühle, jede Bruſt erregen müßte. Ich kenne nichts Schöneres, als Jagdmuſik, den Hörnerklang, den Wiederhall im Walde, das wiederholte Gebell der Hunde und das hetzende Hallo der Jäger. Als ich auf meiner Rückreiſe über Paläſtina ging, und nicht weit davon in abgelegener Gegend einen Bekannten beſuchen wollte, war ich ſo glücklich, dort im dichten Walde dem ſchönſten Mädchen, die ich noch geſehn habe, eine Jungfrau, wie ſie uns ſonſt unſre Phantaſie nur edel und reizend mahlt, bei einer Jagd das Leben zu retten, große Hirtenhunde hatten ſich, aufgeſcheucht vom Getümmel, an ſie gemacht, und ich kam eben hinzu, als die wilden Thiere, die dort ſehr gefährlich ſind, ſie anfallen wollten, und ſie, faſt ohnmächtig, den Verſuch machte, einen Baum hinan zu klimmen. Das, Herr Mahler, war eine

Scene, der Darſtellung würdig. Der grüne, dunkelſchattige Wald, das Getümmel der Jagd, ein aufgeſcheuchtes Weib, mit langem fliegenden Goldhaar, das Gewand in Unordnung, der Buſen faſt frei, Fuß und ſchönes Bein von der Stellung entblößt. Seht, ſo habe ich Euch auch aus meiner Erinnerung eine Geſchichte erzählt, denn dieſes hohe himmliſche Bild ſchwebt mir ſo vor, daß ſie allein mich bewegen könnte, nach Italien zurück zu gehn.

Franz dachte unwillkührlich an ſeine Unbekannte, und der Mönch ſagte: Ich kann den Gegenſtand ſo beſonders mahleriſch nicht finden, er iſt alltäglich und bedeutungslos.

Nachdem ihn der Mahler nehmen dürfte, fiel Franz ein.

Sie waren einen Berg hinan geſtiegen und ſtanden nun ermüdet ſtill. Indem ſie ſich an der Ausſicht ergözten, und den Krümmungen des Rheins durch die grünen Gefilde folgten, der ſich glänzend um Hügel ſchmiegte, wieder erſchien, und dann von Schatten und Wald verſchlungen, plözlich in entfernteren Biegungen von neuem hervor leuchtete, rief Franz aus: mich dünkt, ich ſehe noch ganz in der Ferne den Münſter!

Sie ſahen alle hin, und ein jeglicher glaubte ihn zu entdecken. Der Münſter, ſagte Bolz, iſt noch ein Werk, das den Deutſchen Ehre macht!

Das aber doch gar nicht zu Euren Begriffen vom Idealiſchen und Erhabenen paßt, antwortete Franz.

Was gehen mich meine Begriffe an? ſagte der Bildhauer; ich kniee in Gedanken vor dem Geiſte nieder, der dieſen allmächtigen Bau entwarf und ausführte. Wahrlich, es war ein ſeltner Geiſt, der es wagte, dieſen Baum mit Aeſten, Zweigen und Blättern ſo hinzuſtellen, immer höher den Wolken mit ſeinen Felsmaſſen entgegen zu gehn,

und ein Werk hinzuzaubern, das gleichsam ein Bild der Unendlichkeit ist.

Sternbald sagte: Wie freue ich mich, daß es mir so wohl geworden ist, dieses Denkmal Deutscher Kunst und Seelenhoheit gesehn zu haben. Mit welcher lauten Stimme wird der Nahme Erwins durch die Welt gerufen, und wie fühlen wir im Anschauen dieses Monumentes die Unsterblichkeit des Menschengeistes. Hier ist eine Erhabenheit ausgesprochen, für die kein andres Zeichen, keine andre Kunst, ja selbst der unendliche Gedanke nicht genügte; die Vollendung der Symmetrie, die kühnste allegorische Dichtung des menschlichen Geistes, diese Ausdehnung nach allen Seiten, und über sich in den Himmel hinein; das Endlose und in sich selbst Geordnete; die Nothwendigkeit des Gegenüberstehenden, welches die andere Hälfte erläutert und vollendet, so daß eins um des andern willen, und alles um die Deutsche Größe und Herrlichkeit auszudrücken, da ist. Es ist ein Baum, ein Wald, aber diese allmächtigen, unendlich wiederholten Steinmassen drücken auch, wenn man will, noch viel Anderes im Bilde aus. Es ist der Geist des Menschen selbst, seine unendliche Mannigfaltigkeit zur sichtbaren Einheit verbunden, sein kühnes Riesenstreben nach dem Himmel, seine Dauer und Unbegreiflichkeit; den Geist Erwin's selbst seh' ich in einer furchtbar sinnlichen Anschauung vor mir stehen. Es ist zum Entsetzen, daß der Mensch aus den Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervorholt, und nicht rastet und ruht, bis er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Felsenmassen hingestellt hat, der sich ewig, ewig ergießt, und wie mit der Stimme des Donners Anbetung vor uns selbst in unsre sterblichen Gebeine hinein predigt. Und nun klimmt unbemerkt und unkennt-

lich ein Weſen, gleich dem Baumeiſter, oben wie ein Wurm, an den Zinnen umher, und immer höher und höher, bis ihn der lezte Schwindel wieder zur flachen, ſichern Erde hinunter nöthigt, — wer hier nichts fühlt und entzückt iſt, o wahrhaftig, der begeht, ein armer Sünder, die Verläugnung Petri an der Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes.

Hier gab der Bildhauer dem Mahler die Hand und ſagte: ſo hör' ich Euch gerne.

Und iſt es denn nun etwa, fuhr Sternbald fort, daß dieſe ungeheure Maſſe uns Entſetzen oder Schauer erregt, wie vielleicht die Pyramiden Aegyptens verurſachen mögen? O vergönnt und verzeiht mir, daß ich vielleicht ein zu kühnes Gleichniß brauche. Wie der Ewige, Unendliche, ſich in die Liebe kleidete, um uns nicht zu ſchrecken und ſich verſtändlich zu machen, wie er als Kind und Freund unter uns wandelte, und der gläubige Chriſt ſo Troſt und Zuflucht bei ihm, ſelbſt vor jenem ungeheuren unermeßlichen Bilde des Vaters findet, ſo iſt hier auf ähnliche Art die Liebe in das Mittel getreten, nun dieſe Erhabenheit wieder in Blume, in Pflanze, in Licht und heiteres ſüßes Spiel aufzulöſen. Wohin das Auge ſieht und wohin es ſchweift begegnet ihm dieſer zarte Scherz, und ſchaukelt ſich in Wellen, Roſen, Knospen, Bildern, Bögen, um den harten Stein und Felſen wie in Muſik und Wohllaut aufzulöſen. Daher das Unerklärliche, daß wir ganz ſo wie vor einem Wunder, vor einem Traume ſtehen, wenn dieſes höchſte Rieſenwerk zugleich wie ein zarter himmliſcher Luſtſcherz vor uns ſchwebt. In Steinen ſehn wir die geahndete Glorie des Himmels, und auch der Fels hat ſeine ſtarre Natur brechen müſſen, um Hoſiannah! und Heilig! Heilig! zu ſingen.

Phantasirt nur, sagte Volz; aber wahr ist es, daß diese Gebäude, die vielleicht allein den Deutschen angehören, den Nahmen des Volkes unsterblich machen müssen. Der Dom zu Wien, der unvollendete mächtige Bau in Cölln, und jener in Straßburg sind die hellsten Sterne; und wie lieblich ist der kleine Dom drüben im Breisgauschen Freiburg, mancher andern in Eßlingen, oder Meißen, und an andern Orten nicht zu erwähnen. Vielleicht erfahren wir auch noch einmal, daß Alles, was England, Spanien und Frankreich von dieser Art Herrliches besizt, von Deutschen Meistern ist gegründet worden. Dergleichen findet Ihr nun freilich in Italien nicht, denn der Italiäner, der Alles verwirft, was nicht sein ist, kennt nur als Gothisch oder Deutsch die unreifen rohen Steinmassen zu Mayland und Pisa, oder gar das unzusammenhängende Gebäude des Domes zu Lucca. — Aber wir müssen uns trennen. Ihr kommt jezt, junger Mann, nach Italien, indem es vielleicht seine glänzendste Epoche gefeiert hat. Ihr werdet viele große und verdiente Männer antreffen, und was an ihnen das Schönste ist, erkennen. Die meisten arbeiten in der Stille. Vielleicht kommt aber bald die Zeit, wo es mit der wahren, hohen Kunst zu Ende ist, denn man fängt schon an zu schwatzen statt zu handeln, von manchen großen Meistern vererbt sich statt des Tiefsinns ein unnüzer Hang zum Grübeln, der die Kraft erlahmt, oder ein seichtes, leeres Spiel mit Gedanken und ein Tändeln mit der Kunst; oder es entsteht wohl der Afterenthusiasmus, die Lüge, die das wahrhaft Edle herabwürdigen.

Sie gingen aus einander, und Franz überdachte die lezten Worte, die ihm nicht ganz verständlich waren.

Drittes Kapitel.

Indem Rudolph und Franz ihren Weg fortsezten, sprachen sie über ihre Begleiter, die sie verlassen hatten. Franz sagte: ich kann es mir nicht erklären, warum ich vom ersten Augenblicke einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen diesen Bildhauer empfunden habe, der sich mit jedem Worte, das er sprach, vermehrte; selbst die freundliche Art, mit der er am Ende Abschied nahm, war mir recht im Herzen zuwider.

Der Geistliche, antwortete Rudolph, hatte im Gegentheil etwas Anlockendes, das gleich mein Zutrauen gewann; er schien ein sanfter, freundlicher Mensch, der jedem wohlwollte. Nur möchte ich glauben, daß er dem Stande nicht angehört, dessen Kleidung er trägt, denn sein Gang war zu frei und männlich.

Er hätte uns, fuhr Sternbald fort, die Geschichte des alten Mannes erzählen sollen, von dem er sprach; eine sonderbare Neugier bemächtigte sich meiner, und es schmerzt mich, so von ihm geschieden zu seyn, denn es giebt Begebenheiten, aus deren Erzählung man für sein ganzes Leben lernen kann.

Und ich begreife nicht, sagte Rudolph, was in jeder Geschichte anders noch als Geschichte seyn kann, mir war es lieb, daß es nicht zur Erzählung kam, denn schon in den Büchern ist es mir immer sehr verhaßt gewesen, wenn auf eine ähnliche Frage und unnöthige Veranlassung eine Novelle oder Historie vorgetragen wird, und in dem Augenblick, als er sich zum Vortrage anschickte, gemahnte es mir gerade so, als wenn ich ein solches Buch läse.

Ein Fußsteig führte sie in einen dichten kühlen Wald

hinein, und ſie bedachten ſich nicht lange, ihm nachzugehen. Eine erquickende Luft zog durch die Zweige, und der mannigfaltigſte, anmuthigſte Geſang von unzähligen Vögeln erſchallte. Es war ein lebendiges Gewimmel in den Gebüſchen; die buntgefiederten Sänger ſprangen hier und dorthin: die Sonne flimmerte nur an einzelnen Stellen durch das dichte Grün.

Beide Freunde gingen ſchweigend neben einander, indem ſie des ſchönen Anblicks genoſſen. Endlich ſtand Rudolph ſtill und ſagte: Wenn ich ein Mahler wäre, Freund Sternbald, ſo würde ich vorzüglich Waldgegenſtände ſtudiren und darſtellen. Schon der Gedanke eines ſolchen Gemähldes kann mich entzücken. Wenn ich mir unter dieſen dämmernden Schatten die Göttinn Diana vorüber eilend denke, den Bogen geſpannt, das Gewand aufgeſchürzt und die ſchönen Glieder leicht umhüllt, hinter ihr die Nymphen in Eil und die Jagdhunde ſpringend, ſo wird mir dies von ſelbſt zum Bilde. Oder ſtelle Dir vor, daß dieſer Fußweg ſich immer dichter in das Gebüſch hinein windet, die Bäume werden immer höher und wunderbarer, plözlich ſteht eine Grotte, ein kühles Bad vor uns, und in ihm die Göttinn, mit ihren Begleiterinnen, entkleidet. Da iſt die Einſamkeit, Grün, Felſen und Baum und die nackte Schönheit majeſtätiſcher, hoher und jungfräulicher Leiber vereinigt: füge vielleicht den Aktäon hinzu, ſo tritt jener wunderſame Schreck und die ſeltſame Freude noch in das Gemählde, in ſeinen Hunden kannſt Du ſchon die thieriſche Wuth und den Blutdurſt darſtellen, ſo iſt hier das Widerſprechendſte in ein poetiſches Bild nothwendig und ſchön verknüpft.

Oder, ſagte Franz, hier im tiefen Walde die Leiche eines ſchönen Jünglings, und über ihm ein Freund und

die Geliebte im tiefſten Schmerz, vielleicht Venus und Adonis, oder ein lieblicher Knabe, von wilden Räubern erſchlagen: die dunkelgrünen Schatten, unter ihnen die blendenden Jugendgeſtalten, der friſche Raſen, die einzelnen, zerſpaltenen Sonnenſtrahlen von oben, die nur das Geſicht und einzelne kleine Theile hell erleuchteten, der Eber, oder die Räuber in der Ferne, wie von Gewitterſchatten eingehüllt, alles dies zuſammen müßte ein vortreffliches Gemählde der Schwermuth und Schönheit ausbilden.

Fühlſt Du nicht oft, fuhr Rudolph fort, einen wunderbaren Zug Deines Herzens dem Wunderbaren und Seltſamen entgegen? Man kann ſich der Traumbilder dann nicht erwehren, man erwartet eine höchſt ſonderbare Fortſezung unſers gewöhnlichen Lebenslaufs. Oft iſt es, als wenn der Geiſt von Arioſts Dichtungen über uns hinwegfliegt, und uns in ſeinen kryſtallenen Wirbel mit faſſen wird; nun horchen wir auf und ſind auf die neue Zukunft begierig, auf alle die Erſcheinungen, die an uns mit bunten Zaubergewänden vorüber gehen ſollen: dann iſt es, als wollte der Waldſtrom ſeine Melodie deutlicher ausſprechen, als würde den Bäumen die Zunge gelöſ't, damit ihr Rauſchen in verſtändlichen Geſang dahin rinne. Nun fängt die Liebe an, auf fernen Flötentönen heran zu ſchreiten, das klopfende Herz will ihr entgegen fliegen, die Gegenwart iſt wie durch einen mächtigen Bannſpruch feſtgezaubert, und die glänzenden Minuten wagen es nicht zu entfliehen. Ein Zirkel von Wohllaut hält uns mit magiſchen Kräften eingeſchloſſen, und ein neues verklärtes Daſeyn ſchimmert wie räthſelhaftes Mondlicht in unſer wirkliches Leben hinein.

O Du Dichter! rief Franz aus, wenn Du nicht ſo leichtſinnig wärſt, ſollteſt Du ein großes Wundergedicht

erſchaffen, voll von gaukelndem Glanz und wandelnden Klängen, voll Irrlichter und Mondſchimmer; ich höre Dir mit Freuden zu, und mein Herz iſt ſchon wunderbar von dieſen Worten ergriffen.

Nun hörten ſie eine rührende Waldmuſik von durcheinander ſpielenden Hörnern aus der Ferne; ſie ſtanden ſtill und horchten, ob es Einbildung oder Wirklichkeit ſei: aber ein melodiſcher Geſang quoll durch die Bäume ihnen wie ein rieſelnder Bach entgegen, und Franz glaubte, die Geiſterwelt habe ſich wohl plözlich aufgeſchloſſen, weil ſie vielleicht, ohne es zu wiſſen, das große zaubernde Wort gefunden hätten; als habe nun der geheimnißvolle unſichtbare Strom den Weg nach ihnen gelenkt, und ſie in ſeine Fluthen aufgenommen. Sie gingen näher, die Waldhörner ſchwiegen, aber eine ſüße Stimme ſang nun folgendes Lied:

Waldnacht! Jagdluſt!
Leiſ' und ferner
Klingen Hörner,
Hebt ſich, jauchzt die freie Bruſt!
Töne, töne nieder zum Thal,
Freun ſich, freun ſich allzumal
Baum und Strauch beim muntern Schall.

Kling' nur Bergquell!
Epheuranken
Dich umſchwanken,
Rieſle durch die Klüfte ſchnell!
Fliehet, flieht das Leben ſo fort,
Wandelt hier, dann iſt es dort, —
Hallt, zerſchmilzt, ein luftig Wort.

Waldnacht! Jagdluft!
Daß die Liebe
Bei uns bliebe,
Wohnen blieb' in treuer Bruft!
Wandelt, wandelt ſich allzumal,
Fliehet gleich dem Hörnerſchall: —
Einſam, einſam grünes Thal.

Kling' nur Bergquell!
Ach betrogen —
Waſſerwogen
Rauſchen abwärts nicht ſo ſchnell!
Liebe, Leben, ſie eilen hin,
Keins von beiden trägt Gewinn: —
Ach, daß ich geboren bin!

Die Stimme ſchwieg, und die Hörner fielen nun wieder mit ſchmelzenden Akkorden darein; dann verhallten ſie, und eine männliche volle Stimme ſang von einem entfernteren Orte:

Treulieb' iſt nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud:
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.

Treulieb' iſt nimmer weit!
Ihr Gang durch Einſamkeit
Iſt Dir, nur Dir geweiht.
Bald kömmt der Morgen ſchön,
Ihn begrüßet
Wie er küſſet
Freudenthrän'.

Die Hörner ſchloſſen auch dieſen Geſang mit einigen überaus zärtlichen Tönen.

Franz und Rudolph waren indeß näher geſchritten und ſtanden jezt ſtill, an einen alten Baum gelehnt, der ſie faſt ganz beſchattete. Sie ſahen eine Geſellſchaft von Jägern auf einem grünen Hügel gelagert, einige darunter waren diejenigen, die vorher an ihnen vorüber geritten waren. Auf der mittleren Erhöhung des Hügels ſaß ein wunderſam ſchöner Jüngling, in einer Jagdkleidung von grünem Sammet, von einem violetten Hute ſchwankten bunte Federn, in einem reichen Bandelier, das über der erhabenen Bruſt hing, trug er ein kurzes Schwerdt; er hatte das erſte Lied geſungen; aus dem Anſtande, der Schönheit und dem Wuchſe des Jünglings ſahe Franz, daß er ein Mädchen ſei: ſie glich, indem ſich die ſchlanke Geſtalt erhob, und die Hitze der Jagd in ihrem Geſichte glühte, der Göttinn der Wälder. Alle Jäger ſprangen auf, die verſchiedenen ruhenden Gruppen wurden plözlich lebendig, und verſammelten ſich um ſie her, die Hunde kamen herbei, die bisher theils zu ihren Füßen ſchnaufend, theils unter den kühlen Bäumen gelegen hatten. Ein Jagdruf der Hörner erklang, und alles machte ſich zur Rückkehr fertig. Die wiehernden Roſſe wurden von Dienern aus dem Schatten des Waldes herbeigeführt. Jezt ward ſie die beiden Reiſenden gewahr und ging freundlich auf ſie zu, indem ſie ſich erkundigte, auf welche Weiſe ſie dorthin gekommen wären. Rudolph merkte nun erſt, daß ſie ſich verirrt haben müßten, denn ſie ſahen keinen Weg, keinen Fußſteig vor ſich. Auf den Befehl der Jägerinn reichte man ihnen Wein in Bechern zur Erfriſchung; dann erzählten ſie von ihrer Wanderſchaft. Da die ſchöne Jägerinn hörte, daß Sternbald ein Mahler

ſei, bat ſie beide Freunde, dem Zuge auf ihr nahe gelegenes Schloß zu folgen, Sternbald ſolle ausruhen, und nachher etwas für ſie arbeiten.

Franz war begeiſtert, er wünſchte nichts ſo ſehr, als in der Nähe dieſer herrlichen Erſcheinung zu bleiben, und ihr auf irgend eine Weiſe gefällig oder nützlich ſeyn zu können. Die Jäger beſtiegen ihre Pferde, und zwei von ihnen boten Franz und Rudolph ihre Hengſte an. Sie ſtiegen auf, und Rudolph war immer der vorderſte im Zuge, wobei ſich ſeine ausländiſche Tracht, ſeine vom Hute flatternden Bänder gut ausnahmen: Sternbald aber, dem dieſe Uebung noch neu war, ſchien ängſtlich und blieb hinten, er wünſchte, daß man ihn zu Fuß hätte folgen laſſen.

Jezt eröffnete ſich der Wald. Eine ſchöne Ebene mit Gebüſchen und krauſen Hügeln in der Ferne lag vor ihnen. Die Pferde wieherten laut und fröhlich, als ſie die Rückkehr zur Heimath merkten; das Schloß der Gräfin lag mit glänzenden Fenſtern und Zinnen zur Rechten auf einer lieblichen Anhöhe. Ein Jäger, der mit Rudolph den Zug angeführt hatte, bot dieſem an, einen Wettlauf bis zum Schloſſe anzuſtellen: Rudolph war willig, beide ſpornten ihre Roſſe und flogen mit gleicher Eile über die Ebene, Rudolph jauchzte, als er ſeinem Mitkämpfenden Vorſprung abgewann; die übrigen folgten langſam unter einer fröhlichen Muſik der Hörner.

Es war um die Mittagszeit, als der Zug im Schloſſe ankam, und die ganze Geſellſchaft ſezte ſich bald darauf zur Tafel; die ſchöne Jägerinn war aber nicht zugegen. Die Tiſchgeſellſchaft war deſto luſtiger, Rudolph, vom Reiten erhizt und da er überdies noch vielen Wein trank, war er beinahe ausgelaſſen, um ſo mehr aber beluſtigte

er die Gesellschaft, die es nicht müde wurde, seine Einfälle zu belachen. Franz fühlte sich gegen seine Leichtigkeit unbeholfen und ohne alle Fähigkeit Scherz und Lachen zu vernehmen. Ein ältlicher Mann, der im Hause aufbewahrt wurde, galt für einen Dichter: er sagte Verse her, die ungemein gefielen, und noch mehr deswegen, weil er sie ohne Vorbereitung singen oder sprechen konnte. Unter dem lautesten Beifall der Gesellschaft sang er folgendes Trinklied:

Die Gläser sind nun angefüllt,
Auf, Freunde, stoßet an,
Der edle Traubensaft entquillt
Für jeden braven Mann.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund,
Wer krank ist trinke sich gesund.

Es kommt vom Himmel Sonnenschein
Und schenkt uns Freud' und Trost,
Dann wächst der liebe süße Wein,
Es rauschet uns der Most.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund,
Wer krank ist trinke sich gesund.

Da alle das Talent des Mannes bewunderten, sagte Rudolph im Unwillen: Es geschieht dem Wein keine sonderliche Ehre, daß Ihr ihn auf solche Art lobt, denn es klingt beinahe, als wenn Ihr aus Noth ein Dichter wäret, der den lieben Wein nur besingt, weil er sich diesen Gegenstand einmal vorgesezt hat; es ist wie ein Gelübde, das jemand mit Widerwillen bezahlt. Warum quält Ihr Euch damit, Verse zu machen? Ihr könnt den Wein so

durch funfzig Strophen verfolgen, von ſeiner Herkunft anfangen und ſeine ganze Erziehung durchgehn. Ich will Euch auf dieſe Art auch ein Gedicht über den Flachsbau durchſingen, und über jedes Manufakturprodukt.

Das hören wir ſehr ungern! rief einer von den Jägern.

Wir haben den Mann immer für einen großen Dichter gehalten, ſagte ein andrer, warum macht Ihr uns in unſerm Glauben irre?

Es iſt leichter tadeln, als beſſer machen! rief ein dritter!

Der Poet ſelbſt war ſehr aufgebracht, daß ihm ein fremder Ankömmling ſeinen Lorbeer ſtreitig machen wollte. Er bot dem berauſchten Floreſtan einen dichteriſchen Zweikampf an, den die Geſellſchaft nachher entſcheiden ſollte. Floreſtan gab ſeine Zuſtimmung, und der alte Sänger begann ſogleich ein ſchönes Lied auf den Wein, das alle Gemüther ſo entzückte, daß Franz für ſeinen Freund wegen des Ausganges des Krieges in billige Beſorgniß gerieth.

Während dem Liede war die Tafel aufgehoben, und Floreſtan beſtieg nun den Tiſch, indem er ſeinen Hut aufſezte, der mit grünem Laube gepuzt war; vorher trank er noch ein großes Glas Wein, dann nahm er eine Zitter in die Hand, auf welcher er artig ſpielte und dazu ſang:

Erwacht ihr Melodieen,
Und tanzt auf den Saiten dahin!
Ha! meine Augen glühen,
Alle Sorgen erdwärts fliehen,
Himmelwärts entflattert der jauchzende Sinn.

In goldenen Pokalen
Verbirget die Freude ſich gern,

Es funkeln in den Schaalen
Ha! des Weines liebe Strahlen,
Es regt ſich die Welle ein ſchimmernder Stern.

In tiefen Bergesklüften,
Wo Gold und der Edelſtein keimt,
In Meeres fernen Schlüften,
In Adlers hohen Lüften,
Nirgend Wein wie auf glücklicher Erde ſchäumt.

Gern mancher ſucht' in Schlünden,
Wo ſelber dem Bergmann graut,
In felſigen Gewinden,
Könnt' er die Wonne finden,
Die ſo freundlich uns aus dem Becher beſchaut. —

Rudolph hielt inne. Iſt es mir, Herr Poet, fragte er beſcheiden, nun wohl vergönnt, das Silbenmaaß ein wenig zu verändern?

Der Dichter beſann ſich ein Weilchen, dann nickte er mit dem Kopfe, um ihm dieſe Freiheit zuzugeſtehn. Rudolph fuhr mit erhöhter Stimme fort:

Als das Glück von der Erde ſich wandte,
Das Geſchick alle Götter verbannte,
Da ſtanden die Felſen ſo kahl,
Es verſtummten der Liebenden Lieder,
Sah der Mond auf Betrübte hernieder,
Vergingen die Blumen im Thal.

Sorg' und Angſt und Gram ohne Ende,
Nur zur Arbeit bewegten ſich Hände,
Trüb' und thränend der feurige Blick,
Sehnſucht ſelber war nun entſchwunden,
Keiner dachte der vorigen Stunden,
Keiner wünſchte ſie heimlich zurück.

Nicht wahr, unterbrach ſich Rudolph ſelber, das war für die arme Menſchheit eine traurige Lage, die ſo plözlich das goldene Zeitalter verloren hatte? Aber hört nur weiter:

Alle Götter ohn' Erbarmen
Sahn hinunter auf die Armen,
Ihr Verderben ihr Entſchluß.
O, wer wäre Menſch verblieben,
Ohne Götter, ohne Lieben,
Ohne Sehnſucht, ohne Kuß? —

Bacchus ſieht, ein junger Gott,
Lächelnder Wang', mit Blicken munter
Zur verlaßnen Erd' hinunter,
Ihn bewegt der Menſchheit Noth.

Und es ſpricht die Silberſtimme:
Meine Freunde ſind zu wild,
Ihrem eigenſinn'gen Grimme
Unterliegt das Menſchenbild.

Dürfen ſie die Welt verhöhnen
Weil kein Tod uns Göttern dräut?
Sollen denn nur Angſt und Stöhnen
Leben ſeyn und bittres Leid'?

Aber, meine Freunde, ich bin des Singens und Trinkens überdrüſſig. Und mit dieſen Worten ſprang er vom Tiſche herunter.

Unter der berauſchten Geſellſchaft entſtand ein Gemurmel, weil ſie ſtritten, welcher von den beiden Poeten den Preis verdiene. Die meiſten Stimmen ſchienen für den alten Sänger, einige aber, die durch ihre Vorliebe für das Neue einen beſſern Verſtand anzudeuten glaubten, nahmen ſich des Floreſtan mit vielem Eifer an. Auch

Sternbald miſchte ſich ſcherzend in den Streit, um ſeinem Freunde beizuſtehen.

Man weiß nicht recht, was der junge Menſch mit ſeinem Geſange oder Liede will, ſagte einer von den älteſten. Ein gutes Weinlied muß ſeinen ſtillen Gang für ſich fortgehen, damit man brav Luſt bekömmt, mitzuſingen, weshalb auch oft blinkt, klingt und ſingt darin angebracht ſeyn muß, wie ich es auch noch allenthalben gefunden habe. Allein was ſollen mir dergleichen Geſchichten?

Freilich, ſagte Floreſtan, kann es nichts ſollen; aber, lieben Freunde, was ſoll Euch denn der Wein ſelber? Wenn Ihr Waſſer trinkt, bleibt Ihr auch um vieles mäßiger und verſtändiger.

Nein, ſchrie ein andrer, auch im Weine kann und muß man mäßig ſeyn; der Genuß iſt dazu da, daß man ihn genießt, aber nicht ſo gänzlich ohne Verſtand.

Rudolph lachte und gab ihm Recht, wodurch viele ausgeſöhnt wurden und zu ſeiner Parthei übergingen. Ich habe nur den Tadel, ſagte Sternbald, daß Dein Gedicht durchaus keinen Schluß hat.

Und warum muß denn alles eben einen Schluß haben? rief Floreſtan, und nun gar in der ſcherzenden fröhlichen Poeſie! Fangt Ihr nur an, zu ſpielen, um aufzuhören? Denkt Ihr Euch bei jedem Spaziergange gleich das Zurückgehen? Es iſt ja ſchöner, wenn ein Ton leiſe nach und nach verhallt, wenn ein Waſſerfall immer fortbrauſ't, wenn die Nachtigall nicht verſtummt. Müßt Ihr denn Winter haben, um den Frühling zu genießen?

Es kann ſeyn, daß Ihr Recht habt, antworteten einige, ein Weinlied nun gar, das nichts als die reinſte Fröhlichkeit athmen ſoll, kann eines Schluſſes am erſten entbehren.

Aber wie Ihr nun wieder sprecht! rief Floreſtan im tollen Muthe, indem er ſich haſtig rund herum drehte. Ohne Schluß, ohne Endſchaft iſt kein Genuß, kein Ergötzen durchaus nicht möglich. Wenn ich einen Baumgang hinunter gehe, ſei er noch ſo ſchön, ſo muß ich doch an den lezten Baum kommen können, um ſtill zu ſtehn und zu denken: dort bin ich gegangen. Im Leben wären Liebe, Freude und Entzücken nur Qualen, wenn ſie unaufhörlich wären, daß ſie Vergangenheit ſeyn können, macht das zukünftige Glück wieder möglich, ja, zu jedem großen Manne mit allen ſeinen bewundernswerthen Thaten gehört der Tod als unentbehrlich zu ſeiner Größe, damit ich nur im Stande bin, die wahre Summe ſeiner Vortrefflichkeit zu ziehen, und ihn mit Ruhe zu bewundern. In der Kunſt gar iſt der Schluß ja nichts weiter, als eine Ergänzung des Anfangs.

Ihr ſeid ein wunderlicher Menſch, ſagte der alte Poet, ſo ſingt uns alſo Euren Schluß, wenn er denn ſo unentbehrlich iſt.

Ihr werdet aber damit noch viel weniger zufrieden ſeyn, ſagte Floreſtan, doch es ſoll Euch ein Genüge geſchehn. Er nahm die Zitter wieder in die Hand, ſpielte und ſang:

Bacchus läßt die Rebe ſprießen,
Saft durch ihre Blätter fließen,
Läßt ſie weiche Lüfte fächeln,
Sonnet ſie mit ſeinem Lächeln.

Um die Ulme hingeſchlungen
Steht die neue Pflanz' im Licht,
Heimlich iſt es ihm gelungen,
Denn die Götter merken's nicht.

Läßt die Blüthen röthlich ſchwellen
Und die Beeren ſaftig quellen,
Fürchtend die Götter und das Geſchick
Kommt er in Trauben verkleidet zur Welt zurück.

Nun kommen die Menſchlein hergegangen
Und koſten mit ſüßem Verlangen
Die neue Frucht, den glühenden Moſt,
Und finden den Gott, den himmliſchen Troſt.

In der Kelter ſpringt der muthwillige Götterknabe,
Der Menſchen allerliebſte Habe,
Sie trinken den Wein, ſie koſten das Glück,
Es ſchleicht ſich die goldene Zeit zurück.

Der ſchöne Rauſch erheitert ihr Geſicht,
Sie genießen froh das neue Sonnenlicht,
Sie ſpüren ſelber Götter- und Zauberkraft,
Die ihnen die neue Gabe ſchafft.

Die Blicke feurig angeglommen
Zwingen ſie die Venus zurück zu kommen,
Die Göttin iſt da und darf nicht fliehn,
Weil ſie ſie mächtig rückwärts ziehn.

Da ſchauen die Götter herab mit ſtaunendem Blick,
Es kommt beſchämt die ganze Schaar zurück: —
Wir wollen wieder bei Euch wohnen,
Ihr Menſchen bauet unſre Thronen.

Was brauchen wir Euch und Euer Geſchick?
So tönt von der Erde die Antwort zurück,
Wir können Euch ohne Gram entbehren,
Wenn Wein und Liebe bei uns gewähren.

Nun ſchwieg er ſtill und legte mit einer anſtändigen Verbeugung die Zitter weg. Das iſt nun gar gottlos!

riefen viele von den Zuhörern, Euer Schluß iſt das Unerlaubteſte von allem, was Ihr uns vorgeſungen habt.

Der Streit über den Werth der beiden Dichter fing von neuem an. Sternbald ward hitzig für ſeinen Freund, und da er ihn einigemal bei ſeinem Nahmen Floreſtan nannte, ſo ward der andere Poet dadurch aufmerkſam gemacht; er fragte, er erkundigte ſich, das Geſpräch nahm eine andere Wendung. Man ſprach von Vettern, Oheimen, Baſen, in Deutſchland, Italien und Frankreich, tauſend Nahmen wurden genannt, viele Stammbäume entwickelt, und endlich fand es ſich, daß die beiden Streitenden Verwandte waren: ſie umarmten ſich, freuten ſich, einander ſo unverhofft anzutreffen, und es wurde nun weiter an keine Vergleichung ihrer Talente gedacht.

Viertes Kapitel.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich hierauf, und Franz verließ nach dem Getümmel gern das Haus, um ſich in den Schloßgarten zu begeben. Hier geſellte ſich der Jäger zu ihm, der im Walde die Antwort des Liedes mit einer ſchönen vollen Stimme geſungen hatte, er war ein junger Edelmann, der einen der vornehmeren Dienſte bei der Herrſchaft verſah, Arnold war ſein Nahme. Seine Miene hatte etwas Schwermüthiges und Leidendes, auch hatte er an den Scherzen und Streitigkeiten bei der Tafel keinen Antheil genommen. Er ging mit Franz in den ſchattigen Gängen auf und nieder, indem ſie ſich vertraulich von der heutigen Jagd, von Sternbalds Reiſe, und von der Schönheit der Gräfinn unterhielten. Da kömmt ſie den Linden-

gang heruntergeschritten! rief plözlich der Jüngling mit einer lebhaften Empfindung aus, seht, wie sich das reiche Gewand um den edlen Leib schmiegt, und der Purpur des Kleides mit den goldenen Spangen in der grünen Dämmerung schimmert, schon fliegt der Strahl der himmlischen Augen, um mich fest zu halten, aber heute wenigstens will ich einmal einer traurigen Freiheit genießen. Mit diesen seltsamen Worten verließ er schnell den staunenden Mahler. Die geschmückte Dame, die er anfangs nicht wieder erkannt hatte, schritt ihm im Gange freundlich entgegen, sie sah dem Jäger-Jünglinge vom Morgen nur wenig ähnlich. Sie begrüßte ihn freundlich, ihr Blick und ihre Rede waren holdselig, nach einem kurzen Gespräche entfernte sie sich wieder. Franz lehnte sich sinnend an einen künstlichen Springbrunnen, der mit seinen krystallenen Strahlen die Luft lieblich abkühlte, und ein sanftes Geräusch ertönen ließ, zu dem die nahen Vögel williger und angenehmer sangen. Er hörte auf den mannigfaltigen Wohllaut, auf den Wechselgesang, den der spielende Quell gleichsam mit den Waldbewohnern führte, und sein Geist entfernte sich dann wieder in eine entfernte wunderbare Zaubergegend.

Bin ich getäuscht, oder ist es wirklich? sagte er zu sich selber; ich werde ungewiß, ob mir allenthalben ihr süßes Bild begegnet, oder sie meine Phantasie nur in allen Gestalten wieder erkennt. Diese Gräfinn gleicht ihr, die ich nicht zu nennen weiß, die ich suche und doch zögre, für die ich nur lebe und sie doch gewiß verliere.

Eine Flöte ertönte aus dem Gebüsch, und Franz sezte sich auf eine schattige Rasenbank, um den Tönen ruhiger zuzuhören. Als der Spielende eine Weile musicirt hatte, sang eine wohlbekannte Stimme folgendes Lied:

Holdes, holdes Sehnſuchtrufen
Aus dem Wald, vom Thal herauf:
Klimm' herab die Felſenſtufen,
Folge dieſem Locken, Rufen,
Hoffnung thut ſich, Glück Dir auf.

Wohl ſeh' ich Geſtalten wanken
Durch des Waldes grüne Nacht,
Die bewegten Zweige ſchwanken,
Sie entſchimmern wie Gedanken,
Die der Schlaf hinweg gefacht.

Komm' Erinnrung, liebe Treue,
Die mir oft im Arm geruht,
Singe mir Dein Lied, erfreue
Dieſes matte Herz, der Scheue
Fühlt dann Kraft und Lebensmuth.

Kinder lieben ja die Scherze,
Und ich bin ein thöricht Kind,
Treu verblieb Dir doch mein Herze,
Leichtſinn nur im frohen Scherze,
Bin noch ſo wie ſonſt geſinnt.

Wald und Thal, ihr grüne Hügel
Kennt die Wünſche meiner Bruſt,
Wie ich gern mit goldnem Flügel
Von der Abendröthe Hügel
Möchte ziehn zu meiner Luſt.

Erd' und Himmel nun in Küſſen
Wie mit Liebesſchaam entbrennt; —
Ach! ich muß den Frevel büßen,
Lange noch die Holde miſſen
Die mein Herz mir ewig nennt.

Morgenröthe kommt gegangen,
Macht den Tag von Banden frei,
Erd' und Himmel bräutlich prangen:
Aber ach! ich bin gefangen,
Einſam hier im ſüßen Mai.

Lieb' und Mailuſt iſt verſchwunden,
Iſt nur Mai in ihrem Blick,
Keine Roſe wird erfunden; —
Flieht und eilt ihr trägen Stunden,
Bringt die Braut mir bald zurück!

Es war Rudolph, der nun hervortrat, und ſich zu Sternbald an den Rand des Springbrunnens niederſezte. Ich erkannte Dich wohl, ſagte Franz, aber ich wollte Dich in Deinem zärtlichen Geſange nicht ſtören; doch ſiehſt Du muntrer aus, als ich Dich erwartet hätte.

Ich bin recht vergnügt, ſagte Floreſtan, der heutige Tag iſt einer meiner heiterſten, denn ich kenne nichts Schöneres, als ſo recht viel und mancherlei durch einander zu empfinden, und deutlich zu fühlen wie durch Kopf und Herz gleichſam goldne Sterne ziehen, und den ſchweren Menſchen wie mit einer lieben wohlthätigen Flamme durchſchimmern. Wir ſollten täglich recht viele Stimmungen und friſche Anklänge zu erleben ſuchen, ſtatt uns aus Trägheit in uns ſelbſt und die alltägliche Gewöhnlichkeit zu verlieren.

Gewiß, ſagte Sternbald, nur muß es nicht geſchehn, bloß um mit uns ſelbſt ein Spiel zu treiben, denn das Schöne und Erſprießliche iſt, daß dieſe Stimmungen und Anregungen mit goldnem Schlüſſel die Kammern unſers Geiſtes eröffnen, und uns die Schätze zeigen, die wir ſelber noch nicht kannten. So entſteht ein reiches und vielſeitiges Leben,

ein vertrauter und wohlthuender Umgang mit uns ſelbſt, und wir entfliehen jener abgeſchloſſenen Geiſtesarmuth, die anfangs alles eigenſinnig und ſpröde von ſich weiſet, und endlich durch nichts mehr gerührt und entzückt wird, denn der Menſch ſoll nicht ſagen: dieſes will und werde ich niemals denken und fühlen! aber er ſoll auch die Entzückungen ſeines Herzens nicht vergeuden, bloß um die Zeit auszufüllen, ſonſt verarmt er ebenfalls, und vielleicht noch ſchneller, auf dieſem Wege. Darum hat mir auch der Schluß Deines heutigen Trinkliedes nicht gefallen wollen; vielleicht iſt mir überhaupt der Scherz und Leichtſinn unverſtändlich, der nicht zugleich Tiefſinn und Ernſt ſeyn könnte.

Nun ſo ſuche den Schlüſſel zu bekommen, rief Rudolph, der Dir auch dieſe Geiſteskammer noch einmal eröffnet. Wie biſt Du denn heute ſo gar ſchwerfällig geworden, daß Du es mit einer augenblicklichen Begeiſterung ſo ernſt und ſtrenge nimmſt? Laß doch der unſchuldigen Poeſie ihren Gang, wenn der klare Bach ſich einmal ergießt. Liebſter, ſollen wir denn nicht auch unſre Gedanken, Fühlungen, Wünſche, Thränen und Lachen zu Zeiten in die ſpielende Natur der Töne auflöſen dürfen? Ich kann der Flöte, jedem Klange, der Nachtigall, dem Waſſerfall, dem Baumgeräuſch ſo innig zuhören, daß meine Seele ganz Ton wird. Man könnte ſich, wenn man ſonſt Luſt hätte, ein ganzes Geſprächſtück von mancherlei Tönen ausſinnen.

Es kann ſeyn, antwortete Franz, von Blumen kann ich es mir gewiſſermaßen vorſtellen. Es iſt freilich immer nur ein Charakter in allen dieſen Dingen, wie wir ihn als Menſchen wahrzunehmen vermögen.

So geſchieht alle Kunſt, antwortete Floreſtan; die

Thiere können wir ſchon richtiger fühlen, weil ſie uns etwas näher ſtehn. Ich hatte einmal Luſt, aus Lämmern, einigen Vögeln und andern Thieren eine Komödie zu formiren, aus Blumen ein Liebesſtück, und aus den Tönen der Inſtrumente ein Trauer-, oder, wie ich es lieber nennen möchte, ein Geiſterſpiel.

Die meiſten Leute würden es zu phantaſtiſch finden, ſagte Sternbald.

Das würde gerade meine Abſicht ſeyn, antwortete Rudolph, wenn ich mir Mühe geben wollte, es niederzuſchreiben. Sieh, es iſt indeß ſchon Abend geworden. Kennſt Du Dante's großes Gedicht?

Nein, ſagte Franz.

Auf eine ähnliche ganz allegoriſche Weiſe ließe ſich vielleicht eine Offenbarung über die Natur ſchreiben, wenn es dem Dichter verliehen wäre, ſo wie der große Florentiner von Begeiſterung und prophetiſchem Geiſte durchdrungen zu ſeyn. Aber laß das; verſuchen wir einmal einen Wechſelgeſang, ob er uns heut ſo ohne Vorbereitung gelingt, da wir neulich unterbrochen wurden.

Wir können es wenigſtens wagen, ſagte Franz; aber Du mußt das Silbenmaaß ſetzen.

Rudolph fing an:

Wer hat den lieben Frühling aufgeſchlagen
Gleich wie ein Zelt
In blüh'nder Welt?
Wer konnte Wolkennacht verjagen?
Das Thal voll Sonne,
Der Wald mit Wonne
Und Lied durchklungen: —
Der Lieb' iſt nur ſo ſchönes Werk gelungen.

Franz.

Der Lieb' iſt nur ſo ſchönes Werk gelungen
Daß Winter kalt
Entflohen bald,
Die holde Macht hat ihn bezwungen:
Die Blumen ſüße,
Der Quell, die Flüſſe,
Befreit von Banden
Sind aus des Winters hartem Schlaf erſtanden.

Rudolph.

Sind aus des Winters hartem Schlaf erſtanden
Der Wechſelſang,
Der Echoklang,
Daß ſie im heitern Raum ſich fanden.
Die Nachtigallen-
Geſänge ſchallen,
Die Lindendüfte
Umſpielen liebekoſend Frühlingslüfte.

Franz.

Umſpielen liebekoſend Frühlingslüfte
Gras, Blume, Baum,
Wie Liebestraum
Hängt Roſenbluth um Felſenklüfte.
Um Grotten ſchwanken
Die Geisblattranken,
Des Himmels Ferne
Erhellen tauſend goldne kleine Sterne.

Rudolph.

Erhellen tauſend goldne kleine Sterne
Die Nacht ſo hold,

Der Brunnen Gold
Gießt strahlend sich zur Erde gerne:
Mit Liebesblicken
Uns zu beglücken
Schaut hoch hernieder
Die Liebe, giebt uns unsre Grüße wieder.

Franz.

Die Liebe giebt uns unsre Grüße wieder,
Drum Blumenwelt
Uns zugesellt,
Gesandt von ihr des Waldes Lieder:
Sie schickt die Rose
Daß sie uns kose,
Wie uns zu danken
Glänzt sie daher und lacht aus Epheuranken.

Rudolph.

Glänzt sie daher und lacht aus Epheuranken?
Ja, Lilienpracht
Scheint hell mit Macht,
Ihr Glanz belebt den Liebeskranken,
Und leise drücken
Wie Kuß, Entzücken
Auf Lilien-Wange,
Daß hold die Liebe Dank von uns empfange.

Franz.

Daß hold die Liebe Dank von uns empfange
Wird Mädchenmund
In trauter Stund
Geküßt bei Nachtigallgesange:

Die Liebe höret
Was jeder ſchwöret,
Sie wacht den Eiden,
Sie ſtraft den Frevelnden mit bittern Leiden.

Rudolph.

Sie ſtraft den Frevelnden mit bittern Leiden,
Wann er erglüht
Das Mädchen flieht,
Und ſelbſt die Häßlichen ihn meiden;
In Händen welken
Ihm Roſ' und Nelken,
Die Himmelslichter
Erblaſſen ihm, er ſingt als ſchlechter Dichter.

Und darum wollen wir lieber aufhören, ſagte Rudolph, indem er aufſtand, denn ich gehöre ſelbſt nicht zu den unbeſcholtenſten.

Die beiden Freunde gingen zurück. Der Abend hatte ſich ſchon mit ſeinen dichteſten Schatten über den Garten ausgeſtreckt, und der Mond ging eben auf. Franz ſtand ſinnend am Fenſter ſeines Zimmers, und ſah nach dem gegenüber liegenden Berge, der mit Tannen und Eichen bewachſen war, zu ihm hinauf ſchwebte der Mond, als wenn er ihn erklimmen wollte, das Thal glänzte im erſten funkelnd gelben Lichte, der Strom ging brauſend dem Berge und dem Schloſſe vorüber, eine Mühle klapperte und ſauſ'te in der Ferne, und nun aus einem entlegenen Fenſter wieder die nächtlichen Hörnertöne, die dem Monde entgegen grüßten, und drüben in der Einſamkeit des Bergwaldes verhallten.

Müſſen mich dieſe Töne durch mein ganzes Leben

verfolgen? seufzte Franz; wenn ich einmal zufrieden und mit mir zur Ruhe bin, dann dringen sie wie eine feindliche Schaar in mein innerstes Gemüth, und wecken die kranken Kinder, Erinnerung und unbekannte Sehnsucht wieder auf. Dann drängt es mir im Herzen, als wenn ich wie auf Flügeln hinüberfliegen sollte, höher über die Wolken hinaus, und von oben herab meine Brust mit neuem, schöneren Klange anfüllen, und meinen schmachtenden Geist mit dem höchsten, lezten Wohllaut ersättigen. Ich möchte die ganze Welt mit Liebesgesang durchströmen, den Mondschimmer und die Morgenröthe anrühren, daß sie mein Leid und Glück wiederklingen, daß die Melodie Bäume, Zweige, Blätter und Gräser ergreife, damit alle spielend mein Lied wie mit Millionen Zungen wiederholen müßten. —

In der Einsamkeit spielte und sang er in leisen Tönen folgendes Lied, in welchem er die heitre Beklemmung, die süße Müdigkeit, die Träume, die schon die Stunde der Nacht im voraus besuchen, aussprechen wollte.

Mondscheinlied.

Träuft vom Himmel der kühle Thau,
Thun die Blumen die Kelche zu,
Spätroth sieht scheidend nach der Au,
Flüstern die Pappeln, sinkt nieder die nächtige Ruh'.

Kommen und gehn die Schatten,
Wolken bleiben noch spät auf,
Und ziehn mit schwerem, unbeholfnem Lauf
Ueber die erfrischten Matten.

Schimmern die Sterne und schwinden wieder,
Blicken winkend und flüchtig nieder,

Wohnt im Wald die Dunkelheit,
Dehnt ſich Finſter weit und breit.

Hinter'm Waſſer wie flimmende Flammen,
Berggipfel oben mit Gold beſchienen,
Neigen rauſchend und ernſt die grünen
Gebüſche die blinkenden Häupter zuſammen.

Welle, rollſt Du herauf den Schein,
Des Mondes rund freundlich Angeſicht?
Es merkt's und freudig bewegt ſich der Hain,
Streckt die Zweig' entgegen dem Zauberlicht.

Fangen die Geiſter auf den Fluthen zu ſpringen,
Thun ſich die Nachtblumen auf mit Klingen,
Wacht die Nachtigall im dickſten Baum,
Verkündet dichteriſch ihren Traum,
Wie helle, blendende Strahlen die Töne nieder fließen,
Am Bergeshang den Wiederhall zu grüßen.

Flimmern die Wellen,
Funkeln die wandernden Quellen,
Streifen durch's Geſträuch
Die Feuerwürmchen bleich. —

Wie die Wolken wandelt mein Sehnen,
Mein Gedanke, bald dunkel, bald hell,
Hüpfen Wünſche um mich wie der Quell,
Kenne nicht die brennenden Thränen.

Biſt Du nah, biſt Du weit,
Glück, das nur für mich erblühte?
Ach! daß es die Hände biete
In des Mondes Einſamkeit.

Kömmt's aus dem Walde? ſchleicht's vom Thal?
Steigt es den Berg vielleicht hernieder?
Kommen alte Schmerzen wieder?
Aus Wolken ab die entfloh'ne Qual?

Und Zukunft wird Vergangenheit!
Bleibt der Strom nie ruhig ſtehn.
Ach! iſt Dein Glück auch noch ſo weit,
Magſt Du entgegen gehn;
Auch Liebesglück wird einſt Vergangenheit.

Wolken ſchwinden,
Den Morgen finden
Die Blumen wieder:
Doch iſt die Jugend einſt entſchwunden,
Ach! der Frühlingsliebe Stunden
Steigen keiner Sehnſucht nieder.

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Morgen ſtand der junge Mahler früh auf und durchſtreifte die Säle des Schloſſes. Er ſtand vor dem Bilde eines Mannes ſtill, das ihm bekannt ſchien, der Abgebildete war in Rittertracht und das Geſicht deſſelben hatte einen anmuthigen Ausdruck. Indem er noch ſann, kam Rudolph zu ihm, welcher ihn aufſuchte, um auf einige Tage Abſchied von ihm zu nehmen, weil er mit ſeinem dichteriſchen Vetter eine Reiſe in das Land thun wollte, um andre, noch entferntere Anverwandte zu beſuchen. Franz machte ihn auf das Bild aufmerkſam, und glaubte nach längerer Betrachtung jenen Mönch wie-

der zu erkennen, welcher ihn ſo angezogen hatte, doch Franz eilte nach ſeiner leichtſinnigen Art über dieſe ſcheinbare Entdeckung weg, und zog ihn zum Frühſtück, nach welchem er ſogleich abreiſen wollte.

Franz trennte ſich ungern von ihm, weil er ſich im weitläuftigen Hauſe unter ſo vielen Menſchen ohne ihn einſam fühlte. Die Gräfinn ließ ihn rufen, um ihr Bild anzufangen. Sie war in einem leichten, reizenden Morgenkleide und kam ihm mit der lieblichſten Freundlichkeit entgegen. Ich habe Euch darum ſo früh rufen laſſen, fing ſie an, weil ich wünſche, daß Ihr mein Bild, welches Ihr für mich mahlen wollt, mit der größten Luſt ausführtet; ich habe aber immer geglaubt, daß auf die Kleidung, ihre Form und Farbe vieles ankomme, und darum will ich mit Euch wählen, welche Ihr mir am zuträglichſten haltet. Ihr, als Mahler, müßt das am beſten verſtehn, und die Weiber, welche gefallen wollen, ſollten die Künſtler öfter zu Rathe ziehn.

Sie ging mit ihm in ein anſtoßendes Zimmer, deſſen Fenſter von außen mit grünen verſchränkten Zweigen bekleidet waren, und ein dämmerndes Licht, wie in einer traulichen Kapelle bildeten; hier erſchien die Gräfinn in ihren leichten und anmuthigen Bewegungen noch reizender. Es waren Kleider von verſchiedenen Farben ausgebreitet, Franz wählte ein grünes von Sammet, deſſen Ausſchnitte mit Gold reich und prachtvoll geſchmückt waren; er entfernte ſich wieder in den Saal, und nach wenigen Minuten ſtand ſie vor ihm, das grüne Gewand weit und anmuthig um ſie fließend, Aermel, Saum und Buſen von Golde glänzend, und auf den ſchweren niederhängenden Locken ein goldenes Netz, das halb das Haupt von einer Seite nur bedeckte, mit grünem Bande, wie mit Laub

durchzogen. Sie nahte ihm lächelnd, und Franz fühlte in diesem Augenblicke, welche wunderbare Macht die Schönheit über das Herz ausüben könne, denn eine plözliche Entzückung traf ihn wie ein Blitz, und er fühlte sich wie ohnmächtig. Noch bestimmter glaubte er die Unbekannte in diesem Schmucke vor sich zu sehn. Er mußte sich mit ihr vor einen großen Spiegel stellen, und er meinte in ein Zauberreich hinein zu schauen, als ihm im Spiegel die edle Gestalt mit den leuchtenden Augen und frischen Lippen schalkhaft und vertraulich anlächelte. Nun, sagte sie, indem sie sich in einen Sessel warf, und den entblößten runden Arm mit seinem weißen Glanze auf seiner Schulter ruhen ließ, — wie findet Ihr mich so? Sternbald konnte erst keine Antwort auf diese Frage finden, endlich sagte er: glaubt mir nur, schönste Frau, daß ich noch nie geschmeichelt habe, aber wie der, der plözlich zum erstenmal die schönste Musik in seinem Leben hörte, nicht gleich würde sagen können, wie und warum sie ihn entzücke, und welche Töne ihn am meisten hinrissen, so ist es mir bei Eurem Anblick: ich bin zu sehr von diesem Glanz überschüttet und geblendet, um wissen zu können, wann Ihr am schönsten seid.

Die Gräfinn wurde still und nachdenkend, sie ließ den reizenden Arm herunter fallen und sah vor sich hin, so daß die langen finstern Augenwimpern die feinen Wangen beschatteten. Warum nur, sagte sie endlich, immer wieder diese Freude an solchem Worte, und warum erschüttert es fast die Seele, wenn es so ernst und eindringlich gesprochen wird? Ich muß und will Euch glauben, daß Ihr nicht lügt, — und doch, — auch die Schönheit ist Lüge, Täuschung, Traum; sie flieht wie der Frühling, wie der Gesang, wie die Liebe, und nichts ist beständig,

als dieſe unglückſelige Unbeſtändigkeit. Mit einem tiefen Seufzer entfernte ſie ſich, ſie ſang drinnen einige wehmüthige Töne, und kam in einem ſchwarzen Atlas-Kleide zurück, indem noch ein Thränchen, wie eine Perle, in den langen Wimpern hing. Goldene Spangen umſchloſſen den Arm, Perlen glänzten auf dem weißen Halſe, und goldene Ketten wiegten ſich auf dem Buſen. Ich bin ſehr ernſt, ſagte ſie, und will nicht Euer Lob und Eure Bewunderung; zeichnet jezt, bei der erſten Anlage des Bildes kommt es auch nicht ſo ſehr darauf an, wie ich gekleidet bin. Der Mahler machte ſich an die Arbeit. Der Ausdruck ihres ſchönen Angeſichtes war jezt ein ſehnſüchtig ſchwermüthiger. Indem er zeichnete, ſah ſie ihn oft lange ſtumm und bedeutend an, als wenn ſie mit der Seele verlorenen Erinnerungen nachginge. Ihm wurde ängſtlich zu Sinne, ſeine Hand irrte oft, und er war endlich froh, als die Sitzung geendigt war. Morgen, ſagte die Gräfinn, wollen wir heiterer ſeyn, indem ſie ihm die Hand zum Kuſſe reichte.

Am andern Morgen fand er die Gräfinn auf einem Ruhebette in Thränen aufgelöſ't, ein dunkler Purpur umhüllte den ſchönen Leib, die reichen und lockigen Haare ſchwellten in lieblicher Verwirrung auf Nacken, Bruſt und Schultern: der junge Mahler glaubte ſie noch nie ſo ſchön geſehn zu haben, er war von dem Anblicke entzückt, aber doch von ihren Schmerzen innigſt bewegt. Ein junges Mädchen ſaß neben ihr, die eine Laute in Händen hatte, worauf ſie eben geſpielt zu haben ſchien. Die Gräfinn ſezte ſich aufrecht, ſtrich ihr ſchweres Haar etwas zurück, und ließ das holdſeligſte Lächeln durch die weinenden Mienen ſcheinen. Vergebt mir, ſagte ſie, meine Trauer, wodurch ich Eure Arbeit erſchweren werde; es iſt

überhaupt wohl kindiſch, daß ich dieſes Bild wünſche, um mich daran zu erfreuen, mich ſollte gar nichts mehr freuen, denn mein Leben iſt verloren, und doch geben wir auch im höchſten Leid unſer Herz immer wieder dem thörichten Spiel der Luſt, dem lügenden Troſt, der gaukelnden Hoffnung hin, und vergeſſen, daß nur in des Schmerzes tiefſter Innigkeit für uns die wehmüthige Freude, der Himmel der ewigen Thränen wohnt.

Wie in Euch das Leid erſcheint, ſagte Sternbald, iſt es etwas ſo Herrliches, daß ich mir wohl vorſtellen kann, viele möchten wünſchen, Euch dieſen Zauber nachſpielen zu können, und ich erlebe jezt, was ich keinem Dichter geglaubt haben würde, daß die Schönheit Alles in Schönheit verwandelt, und daß aus Thränen und Weh der Reiz ſo ſüß hervor blicken kann, als aus dem ſchalkhaften Glanze der Augen.

Ihr mahlt! rief die Gräfinn ſcherzhaft auffahrend, ich fürchte, meine Gegenwart verdirbt Euch, da Ihr mit jedem Tage ſchlimmer ſchmeicheln lernt. Indem Sternbald arbeitete, ſagte ſie nach einer Pauſe: ſinge jezt, Kind, eins von den Liedern, die Du kennſt. Welches? fragte das junge Mädchen. Was Dir zuerſt einfällt, ſagte die Gräfinn, nur nichts Schweres, etwas Leichtes, Schwebendes, das nur in Tönen lebt.

Das Mädchen ſang mit zarter Stimme:

Laue Lüfte
Spielen lind,
Blumendüfte
Trägt der Wind,
Röthlich ſich die Bäume kräuſeln,
Lieblich Wähnen
Zärtlich Sehnen
In den Wipfeln, abwärts durch die Blätter ſäuſeln.

Rufſt Du mich,
Süßes Klingen?
Ach! geheimnißvolles Singen,
Biſt nicht fremd, ich kenne Dich!
Wie die Tauben
Zärtlich lachen, girren, koſen,
Alſo mir im bangen Herzen
Schlagen Fitt'ge Luſt und Schmerzen;
Zu den dunkeln Dämmerlauben,
Zu den Blumenbeeten, Roſen
Wandl' ich, ruf' ich, ſchau' umher —
Und die ganze Welt iſt leer.

In die dichte Einſamkeit
Trag' ich meiner Thränen Brand;
Ach! kein Baum thut mir bekannt,
Sez' mich an des Bronnens Rand:
Vogel wild die Töne ſchreit,
Echo hallt,
Hirſchlein ſpringt im dunkeln Wald.

Und es brauſ't herauf, herunter,
Waldſtrom klingt durch ſeine Klüfte,
Seine jungen Wellen ſpringen
Auf den Felſenſtufen munter,
Adler ſchwingt ſich durch die Lüfte: —
Thränen, Rufen, Klagen, Singen,
Könnt ihn nicht zurück mir zwingen?
Garten, Berge, Wälder weit
Sind mir Grab und Einſamkeit.

Während des Liedes ſchien es dem Mahler, als wenn eine Verklärung mit ſüßem Glanz durch alle Adern des Angeſichtes ſich verbreite und wie ein Licht aus der ſchö-

nen Stirn hervor dringe; alle Züge wurden noch ſanfter und ſinniger, er fühlte ſich von dieſer ausſtrömenden Klarheit wie geblendet. Aber die Töne gaben ihm Ruhe und Heiterkeit, er konnte mit Sicherheit arbeiten, indem die Schöne das Lied noch einigemal wiederholen ließ.

Nun laßt des Mahlens für heute genug ſeyn, rief die Gräfinn plözlich, es ermüdet nichts ſo ſehr, als dieſes ſtarre vor ſich Hinblicken, ohne Gedanken und Unterhaltung. Kommt, mein junger Freund, und erzählt mir etwas von Euch, von Eurem Leben, von Euren Reiſen, und daß es ja nur recht wichtig und luſtig iſt.

Sternbalds Verlegenheit wurde erneuert, er fing an von Dürer, Sebaſtian und Nürnberg zu ſprechen, dann von Floreſtan und ihrer Reiſe, und mühte ſich ab, ſo erheiternde Gegenſtände aufzufinden, als ihm ſeine Phantaſie nur darbieten wollte. Die Gräfinn hörte ihm freundlich zu, und nach einiger Zeit ſandte ſie die Sängerinn mit einem Auftrage fort. Wenn es Euch gefällt, ſagte ſie, wieder an die Arbeit zu gehen, werdet Ihr mich erfreuen, denn ich bin heut in der Stimmung, recht geduldig zu ſizen. Franz fing wieder an zu mahlen, und bald ließen ſich vom Garten herauf Waldhörner mit muntern und ſehnſüchtigen Melodieen abwechſelnd vernehmen. Sie wurde ſehr nachdenkend, und verfiel nach einiger Zeit wieder in ihre erſte Trauer. Wie glücklich, dachte Franz bei ſich ſelbſt, ſind doch die Reichen, daß Kunſt und edler Genuß ſie immerdar umgeben kann, daß ihr Leben ſich in ein anmuthiges Spiel verwandelt, daß ſie das Antlitz der Noth und die ſtrenge drohende Miene des Lebens nur von Hörenſagen und aus Erzählungen kennen: immer umduftet und umlacht ſie ein heiterer Frühling; und das iſt es auch wohl, warum die Sterblichen nach Schätzen geizen,

und athemlos aber unermüdet der blinden Glücksgöttinn nachrennen, um dieſe irdiſche Seligkeit zu erſchaffen, obgleich die meiſten nachher zu vergeſſen ſcheinen, weshalb ſie ausgegangen waren Indem er wieder von der Arbeit aufſah, fand er die ſchöne Geſtalt in Schmerzen aufgelöſt; ſie winkte ihm, zu endigen, er ſtand auf und verbeugte ſich, aber als er in der Thüre war, rief ſie ihn zurück: kommt morgen um dieſe Zeit wieder, ſprach ſie und reichte ihm freundlich die Hand, aber das Bild wird nicht gelingen, denn niemals kann ich wieder fröhlich ſeyn, in dieſen Thränen und Klagen werdet Ihr mich immer finden.

Franz hatte geäußert, daß er ſie noch einmal in der Jägertracht als Jüngling zu ſehen wünſche, und daß dieſe Kleidung ſich vielleicht auf dem Bilde am anmuthigſten ausnehmen würde, aber dennoch war er verwundert, ſie am folgenden Tage ſo im Saale ſtehen zu ſehn, den Jagdſpieß in der Hand, das goldne Hifthorn um die Schultern geworfen, den Hut muthig in das Auge gedrückt und von der Seite geſchoben, unter welchem ſich quellend die braunen Locken von allen Seiten hervor drängten. Gefalle ich Euch denn nun ſo? fragte ſie ihn mit einem kecken Ausdruck. So ſehr, daß ich die Worte dazu nicht finden kann, ſagte Franz lächelnd; wer fühlte ſich nicht im voraus beſiegt, wenn Ihr ſo kriegeriſch auf ihn zuſchreitet?

Das Gemählde des Ritters war aufgeſtellt, und die Gräfinn fuhr fort: dieſen Mann müßt Ihr neben mich mahlen, aber ſo viel als möglich aus Eurer Phantaſie und nach meiner Beſchreibung, denn dieſes Bild rührt von einem wahren Stümper in der edlen Kunſt her, der es noch niemals gefühlt hatte, welche Holdſeligkeit, welcher

Liebreiz und Ausdruck der Seele ſich im menſchlichen Antlitze abſpiegeln kann, aber noch viel weniger dieſen Zauber in den Farben nachzuſchaffen wußte, drum ſieht dieſer Kopf freilich jenem Ritter immer noch ähnlicher, als mir oder Euch, aber von des Entfernten Weſen ſelbſt iſt auch kein Schatten dargeſtellt. Könnt Ihr Euch nun vielleicht eine Klarheit des Auges denken, das eben ſo viel Treue als Schalkheit auf Euch blitzt, einen Mund, der mit Witz und Scherz und Liebesrede wie eine junge Morgenroſe aufblüht, eine ernſte Stirn, durch die es wie ein Geiſt hervor leuchtet, welcher allen gebietet, Wangen und Kinn ſo unſchuldig und klug, ſo zärtlich und wohlwollend, und wieder wie ein Spielplatz der feinen Liſt und des harmloſen Spottes, die wie junge Liebesgötter in Blumen hüpfen, und ſich und andre verhöhnen im lieblichen Kriege? Seht, wie kalt iſt dagegen dieſes Bild! O freilich darinn ihm jezt ähnlich, denn ſo kalt, ſo todt, mir und meiner Liebe abgewandt iſt er ſelbſt.

Ihr verlangt aber auch etwas Unmögliches vom Mahler, ſagte Franz. O hättet Ihr ihn nur gekannt! rief ſie aus, dies bewegliche und doch ſo ruhige Geſicht, das ſo fein und ausdrucksvoll war, daß jede Gemüthsbewegung leuchtend hindurch ging, wie ein ferner Blitz durch Wolken fährt. Wenn ich nur den Pinſel führen könnte, ſo ſolltet Ihr ſehn, welch ein Gebild ſich auf der Tafel ausbreiten ſollte. Mahlt ihn an meiner Seite, oder knieend, oder mir zum Abſchied die Hand reichend. Ach! welche ſelige, welche ſchmerzhafte Erinnerung! Ich glaube, kein Mädchen hat noch ſo geliebt, wie ich, keine iſt noch mit ſo ſchnödem Undank betrogen worden. — Aber, nicht wahr, Mahler, ſo ganz darf ich nicht als Jüngling erſcheinen, wenn in dem Bilde ein Sinn ſeyn ſoll? Man muß

es doch fühlen und sehn, daß er mein Geliebter ist, darum mahlt ihn im Walde knieend zu meinen Füßen; auch muß in meiner Tracht einiges geändert werden.

Mit diesen Worten warf sie den Hut vom Kopfe, und die Fülle der schwarzen Locken ringelte sich auf Brust und Schultern hinab, sie lüftete den feinen Spitzenkragen und das grünseidene Wamms, und machte den glänzenden Hals und Busen etwas frei. Kommt! rief sie, indem sie sich nieder sezte, Ihr habt mir noch niemals die Haare geordnet, um zu sehn, welche Art sie zu tragen am besten zu meinem Gesichte paßt, und Ihr als Künstler müßt damit vorzüglich gut Bescheid wissen, ringelt Sie jezt, wie es Euch gut dünkt, oder steckt sie auf, oder laßt einzelne Locken schweben, bedeckt die Stirn, oder macht sie frei, ganz nach Eurem Gefallen.

Franz, dem dergleichen Uebungen bei seinem Dürer nicht vorgekommen waren, näherte sich schüchtern und verlegen. Die seidenen Haare wogen schwer in seiner Hand, er zitterte, indem er den weißen Nacken berührte, und von hinten stehend, sein Blick in den blendenden Glanz der Busenhügel fiel. Sie hatte einen kleinen Spiegel in der Hand, und da sie sein Zaudern bemerkte, sagte sie: nun, warum könnt Ihr Euch nicht entschließen? Er ließ die langen dunkeln Haare von allen Seiten schweben und stellte sich dann vor sie hin, um sie zu betrachten; dann ringelte er sie in einzelnen Flechten, und endlich hob er das Gelock über die Stirne empor, sie sah ihn freundlich und schalkhaft an und rief: Nicht wahr, so bin ich ein ganz anderes Wesen? Die reine Stirn glänzte, die Augen funkelten, sie war bezaubernd schön in dieser Stellung. Wißt Ihr aber auch, fuhr sie fort, daß Ihr, wenn man Euch so nahe ansieht, recht schöne und treuherzige Augen

habt? Sie ſtand auf, legte ihm die Hand auf die Schulter, betrachtete ihn ganz nahe und ſagte: Wirklich, man muß Euch gut werden, wenn man Euch recht anſchaut, ich denke mir, daß ein Mädchen Euch einmal recht muß lieben können. Mit dieſen Worten drückte ſie ihm einen Kuß auf die Stirn und entfernte ſich.

Franz ging unruhig auf und ab und ſagte zu ſich: wahrlich, ich hätte nie geglaubt, daß das Mahlen ein ſo beſchwerliches Handwerk ſei! Auch habe ich nie etwas von dieſen Gefahren vernommen; auf dieſem Wege dürfte ich das Wenige, was ich von der Kunſt gefaßt habe, ganz wieder verlernen. Die Gräfinn kam zurück und hatte ein buntes ſeidenes Tuch nachläſſig umgeſchlagen, ein Brett auf das ſchöne Haupt geſezt, und ſagte, indem ſie des Mahlers Hand nahm: kommt, Ihr ſollt mich auf einen Spaziergang begleiten, Ihr ſeid es werth, daß ich Euch meine Geſchichte vertraue. Er folgte ihr, und ſie gingen durch den Garten jenem anmuthigen Walde zu, wo Sternbald ſie zuerſt geſehn hatte. Der junge Arnold kam ihnen nach, um ſich zu ihnen zu geſellen, aber die Gräfinn wies ihn mit einem Winke zurück. Als ſie zu dem Hügel gekommen war, wo die Jagd damals um ſie verſammelt geweſen, ließ ſie ſich nieder und Sternbald mußte ſich neben ſie ſezen.

Schon früh, ſo fing ſie ihre Erzählung an, verlor ich meine Eltern. Weil mir dadurch eine große Erbſchaft und der Beſitz ſchöner Güter zugefallen war, ſo ward ich aus der Nachbarſchaft wie aus der Ferne von vielen Menſchen aufgeſucht, die mir ſchmeichelten, und allen meinen ſchnell wechſelnden Launen entgegen kommen wollten. Jung wie ich war, hielt ich mich wirklich bald für eine ſeltene Erſcheinung an Geiſt und Witz, das übertriebene

Lob meiner Bewunderer überredete mich in kurzem, daß meine Schönheit ganz außerordentlich sei. Die jungen wie die älteren Männer bewachten meine Schritte und jeder suchte mich auf seine Art zu gewinnen. Sie hatten mich erst stolz und übermüthig gemacht, und nicht dabei überlegt, daß eben dieser Stolz ihre kriechenden aber anmaßenden Bewerbungen, ihre plumpe Heuchelei, ihre Vergötterung meiner Gestalt und Vorzüge, hinter welcher ich nicht nur eine Geringschätzung meiner selbst, sondern des ganzen weiblichen Geschlechtes sah, aus dem Felde schlagen würde. Ich verachtete bald alle diese eigennützigen Wesen ohne Herz und Empfindung, und meine Lust war es, sie diese Verachtung fühlen zu lassen, mein Triumph und Hohn wurde endlich so deutlich, daß sich einer nach dem andern zurück zog, und ich in den Ruf kam, eine Feindinn der Männer zu seyn. Seitdem näherten sich mir andere und bessere, und ich bemerkte an manchem Reize und Gaben des Geistes, welche mich anzogen, doch konnte ich sie eben so ruhig abreisen sehen, wie ich sie froh und freundlich aufgenommen hatte. Diese Ruhe meines Herzens war mein größter Stolz, ich meinte, was ich von Liebe gehört, sei nur eine Erfindung begeisterter Dichter. Ja, ich kann es nicht läugnen, ich spielte wohl mit der bessern Empfindung manches Jünglings, und freute mich, ihn von meinen Blicken abhängig zu machen, ohne dann seine Unruhe, seine Heftigkeit und Trauer zu bemerken oder zu erwiedern. Aber schon nahte derjenige, den das Schicksal zu meiner Bestrafung abgesandt hatte. Ein junger Ritter kam hieher, der, wie er sagte, aus Franken gebürtig war. Ich hatte noch nie die Würde und die Liebenswürdigkeit des Mannes gesehn: sein stiller, ernster und feuriger Blick, sein holdseliges Lächeln, seine tönende

Sprache, und die Wahl ſeiner Worte, ſein Gang, die Stellung, die Art ſich zu kleiden, alles, alles an ihm verſezte mich außer mir ſelbſt; meine Unruhe, wenn er nicht zugegen, meine ſüße Angſt, meine peinigende Wonne, wenn er mir gegen über ſtand und ſaß, waren unbeſchreiblich, meine ganze Seele gehörte ihm ſchon, noch ehe ich darauf fiel, dieſe Empfindung, die alle meine Kräfte abwechſelnd erhöhte und vernichtete, Liebe zu nennen.

Ich erſchrack und zitterte doch vor Freude, als ich mir dieſes Wort der Wunder und des Zaubers in meinem Herzen ausgeſprochen hatte.

Wie man an heißen Tagen, ſchmachtend und ermüdet auf weitem Gefilde, ſich des Haines liebliche Kühlung und ſeine rauſchenden Schatten wünſcht, um ſich tief in der dunkeln Grüne zu ergehn und immer weiter in das dicht verflochtne Labyrinth zu dringen, wie im Durſt wir die Felſenquelle erſehnen, und uns den Born lieblich ſpringend und tönend vorſtellen, und meinen, nicht voll genug könnten wir das Labſal ſchöpfen: ſo war es meiner heißen Seele, die ſich bei ihm in die liebliche Kühle ſeines Innern, in den Reichthum ſeiner himmliſchen Gedanken und Gefühle tief hinein zu retten ſuchte, um aus dem Born des friſcheſten Herzens den Durſt zu ſtillen, der mich bis dahin in leerer Welt gequält hatte, ohne gewußt zu haben, daß ich an dieſer Sehnſucht erſtarb. Wie holde Lauben mit Vogelgeſang und Blumenranken, wie Felſenthäler mit klingenden Waſſerfällen, wie die Wunder ferner Welt, die oft meine Phantaſie geahndet hatte, wie die reine Entzückung, die uns aus Liedern, von Gemählden herab ſtrahlend umſpielt: ſo allgenügend, ſo vielfach, ſo ganz erfüllend war mir ſeine Gegenwart. Habe ich denn bisher nicht gelebt? ſprach ich zu mir ſelber. War es denn nicht

dieſelbe Sigismunde, die dachte und träumte und ſang? Ich habe ja doch nun erſt meine Seele, mich ſelbſt gefunden, und hinter mir liegt mein voriges Leben wie eine wüſte Steppe, oder verbrannte Haide, und jezt erſt hat mich der holdſeligſte Garten mit Blumen, Bäumen, rauſchenden Brunnen, Frühlingsſchein und Stern- und Mondglanz in Empfang genommen. O wie ſüß war mein Traumſpiel, das jezt mein Leben geworden war! die ganze Welt war in rührende Zärtlichkeit aufgelöſt.

Welch Entzücken durchſtrömte meine Seele, als ich es fühlte, wie unſre Sehnſucht ſich begegnete, als er mir in einſamer Stunde ſeine Liebe geſtand, als er beſchämt erzählte, wie ſehr er geſtrebt habe mir auszuweichen und ſich mir zu entfremden, weil er arm und ohne Güter ſei: welch ſeliges Gefühl, mich und alles was ich beſaß vor ihn als ſein Eigenthum hinzuwerfen! Aber wie gefährlich iſt das Wort der Lippe, wie unverſtanden und räthſelhaft der Ton „Liebe", und wie ſeltſam zauberiſch in ſeinen Wirkungen, daß es ſchien, als rinne der Quell der Wonne ſchwächer in uns, ſeit wir jenen Laut geſprochen, als falle ein langſamer Tod auf alle Blüthen unſers reichen Innern. Ich ſah es, wie er ſich verzehrte, eine troſtloſe Bangigkeit wühlte in meinem Herzen. Oft blizte noch wieder die alte Sehnſucht, der Götterrauſch auf, aber nur dunkler ſchien nachher der Kerker des Innern. Wir ſprachen Worte, die wir nicht verſtanden, wir waren uns fern in der nächſten Nähe: der Engel, der uns wie girrende junge Täubchen unter ſeine Flügel genommen hatte, war wieder hinweg geflogen, und wir fühlten die kalte Trübſal der Welt, die todte Einſamkeit ſelbſt in Blick und Händedruck. Hier an dieſer Stelle ſah ich ihn zum leztenmal, hier ſchien noch einmal ſein kindliches, holdſeliges Lächeln mich

an; einen Freund wolle er beſuchen, ſo ſprach ſein Mund, und ich habe ihn nicht wieder geſehn.

O ihr neidiſchen Mächte! ſeitdem war er mir zurück gegeben. Die Kluft meiner Seele fiel zu, die Ströme der Liebe brachen den ſtarren Fels, und Wunderblumen ſchauten wieder in die klaren Wellen, ganz, ganz war er wieder mein, der volle Frühling wieder herein gewachſen, aber zugleich ſchritt nun der herbe Schmerz und die Verzweiflung auf mich zu, daß er mir verloren ſei, daß ich ihn vertrieben, daß er wohl mir, ich aber nicht ihm gehöre, weil ſein inures Licht vielleicht noch von jener finſtern Decke verhüllt werde, die unſre Liebe zum Geſpenſt gemacht hatte. Nun rief ich dem Echo, den Felſen und Waſſerquellen; die ziehenden Vögel und Wolken und meine ſchnelleren Liebesgedanken ſandte ich ihm nach. Ach! in ſeltnen lieben Augenblicken war es, als kehrten ſeine Wünſche aus der Ferne gaſtlich bei mir ein, dann iſt eine Seligkeit! in meinen fließenden Thränen, wie ich ſie eben jezt empfinde.

Sternbald war hingeriſſen, erſtaunt und gerührt, er ſuchte die einſchmeichelndſten, lindeſten Worte, und ſie wie Blumen um das Herz der ſchönen Traurigkeit zu legen, und erzählte von jenem verkleideten Mönche, den er neulich dieſem Gebiete ganz nahe geſehen habe, und der dem Ritter des Bildes ſo auffallend ähnlich ſehe. Er muß es ſeyn, ſo ſchloß er; und was anders ſollte ihn wohl hieher getrieben haben, als die nehmliche Sehnſucht, die neue Kraft der Liebe, die auch in ihm durch die Schrecken der Ferne wieder aufgegangen iſt? Ja, jenes Lied hat Euch prophetiſch geantwortet:

Treulieb' iſt nimmer weit,
Ihr Gang durch Einſamkeit
Iſt Dir, nur Dir geweiht.

Es ſei, ich glaube daran, rief ſie aus, ich nehme das liebe Kind Hoffnung von neuem in meine Arme. O welchen Troſt habt Ihr mir aus der Ferne herüber gebracht! So ſandte der Himmel frommen Einſiedlern Brod in die Wüſte durch das Geflügel der Luft. Ja, wie ein Engel ſeid Ihr mit dieſer Friedensbotſchaft in mein verwaiſtes Haus getreten. O Waldrevier! O grüner Raſenplatz! O Felſenbach! hört Ihr es wohl? Er iſt wieder in Eurer Nähe! Singt nun, Nachtigallen, mit doppler Macht, ſchlage Du Herz nun freudiger fort!

Sie lehnte ſich, in ſich hinein lächelnd, an den Baumſtamm, und ſang dann mit lauter Stimme:

Was halt' ich hier in meinem Arm?
Was lächelt mich an ſo hold und warm?
Es iſt der Knabe, die Liebe!
Ich wieg' ihn und ſchaukl' ihn auf Knie und Schooß,
Wie hat er die Augen ſo hell und groß!
O himmliſche, himmliſche Liebe!

Der Junge hat ſchön krausgoldenes Haar,
Den Mund wie Roſen hell und klar,
Wie Blumen die liebliche Wange;
Sein Blick iſt Wonne und Himmel ſein Kuß, —
Red' und Gelach Paradieſesfluß,
Wie Engel die Stimm' im Geſange.

Und liebſt Du mich denn? — Da küßt er ein Ja!
Und wie ich ihm tief in die Augen nun ſah,
Da ſchlägt er mir grimmige Schmerzen;
O böſes Kind! ei wie tückiſch Du!
Wo iſt Deine Milde, die liebliche Ruh?
Wo Deine Sanftmuth, Dein Scherzen?

Da geht ein ſüß Lächeln ihm über's Geſicht:
Ich liebe Dich nicht! ich liebe Dich nicht!
Da ſez' ich ihn nieder zu Füßen.
O weh mir! ſo ruft nun und weinet das Kind,
Du Böſe, o nimm mich auf geſchwind,
Ich will, ich muß Dich küſſen.

Ich heb' ihn empor, er ſchreiet nur fort,
Er hört auf kein liebkoſendes Wort,
Er ſpreitelt mit Beinen und Händen:
Mich ängſtiget und betäubt ſein Geſchrei,
Mich rühren die rollenden Thränen dabei,
Er will die Unart nicht enden.

Und größer die Angſt, und größer die Noth,
Ich wünſche mir ſelbſt und dem Kleinen den Tod,
Ich nehm' ihn und wieg' ihn zum Schlafe:
Und wie er nur ſchweigt, und wie er nur ſtill,
Vergaß ich, daß ich ihn züchtigen will,
Meine Lieb' ſeine ganze Strafe.

Da ſchlummert er ſüß, es hebt ſich die Bruſt
Vom lieben Athem, ich ſätt'ge die Luſt
Und kann genug nicht ſchauen:
Wie iſt er ſo ſtill? Wie iſt er ſo ſtumm?
Er ſchlägt nicht, und wirft ſich nicht wild herum,
Er tobt nicht! es befällt mich ein Grauen.

O könnte der Schlaf nicht Tod auch ſeyn?
Ich weck' ihn mit Küſſen; nun hör' ich ihn ſchrein,
Nun ſchlägt er, nun koſ't er, meine Wonne, mein Sorgen,
Dann drückt er mich an die liebliche Bruſt,
Nun bin ich ſein Feind, dann Freund ihm und Luſt: —
So geht's bis zum Abend vom Morgen.

Der Ausdruck war unbeſchreiblich, mit welchem ſie dieſe Verſe ſang, die ſie im Augenblicke zu erfinden ſchien. Franz war in ihrem Anblick verloren. Sie ſtand auf und lehnte ſich ermüdet an ihn, er mußte ſie durch die Baumgänge bis nach dem Garten des Schloſſes zurück führen. Noch einmal dank' ich Euch für die tröſtliche Nachricht, ſagte ſie mit einem Händedrucke, verließ ihn und ging hüpfend in das Haus. Franz ſah ihr lange nach, dann ſezte er ſich in einer abgelegenen Laube nieder, und dachte über die wunderſamen Gefühle, die ihm ihr wechſelndes Betragen, ihr Liebreiz und ihre Erzählung erregt hatten. Der junge Arnold geſellte ſich zu ihm, und da dieſer ihn ſo tiefſinnig ſah, ſagte er: Wie nun, mein junger Mahler, wie ſteht es um Euch? Fühlt Ihr auch ſchon die zauberiſchen Netze, die ſich um Euch her ziehen, und denen Ihr bald nicht mehr werdet entrinnen können, wenn Ihr nicht kühn ſie früh genug zerreißt? Ich ſah Euch heut mit einem Gefühl von Eiferſucht und Mitleid nach; geſteht es nur, daß Ihr Euch an einem gefährlichen Abhange befindet.

Franz erzählte ihm treuherzig, was vorgefallen war, und verſchwieg ihm den Eindruck nicht, den die Schönheit und die reizende Beweglichkeit der Gräfin auf ihn gemacht hatten. Ja, rief Arnold aus, es iſt etwas Furchtbares in dieſer Schönheit, wenn ſie ohne Schonung ſo grauſam mit ihrer Macht ſpielen will. Ich bin ſeit meiner frühen Jugend in dieſem Hauſe, und ſah dieſes ſonderbare und reizende Weſen ſich bilden. Sie iſt die Freundlichkeit und Liebe ſelbſt, mit Wohlwollen, ja Zärtlichkeit kommt ſie jedem entgegen, ſie weiß Vertrauen zu erregen, und bald meint der Getäuſchte, daß er ihr unentbehrlich ſei. Doch wie ihm das loſe Spiel ſich in Ernſt ver-

wandelt, wie ſie es fühlt, daß jener ſie ſucht und wünſcht, daß das leichte Verhältniß ſich feſt und feſter knüpfen ſoll, ſo zieht ſie ſich zurück, doch ohne den Faden zu zerſchneiden, an welchem der Gefangene flattert. So hatten ſich ihr viele Männer mancherlei Gemüthes aus der Nachbarſchaft und Ferne genähert, und alle waren in dieſe ſeltſame Jagd befangen worden. So gewöhnt, aus dem Leben, der Liebe, der Rührung und dem ſüßen Wechſel zarter Empfindungen ein Spiel zu machen, und jeden neuen Gegenſtand als Spiegel zu gebrauchen, in welchem ſie ſich ſelbſt nur mit Wohlgefallen betrachtete, erſchien ihr endlich jener Ritter aus Franken, von dem ſie Euch erzählt hat. Er war ein feingebildeter, ja ſchöner Mann, weich und poetiſch wie ſie ſelbſt, eben ſo in Träumen lebend und ſüßen Gefühlen ſchwelgend. Sie wurden ſich bald unentbehrlich, einer ſchien des andern nur bedurft zu haben, um den ganzen Reichthum ſeines innern Lebens zu erkennen und zu genießen. Endlich war gefunden, was ſie umſonſt bisher geſucht hatte, und ſie erklärten laut ihre bevorſtehende Verbindung.

Das ernſte Wort war ausgeſprochen, welches den Liebenden ſeines unwandelbaren Glückes verſichert, beide aber ſchienen vor dieſem Ernſt des Lebens zurück zu zittern, der alle ihre Träume und ihr buntes Spielwerk zu zerbrechen drohte. Und gewiß, hat die Leidenſchaft nicht ſo alle Kräfte ergriffen, die tiefſte Sehnſucht das ganze Herz ſo durchdrungen, daß beide ſich wie zum Tode gern und willig opfern, und keine Jugend mehr leben, und keine neuen Wünſche und Rührungen mehr finden wollen, ſo darf die Seele, die in den Wogen des Wohllauts ſchwimmt und mit Träumen der Entzückungen gaukelt, davor erzittern, daß nun das Höchſte, das lezte Ziel errun-

gen werden ſoll, hinter welchem Wahrheit, Ruhe, ſtille Befriedigung, wie eben ſo viele graue Geſpenſter hervor zu drohen ſcheinen. So denke ich mir ihren Zuſtand, um mir einigermaßen zu erklären, was geſchah. Er mochte in ſich, noch mehr aber im Gegenſtande ſeiner Liebe fühlen, wie das Herz noch etwas anderes als dieſer Liebe bedürfe, wie ſie nicht ihn ſelbſt, ſondern nur die Schimmer der Phantaſie vergötterte, die aus ihr zu ihm hinüber leuchteten, und darum erweckte er ſich freiwillig aus ſeinem Traume, und entfloh.

Sie war tief gekränkt, geſtört, aber wie ich ſie kenne, nicht wahrhaft unglücklich. Die Trauer und der Schmerz waren noch nie in ihre Seele gekommen, nun konnte ſie ſich an dieſen üben, und ſie zu ihren Spielgefährten machen. Sie ſchmückte ſie auch ſo reizend auf, ſie machte ſie ſo ſchön, daß man zugeben mußte, daß ſich neue wunderſame Gaben und Bezauberungen an dieſem verführeriſchen Weibe durch ſie enthüllten, und ich machte die Erfahrung, daß ich ſie anbetete, indem ich ihr zu zürnen glaubte, daß alle jene Mängel, die ich zu kennen wähnte und in ſtolzer Sicherheit ſchalt, ſich plözlich gegen mich ſelbſt umwandten, und mir ſo holde Engels-Angeſichter zeigten, daß ich verehrend, geblendet niederfiel, und freudig meinem Verderben entgegen eilte.

Jezt wurde ich ihr Vertrauter und tröſtender Freund. Entfliehe der Mann doch dieſen Klagen und Thränen eines ſchönen Weibes, dieſe Fluth der geſchmolzenen Perlen nimmt ihn unwiderſtehlich mit, er tritt in die Vorhalle zum Herzen ſeiner Freundinn und will bald ſelbſt der Gegenſtand ihrer Trauer und Thränen werden. Sie mochte ſich nicht an dem gewöhnlichen Troſt, an Muſik, an Zerſtreuung begnügen, ihr Leben ſelbſt wollte ſie zu einem

Gedichte erhöhen, und ich war derjenige, der ihr zum Dichter und Mahler ihrer Scenen dienen mußte. Sie lieſt die herrlichen Liebesgedichte unſrer Vorfahren, ſie kennt ſie alle und ich trug ſie ihr von neuem vor, und jeder rührende Vers, jede Schilderung, in der ſie Beziehung entdeckte, ward wiederholt, hergeſagt, auswendig gelernt und geſungen. Aber ſie befriedigt ſich damit nicht, ich muß ihr eigne neue Lieder dichten, die wir abwechſelnd ſingen, wie Ihr denn neulich eins dergleichen bei Eurer Ankunft gehört habt, dieſe müſſen einfach in wenigen Akzenten das Gefühl gleichſam mehr anklingen, als ausſprechen. So ſchweifen wir durch die Wälder, jagen, ſingen, und erfreuen uns der Natur und der Einſamkeit, die Waldhörner müſſen den Schmerz mit ihren Tönen verherrlichen, ſie ſelbſt iſt ſchön geſchmückt in vielen abwechſelnden Trachten, bald als Frau, bald als Jäger und Jüngling, als Amazone oder als Fürſtinn. Zuweilen fällt es ihr ein, als Iſalde, Sigune oder Enite aufzutreten, von denen ſie in ihren Büchern lieſt, in phantaſtiſcher Kleidung ſchweift ſie dann mit ihrer Geſellſchaft durch die Thäler und Haine, und mir Unglücklichen fällt es dann anheim, den ſehnlich erwarteten Triſtan oder Iwein darzuſtellen, ſie täuſcht ſich dann ſelbſt mit ihrer Zärtlichkeit und iſt glücklich, aber mir Armen, ihr ſo nahe, vor ihr knieend, ihre Hände und Arme faſſend, in ihren ſchönen Locken tändelnd, leuchtet dann ein Paradies entgegen, und blitzend davor der Engel mit dem Feuer-Schwerdte.

Nicht iſt die Gefahr für die ſchuldloſe Jungfrau ſo groß, wenn ſie auf ſolche Weiſe mit dem Feuer ſcherzt, das die Welt durchglüht und erhellt, denn nur Wohlwollen, Vertrauen, Freundſchaft, höchſtens Zärtlichkeit erregen ſich in ihrem Gemüthe, und nur dieſe verlangt ſie.

von dem Manne, mit dem ſie den Tanz zwiſchen den bloßen Schwerdtern übt. Aber wehe dem Manne! Erſt entzündet ſich ein ſüßes Wohlgefallen, eine klare Heiterkeit in ſeiner Seele, er ſchwebt leicht durch die glänzenden Stunden, wie der Schmetterling durch den Frühlingsſchein, dann faßt ihn der ſtärkere Strom, und im friſcheren Leben fühlt er ſich gebadet und erquickt, er triumphirt und jauchzt auf den Wogen, die ihn heben und tragen, den blühenden Ufern, den Traubenhügeln vorüber. Bald aber genügt ihm nicht dieſe Ruhe, an ſich und in ſich will er reißen, was ihn aus der Ferne entzückt, die Freude an der Schönheit wird im innigſten Verſtändniß Anbetung, Aufopferung ſeiner ſelbſt: nun blitzt das Erkennen in der tiefſten Seele auf, nicht mehr daß dieſes Weſen ſchön und liebreizend ſei, ſondern nur daß es dieſes einzelne beſtimmte, in Ewigkeiten nicht zum zweitenmal erſcheinende Weſen iſt, und die flammende Liebe erwacht mit den heiligen Gluthaugen, und ſieht und fühlt und denkt und weiß nichts anders als ſie, nur ſie. O Verzweiflung! ſie wendet ſich ab, und will nur Schönheit und Lockung, nicht dieſe Einzige ſeyn: da miſcht die Anbetung und Heiligkeit des Himmels ſich mit den Gräueln der Hölle, die liebliche Lockung wird heiße Begier, im Genuß möchte der Unglückliche die Verehrte entweihen und vernichten, da ſie ihm Liebe, Unſchuld und Himmel verſagt, und wieder kämpft mit dieſen ſchwefelgelben Gewittern das ſanfte Licht der Kindereinfalt, die ehemalige Heiterkeit, der Blumenfriede der glücklichen Tage, die man aber doch ſelbſt um dieſe Qualen nicht zurück kaufen möchte. Ihr ſeht mich ſtaunend an, indem ich Euch dieſe Abgründe mahle, ich fühle, Ihr verſteht mich nicht; und wohl Euch in dieſem Seelenfrieden!

Er verließ ungeſtüm den ſinnenden Jüngling, der ihm lange nachſah, und die ſonderbaren Erſcheinungen, die an dieſem Tage in ihm aufgeſtiegen waren, nicht genug mit Verwundern betrachten konnte, die ihm in ihrer Seltſamkeit bekannt, und doch in ihrer Nähe ſo fremd und fern erſchienen.

Sechstes Kapitel.

Schon ſeit lange hatte Franz viel von einem wunderbaren Manne ſprechen hören, der ſich in den benachbarten Bergen aufhielt, der halb wahnſinnig in der Einſamkeit lebte und ſeinen öden Aufenthalt niemals verließ. Was Franz beſonders anzog, war, daß dieſer abentheuerliche Eremit ein Mahler ſeyn ſollte, der gewöhnlich denen, die ihn beſuchten, Bildniſſe um einen billigen Preis verkaufte. Sternbald konnte der Begier nicht länger widerſtehn, ihn aufzuſuchen, und da Floreſtan immer noch nicht zurück kam, und die Gräfinn wieder eine Jagd, ihre Lieblingsergötzung angeordnet hatte, ſo machte er ſich an einem ſchönen Morgen auf den Weg, um den bezeichneten Aufenthalt zu ſuchen.

Er ſtand bald oben auf dem Hügel und ſah im Thale die verſammelte Jagd, die vom Schloſſe ausritt, und ſich durch die Ebene verbreitete. Es klangen wieder die muſikaliſchen Töne zu ihm hinauf, die durch den friſchen Morgen in den Bergen wiederſchallten. Bald verlor er die Jagd aus dem Geſicht, die Muſik der Hörner verſcholl, und er wandte ſich tiefer in das Gebirge hinein, wo die Gegend plözlich ihren anmuthigen Charakter verließ, und

wilder und verworrener ward; die Aussicht in das ebene Land schloß sich, man verlor den vollen herrlichen Strom aus dem Gesichte, und die Berge und Felsen wurden kahl und unfreundlich.

Der Weg wand sich enge und schmal zwischen Felsen hindurch, Tannengebüsch wechselte auf dem nackten Boden, und nach einer Stunde stand Franz auf dem höheren Gipfel des Gebirges.

Nun war es wieder wie ein Vorhang nieder gefallen, seinen Blicken öffnete sich die Ebene von neuem, die kahlen Felsen unter ihm verloren sich lieblich in dem grünen Gemisch der Wälder und Wiesen, die unfreundliche Natur war verschwunden, sie war mit der lieblichen Aussicht eins, von den übrigen verschönert diente sie selbst die andern Gegenstände zu verschönern. Da lag die Herrlichkeit der Ströme, der Berge, der Wälder vor ihm ausgebreitet, er glaubte vor dem plözlichen Anblick der weiten, unendlichen, mannigfaltigen Natur zu vergehn, denn es war, als wenn sie mit herzdurchdringender Stimme zu ihm hinauf sprach, als wenn sie mit feurigen Augen vom Himmel und aus dem glänzenden Strom heraus nach ihm blickte, und mit ihren Riesengliedern nach ihm hindeutete. Franz streckte die Arme aus, als wenn er etwas Unsichtbares an sein ungeduldiges Herz drücken wollte, als möchte er nun erfassen und festhalten, wonach ihn die Sehnsucht so lange gedrängt. Die Wolken zogen unten am Horizont durch den blauen Himmel, die Wiederscheine und die Schatten streckten sich auf den Wiesen aus und wechselten mit ihren Farben, fremde Wundertöne gingen den Berg hinab, und Franz fühlte sich wie ein Gebannter festgehalten, den die zaubernde Gewalt stehen heißt, und der sich dem unsichtbaren Kreise, trotz allen Bestrebens, nicht entreißen kann.

O unmächtige Kunſt! rief er aus und ſezte ſich auf eine grüne Felſenbank nieder: wie lallend und kindiſch ſind Deine Töne gegen den vollen harmoniſchen Orgelgeſang, der aus den innerſten Tiefen, aus Berg und Thal und Wald und Stromesglanz in ſchwellenden, ſteigenden Akkorden herauf quillt! Ich höre, ich vernehme, wie der ewige Weltgeiſt mit meiſterndem Finger die furchtbare Harfe mit allen ihren Klängen greift, wie die mannigfaltigſten Gebilde ſich ſeinem Spiel erzeugen, und über die ganze Natur mit geiſtigen Flügeln ausbreiten. Die Begeiſterung meines kleinen Menſchenherzens will hinein greifen, und ringt ſich müde und matt im Kampfe mit dem Hohen, der die Natur leiſe lieblich regiert, und mein Händeringen nach ihm, mein Winken nach Hülfe in dieſer Allmacht der Schönheit ſtill belächelt. Die unſterbliche Melodie jauchzt, jubelt und ſtürmt über mich hinweg, zu Boden geworfen ſchwindelt mein Blick und ſtarren meine Sinnen. O ihr Thörichten! die ihr der Meinung ſeid, die allgewaltige Natur laſſe ſich verſchönen, wenn ihr mit Kunſtgriffen und kleinlicher Hinterliſt eurer Ohnmacht zu Hülfe eilt! Was könnt ihr anders, als uns die Natur nur ahnden laſſen, wenn uns die Natur die Ahndung der Gottheit giebt? Nicht Ahndung, nicht Vorgefühl, urkräftige Empfindung ſelbſt, ſichtbar wandelt hier auf Höhen und Tiefen die Religion, empfängt und trägt mit gütigem Erbarmen auch meine Anbetung. Die Hieroglyphe, die das Höchſte, die Gott bezeichnet, liegt da vor mir in thätiger Wirkſamkeit, in Arbeit, ſich ſelber aufzulöſen und auszuſprechen, ich fühle die Bewegung, das Räthſel im Begriff zu ſchwinden, — und fühle meine Menſchheit. — Die höchſte Kunſt kann ſich nur ſelbſt erklären, ſie iſt ein Geſang, deren Inhalt nur ſie ſelbſt zu ſeyn vermag.

Ungern verließ Sternbald seine Begeisterung, und die Gegend, die ihn entzückt hatte, ja er trauerte über diese Worte, über diese Gedanken, die er ausgesprochen, daß er sie nicht immer in frischer Kraft aufbewahren könne, daß neue Eindrücke und neue Gedanken diese Empfindungen vertilgen oder überschütten würden.

Ein dichter Wald empfing ihn auf der Höhe, er warf oft den Blick zurück und schied ungern, als wenn er das Leben verließe. Der einsame Schatten erregte ihm gegen die freie Landschaft eine beklemmende Empfindung. Als er kaum eine halbe Stunde gegangen war, stand er vor einer kleinen Hütte, die offen war, in der er aber Niemand traf. Ermüdet warf er sich unter einen Baum, und betrachtete die beschränkte Wohnung, das dürftige Geräth, mit vieler Rührung eine alte Laute, die an der Wand hing, und auf der eine Saite fehlte. Palletten und Farben lagen und standen umher, so wie einige Kleidungsstücke; Sternbald war wie in die uralte Zeit versezt, von der wir so gern erzählen hören, wo die Thür noch keinen Riegel kennt, wo noch kein Frevler des andern Gut betastet hat.

Nach einiger Zeit kam der alte Mahler zurück; er wunderte sich gar nicht, einen Fremdling vor seiner Schwelle anzutreffen, sondern ging in seine Hütte, räumte auf, und spielte dann auf der Zitter, als wenn Niemand zugegen wäre. Franz betrachtete den Alten mit Verwunderung, der indessen wie ein Kind in seinem Hause saß, und zu erkennen gab, wie wohl ihm in seiner kleinen Heimath sei, unter den befreundeten, wohlbekannten Tönen seines Instrumentes. Als er sein Spiel geendigt, packte er Kräuter, Moos und Steine aus seinen Taschen, und legte sie sorgfältig in kleine Schachteln zurecht, indem er jedes aufmerksam betrachtete. Ueber manches lächelte

er, anderes ſchien er mit einiger Verwunderung anzuſchauen, indem er die Hände zuſammen ſchlug, oder ernſthaft den Kopf ſchüttelte. Immer noch ſah er nach Sternbald nicht hin, bis dieſer endlich in das kleine Haus trat, und ihm ſeinen Gruß anbot. Der alte Mann gab ihm die Hand, und nöthigte ihn ſchweigend, ſich nieder zu ſezen, indem er ſich weder verwunderte, noch ihn als einen Fremden genauer beachtete.

Die Hütte war mit mannigfaltigen Steinen aufgepuzt, Muſcheln ſtanden umher, durchmengt von ſeltſamen Kräutern, ausgeſtopften Thieren und Fiſchen, ſo daß das Ganze ein höchſt abentheuerliches Anſehn erhielt. Stillſchweigend holte der Alte unſerm Freunde einige Früchte, die er ihm ebenfalls mit ſtummer Gebehrde vorſezte. Als Franz einige davon gegeſſen hatte, indem er immer den ſonderbaren Menſchen beobachtete, fing er mit dieſen Worten das Geſpräch an: Ich habe mich ſchon ſeit lange darauf gefreut, Euch zu ſehn, ich hoffe, Ihr zeigt mir auch einige von Euren Mahlereien, denn auf dieſe bin ich vorzüglich begierig, da ich mich ſelbſt zur edlen Kunſt bekenne.

Seid Ihr ein Mahler? rief der Alte aus, nun wahrlich, ſo freut es mich, Euch hier zu ſehn, ſeit lange iſt mir keiner begegnet. Aber Ihr ſeid noch ſehr jung, Ihr habt wohl ſchwerlich ſchon den rechten Sinn für die große Kunſt.

Ich thue mein Mögliches, antwortete Franz, und will immer das Beſte, aber ich fühle freilich wohl, daß das nicht zureicht.

Es iſt immer ſchon genug, rief jener aus; freilich iſt es nur Wenigen gegeben, das Wahrſte und Höchſte auszudrücken, eigentlich können wir alle uns ihm nur nähern, aber wir haben unſern Zweck gewißlich ſchon erreicht, wenn wir das wollen und erkennen, was der Allmächtige

in uns hinein gelegt hat. Wir können in dieſer Welt nur wollen, nur in Vorſätzen leben, das eigentliche Handeln liegt jenſeits, und beſteht gewiß aus den eigentlichſten, wirklichſten Gedanken, da in dieſer bunten Welt Alles in Allem liegt. So hat ſich der großmächtige Schöpfer heimlicher- und kindlicherweiſe durch ſeine Natur unſern ſchwachen Sinnen offenbart, er iſt es nicht ſelbſt, der zu uns ſpricht, weil wir dermalen zu ſchwach ſind, ihn zu verſtehn; aber er winkt uns zu ſich, und in jedem Mooſe, in jeglichem Geſtein iſt eine geheime Ziffer verborgen, die ſich nie hinſchreiben, nie völlig errathen läßt, die wir aber beſtändig wahrzunehmen glauben. Faſt eben ſo macht es der Künſtler: wunderliche, fremde, unbekannte Lichter ſcheinen aus ihm heraus, und er läßt die zauberiſchen Strahlen durch die Kryſtalle der Kunſt den übrigen Menſchen entgegen ſpielen, damit ſie nicht vor ihm erſchrecken, ſondern ihn auf ihre Weiſe verſtehn und begreifen. Nun vollendet ſich das Werk, und dem es offenbart iſt liegt ein weites Land, eine unabſehliche Ausſicht da, mit allem Menſchenleben, mit himmliſchem Glanz überleuchtet, und heimlich ſind Blumen hinein gewachſen, von denen der Künſtler ſelber nicht weiß, die Gottes Finger hinein wirkte, und die uns mit ätheriſchem Zauber anduften und uns ſtill den Künſtler als einen Liebling Gottes verkündigen. Seht, ſo denke ich über die Natur und über die Kunſt.

Franz erſchrack vor ſich ſelber, daß er aus dem Munde eines Mannes, den die übrigen Leute wahnſinnig nannten, ſeine eigenſten Gedanken deutlich ausgeſprochen hörte, ſo daß ſeine Ahndungen in anſchaulichen Bildern vor ihm ſchwebten.

Wie willkommen iſt mir dieſer Ton! rief er aus, ſo habe ich mich denn nicht geirrt, wenn ich mit dem

ſtillen Glauben hier anlangte, daß Ihr mir behülflich ſeyn würdet, mich aus der Irre zurecht zu finden.

Wir irren alle, ſagte der Alte, wir müſſen irren, und jenſeit dem Irrthume liegt auch gewiß keine Wahrheit, beide ſtehn ſich auch gewiß nicht entgegen, ſondern ſind nur Worte, die der Menſch in ſeiner Unbehülflichkeit dichtete, um etwas zu bezeichnen, was er gar nicht meinte. Verſteht Ihr mich?

Nicht ſo ganz, ſagte Sternbald.

Der Alte fuhr fort: wenn ich nur mahlen, ſingen oder ſprechen könnte, was mein eigentlichſtes Selbſt bewegt, dann wäre mir und auch den übrigen geholfen; aber mein Geiſt verſchmäht die Worte und Zeichen, die ſich ihm aufdrängen, und da er mit ihnen nicht handthieren kann, gebraucht er ſie nur zum Spiel. So entſteht die Kunſt, ſo iſt das eigentliche Denken beſchaffen.

Franz erinnerte ſich, daß Dürer einſt dieſen Gedanken mit faſt den nehmlichen Worten ausgedrückt habe. Er fragte: Was haltet Ihr denn nun für das Höchſte, wohin der Menſch gelangen könne?

Mit ſich zufrieden ſeyn, rief der Alte, mit allen Dingen zufrieden ſeyn, denn alsdann verwandelt er ſich und alles um ſich her in ein himmliſches Kunſtwerk, er läutert ſich ſelbſt mit dem Feuer der Gottheit.

Können wir es dahin bringen? fragte Franz.

Wir ſollen es wollen, fuhr jener fort, und wir wollen es auch alle, nur daß vielen, ja den meiſten, ihr eigner Geiſt auf dieſer ſeltſamen Welt zu ſehr verkümmert wird. Daraus entſteht, daß man ſo ſelten den andern, noch ſeltner ſich ſelber inne wird.

Ich ſuche nach Euren Gemählden, ſagte Sternbald,

aber ich finde ſie nicht; nach Euren Geſprächen über die Kunſt darf ich etwas Großes erwarten.

Das dürft Ihr nicht, ſagte der Alte mit einigem Verdruß, denn ich bin nicht für die Kunſt geboren, ich bin ein verunglückter Künſtler, der ſeinen eigentlichen Beruf nicht angetroffen hat. Es ergreift manchen das Gelüſte, und er macht ſein Leben elend. Von Kindheit auf war es mein Beſtreben, nur für die Kunſt zu leben, aber ſie hat ſich unwillig von mir abgewendet, ſie hat mich niemals für ihren Sohn erkannt, und wenn ich dennoch arbeitete, ſo geſchah es gleichſam hinter ihrem Rücken.

Er öffnete eine Thür, und führte den Mahler in eine andere kleine Stube, die voller Gemählde hing. Die meiſten waren Köpfe, einige Landſchaften, die wenigſten Hiſtorien. Franz betrachtete ſie mit vieler Aufmerkſamkeit, indeß der alte Mann ſchweigend einen alten Vogelbauer ausbeſſerte. In allen Bildern ſpiegelte ſich ein ernſtes, ſtrenges Gemüth, die Züge waren beſtimmt, die Zeichnung ſcharf, auf Nebendinge gar kein Fleiß gewendet, aber auf den Geſichtern ſchwebte ein Etwas, das den Blick zugleich anzog und zurück ſtieß, bei vielen ſprach aus den Augen eine Heiterkeit, die man wohl grauſam hätte nennen können, andre waren ſeltſamlich entzückt, und erſchreckten durch ihre furchtbare Miene; Franz fühlte ſich unbeſchreiblich einſam, vollends wenn er aus dem kleinen Fenſter über die Berge und Wälder hinüber ſah, wo er auf der fernen Ebene keinen Menſchen, kein Haus unterſcheiden konnte.

Als Franz ſeine Betrachtung geendigt hatte, ſagte der Alte: Ich glaube, daß Ihr etwas Beſondres an meinen Bildern finden mögt, denn ich habe ſie alle in einer ſeltſamen Stimmung verfertigt. Ich mag nicht mahlen, wenn ich nicht deutlich und beſtimmt vor mir ſehe, was ich

darſtellen will. Wenn ich nun manchmal im Schein der Abendſonne vor meiner Hütte ſize, oder im friſchen Morgen, der die Berge hinab, über die Fluren geht, dann rauſchen oft die Bildniſſe der Apoſtel, der heiligen Märtyrer hoch oben in den Bäumen, ſie ſehen mich mit allen ihren Mienen an, wenn ich zu ihnen bete, und fordern mich auf, ſie abzuzeichnen. Dann greife ich nach den Farben, und mein bewegtes Gemüth, von der Inbrunſt zu den hohen Männern, von der Liebe zur verfloſſenen Zeit ergriffen, ſchattet die Trefflichkeiten mit irdiſchen Farben hin, die in meinem Sinn, vor meinen Augen erglänzen.

So ſeid Ihr ein glücklicher Mann, ſagte Franz, der über dieſe Rede erſtaunte.

Der Künſtler, ſagte der Alte, ſollte nach meinem Urtheile niemals anders arbeiten; und was iſt ſeine Begeiſterung denn anders? Dem Mahler muß alles wirklich ſeyn; denn was iſt es ſonſt, das er darſtellen will? Sein Gemüth muß wie ein Strom bewegt ſeyn, ſo daß ſich ſeine innere Welt bis auf den tiefſten Grund erſchüttert, dann ordnen ſich aus der bunten Verwirrung die großen Geſtalten, die er ſeinen Brüdern offenbart. Glaube mir, noch nie iſt ein Künſtler auf eine andre Art begeiſtert geweſen; man ſpricht von dieſer Begeiſterung ſo oft, als von einem natürlichen Dinge, aber ſie iſt durchaus unerklärlich, ſie kömmt, ſie geht, gleich dem erſten Frühlingslichte, das unvermuthet aus den Wolken nieder kömmt, und oft, ehe Du es genießeſt, zurück geflohen iſt.

Franz ſah den Alten verlegen an, er war ungewiß, ob Wahnſinn oder die Sprache der Begeiſterung aus ihm rede.

Zuweilen, fuhr der Alte fort, erregt mich auch die umgebende Natur, daß ich mich in der Kunſt üben muß.

Es iſt mir aber bei allen meinen Verſuchen niemals um die Natur zu thun, ſondern ich ſuche den Charakter oder die Phyſiognomie heraus zu fühlen, und irgend einen frommen Gedanken hinein zu legen, der das Bild dadurch in eine ſchöne Hiſtorie verwandelt.

Er machte hierauf den jungen Mahler auf eine Landſchaft aufmerkſam, die etwas abſeits hing. Es war eine Nachtſcene, Wald, Berg und Thal lag in faſt unkenntlichen Maſſen durch einander, ſchwarze Wolken tief vom Himmel herunter. Ein Pilgrim ging durch die Nacht, an ſeinem Stabe, an ſeinen Muſcheln am Hute kennbar: um ihn zog ſich das dichteſte Dunkel, er ſelber nur von verſtohlenen Mondſtrahlen erſchimmert; ein finſterer Hohlweg deutete ſich an, oben auf einem Hügel von fern her glänzte ein Crucifix, um das ſich die Wolken theilten; ein Strahlenregen vom Monde ergoß ſich, und ſpielte um das heilige Zeichen.

Seht, rief der Alte, hier habe ich das zeitliche Leben, uud die überirdiſche, himmliſche Hoffnung mahlen wollen; ſeht den Fingerzeig, der uns aus dem finſtern Thal herauf zur mondglänzenden Anhöhe ruft. Sind wir etwas weiter, als wandernde, verirrte Pilgrimme? Kann etwas unſern Weg erhellen, als das Licht von oben? Vom Kreuze her dringt mit lieblicher Gewalt der Strahl in die Welt hinein, der uns belebt, der unſere Kräfte aufrecht hält. Hier habe ich geſucht, die Natur wieder zu verwandeln, und das auf meine menſchliche künſtleriſche Weiſe zu ſagen, was die Natur ſelber zu uns redet; ich habe hier ein ſanftes Räthſel nieder gelegt, das ſich nicht jedem entfeſſelt, das aber doch leichter zu errathen ſteht, als jenes erhabene, das die Natur als Bedeckung um ſich ſchlägt.

Man könnte, antwortete Franz, dieſes Gemählde ein allegoriſches nennen.

Alle Kunſt iſt allegoriſch, ſagte der Mahler. Was kann der Menſch darſtellen, einzig und für ſich beſtehend, abgeſondert und ewig geſchieden von der übrigen Welt, wie wir die Gegenſtände vor uns ſehn? Die Kunſt ſoll es auch nicht: wir fügen zuſammen, wir ſuchen dem Einzelnen einen allgemeinen Sinn aufzuheften, und ſo entſteht die Allegorie. Das Wort bezeichnet nichts anders als die wahrhafte Poeſie, die das Hohe und Edle ſucht, und es nur auf dieſem Wege finden kann.

Unter dieſen Geſprächen war ein Hänfling unvermerkt aus ſeinem Käfige entwiſcht, denn der Alte hatte die Thür in der Zerſtreuung offen gelaſſen. Er ſchrie erſchreckend auf, als er ſeinen Verluſt bemerkte, er ſuchte umher, er öffnete das Fenſter, und lockte pfeifend und liebkoſend den Flüchtigen, der nicht wieder kam. Er konnte ſich auf keine Weiſe zufrieden geben, und hörte auf Sternbalds Worte nicht, der ihn zu tröſten ſuchte.

Sternbald ſagte, um ihn zu zerſtreuen: Ich glaube es einzuſehn, wie Ihr über dieſe Landſchaft denkt, und mir ſcheint, Ihr habt Recht. Ich will nicht Bäume und Berge abſchreiben, ſondern mein Gemüth, meine Stimmung, die mich in dieſer Stunde regiert, dieſe will ich mir ſelber feſthalten, und den übrigen Verſtändigen mittheilen.

Ganz gut, rief der Alte aus, aber was kümmert mich das jezt, da mein Hänfling auf und davon iſt?

War er Euch denn ſo lieb? fragte Franz.

Der Alte ſagte verdießlich: ſo lieb, wie mir alles iſt, was ich liebe; ich mache da eben nicht ſonderliche Unterſchiede. Ich denke an ſeinen ſchönen Geſang, an ſeine Freundſchaft, die er mir immer bewies, warum ich mir

auch dieſe Treuloſigkeit um ſo weniger vermuthete. Nun iſt ſein Geſang nicht mehr für mich, ſondern er durchfliegt den Wald, und dieſer einzelne, mir ſo bekannte Vogel vermiſcht ſich mit den übrigen ſeines Geſchlechts. Ich gehe vielleicht einmal aus und höre ihn, und ſehe ihn, und kenne ihn doch nicht wieder, ſondern halte ihn für eine ganz fremde Perſon. So haben mich ſchon ſo viele Freunde verlaſſen. Ein Freund, der ſtirbt, thut auch nichts weiter, als daß er ſich wieder mit der großen allmächtigen Erde vermiſcht, und mir unkenntlich wird. So ſind ſie auch in den Wald hinein geflogen, die ich ſonſt wohl kannte, ſo daß ich ſie nun nicht wieder heraus finden kann. Wir ſind Thoren, wenn wir ſie verloren wähnen, Kinder, die ſchreien und jammern, wenn die Eltern mit ihnen Verſteckens ſpielen, denn das thun die Geſtorbenen nur mit uns, der kurze Augenblick zwiſchen Jezt und dem Wiederfinden iſt nicht zu rechnen. Und daß ich das Gleichniß vollende: ſo iſt Freundſchaft auch wohl einem Käfige gleich, ich trenne den Vogel von den übrigen, um ihn zu kennen und zu lieben, ich umgebe ihn mit einem Gefängniſſe, um ihn mir ſo recht eigentlich abzuſondern. Der Freund ſondert den Freund von der ganzen übrigen Welt, und hält ihn in ſeinen ängſtlichen Armen eingeſchloſſen; er läßt ihn nicht zurück, er ſoll nur für ihn ſo gut, ſo zärtlich, ſo liebevoll ſeyn, die Eiferſucht bewacht ihn vor jeder fremden Liebe, verlöre jener ſich im Strudel der allgemeinen Welt, ſo wäre er auch dem Freunde verloren und abgeſtorben. — Sieh her, mein Sohn, er hat ſein Futter nicht einmal verzehrt, ſo lieb iſt es ihm geweſen, mich zu verlaſſen. Ich habe ihn ſo ſorgfältig gepflegt, und doch iſt ihm die Freiheit lieber.

Ihr habt die Menſchen gewißlich recht von Herzen geliebt! rief Sternbald aus.

Nicht immer, ſagte jener, die Thiere ſtehen uns näher, denn ſie ſind wie kindiſche Kinder, deren Liebe unterhalten ſeyn will, weil ſie ungewiß und unbegreiflich iſt, mit den Menſchen rechnen wir gern, und wenn wir Bezahlung wahrnehmen, vermiſſen wir ſchon die Liebe; gegen Thiere ſind wir duldend, weil ſie unſre Trefflichkeiten nicht bemerken können, und wir ihnen dadurch immer wieder gleich ſtehn; indem wir aber ihre dumpfe Exiſtenz fühlen und einſehen, entſteht eine magiſche Freundſchaft, aus Mitleiden, Zuneigung, ja, ich möchte ſagen, aus Furcht gemiſcht, die ſich durchaus nicht erklären läßt. Wollt Ihr mir folgen, junger Menſch, ſo will ich Euch kürzlich etwas von mir erzählen, damit Ihr begreift, wie ich hieher gerathen bin.

Sie verließen die Hütte und ſezten ſich in den Schatten eines alten Baumes, und der Mahler fing darauf mit folgenden Worten an:

Ich bin in Italien geboren und heiße Anſelm. Weiter kann ich Euch eben von meiner Jugend nichts ſagen. Meine Eltern ſtarben früh, und hinterließen mir ein kleines Vermögen, das mir zufiel, als ich mündig war. Meine Jugend war wie ein leichter Traum verflogen, keine Erinnerung war in meinem Gedächtniſſe gehaftet, ich hatte nicht eine Erfahrung gemacht. Aber ich hatte die entflohene Zeit auf meine Art genoſſen, ich war immer zufrieden und vergnügt geweſen.

Jezt nahm ich mir vor, in das Leben einzutreten, und auch, wie andere, einen Platz auszufüllen, damit von mir die Rede ſei, daß ich geachtet würde. Schon von meiner Kindheit hatte ich in mir einen großen Trieb zur Kunſt geſpürt, die Mahlerei war es, die meine Seele angezogen

hatte, der Ruhm der damaligen Künſtler begeiſterte mich. Ich ging nach Perugia, weil dort Pietro in beſonderem Rufe ſtand, und ſeine Bilder in ganz Italien geſucht wurden, ihm wollte ich mich in die Lehre geben. Aber bald ermüdete meine Geduld, ich lernte junge Leute kennen, deren ähnliche Gemüthsart mich zu ihrem vertrauten Freunde machte. Wir waren luſtig mit einander, wir ſangen, wir tanzten und ſcherzten, an die Kunſt ward wenig gedacht.

Franz fiel ihm in die Rede, indem er fragte: Könnt Ihr Euch vielleicht erinnern, ob damals bei dieſem Meiſter Pietro auch Rafael in der Lehre ſtand? Rafael Sanzio?

Mir dünkt, ſagte der Alte, es kam in der lezten Zeit, als ich dort war, ein unbedeutender Knabe dieſes Namens zu ihm, und ich verwundre mich, daß Ihr den Namen ſo eigentlich wißt.

Und ich erſtaune über Eure Worte, rief Sternbald aus. So wißt Ihr es denn gar nicht, daß dieſer Knabe ſeitdem der erſte von allen Mahlern geworden iſt? daß jedermann ſeinen Namen im Munde führt? Er iſt ſeit einem Jahre geſtorben, und alle Künſtler in Europa trauern über ſeinen Verluſt; wo Menſchen wohnen, die die Kunſt kennen, da iſt auch er gekannt, denn noch keiner hat die Göttlichkeit der Mahlerei ſo tief ergründet.

Anſelm war eine Weile in ſich gekehrt, dann brach er aus: O wunderbare Vergangenheit! Wo iſt all mein Beſtreben geblieben, wie iſt es gekommen, daß dieſer mir Unbekannte meine innigſten Wünſche ergriffen und zu ſeinem Eigenthume gemacht hat? Ja, ich habe wahrlich umſonſt gelebt. Doch, es ſei, weil es iſt, ich will fortfahren, von mir zu ſprechen.

Damals ſchien die ganze Welt glänzend in mein junges Leben hinein, ich erblickte auf allen Wegen Freundſchaft und Liebe. Unter den Mädchen, die ich kennen lernte, zog eine beſonders meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich, ich liebte ſie innig, nach einigen Wochen war ſie meine Gattinn. Ich hemmte meine Freude und Entzückungen durch nichts, ein blendender, ungeſtörter Strom war mein Lebenslauf. In der Geſellſchaft der Freunde und der Liebe, vom Wein erhitzt, war es mir oft, als wenn ſich wunderbare Kräfte in meinem Innerſten entwickelten, als beginne mit mir die Welt eine neue Epoche. In den Stunden, die mir die Freude übrig ließ, legte ich mich wieder auf die Kunſt, und es war zuweilen, als wenn vom Himmel herab goldene Strahlen in mein Herz hineinſchienen, und alle meine Lebensgeiſter erläuterten und erfriſchten. Dann drohte ich mir gleichſam mit ungebornen und unſterblichen Werken, die meine Hand noch ausführen ſollte, ich ſah auf die übrige Kunſt, wie auf etwas Gemeines und Alltägliches hinab, ich wartete ſelber mit Sehnſucht auf die Mahlereien, durch die ſich mein hoher Genius ankündigen würde. Dieſe Zeit war die glücklichſte meines Lebens. Sie war die meines wildeſten Wahnſinns.

Indeſſen war mein kleines Vermögen aufgegangen. Meine Freunde wurden kälter, meine Freude erloſch, meine Gattinn war krank und ihrer Entbindung nahe, und ich fing an, an meinem Kunſttalent zu zweifeln. Wie ein dürrer Herbſtwind wehte es durch alle meine Empfindungen, wie ein Traum wurde mein friſcher Geiſt von mir entrückt. Meine Noth ward größer, ich ſuchte Hülfe bei meinen Freunden, die mich verließen, die ſich bald ganz von mir entfremdeten. Ich hatte geglaubt, ihr Enthu-

ſiasmus würde nie erlöſchen, es könne mir an Glück niemals mangeln, und nun ſah ich mich plözlich einſam. Ich erſchrack, daß mir mein Streben als etwas Thörichtes erſchien, ja daß ich in meinem Innerſten ahndete, ich hätte die Kunſt niemals geliebt.

Ach, wenn ich an jene drückenden Monate zurück denke! Wie ſich nun in meinem Herzen alles entwickelte, wie grauſam ſich die Wirklichkeit von meinen Phantaſieen losarbeitete und trennte! Ich verſuchte die ſchmählichſten Mittel, mir zu helfen, und friſtete mich dadurch kaum von einem Tage zum andern hin. Nun fühlte ich das Treiben der Welt, nun lernte ich die Noth kennen, die meine armen Brüder mit mir theilten. Vorher hatte ich die menſchliche Thätigkeit, dieſe mitleidswürdige Arbeitſeligkeit verachtet, mit Thränen in den Augen verehrte ich ſie jezt, ich ſchämte mich vor dem zerlumpten Tagelöhner, der im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein tägliches Brod erwirbt, und nicht höher hinaus denkt, als wie er morgen von neuem beginnen will. Vorher hatte ich in der Welt die ſchönen Formen mit lachenden Augen aufgeſucht und mir eingeprägt, jezt ſah ich im angeſpannten Pferde und Stiere nur die Sklaverei, die Dienſtbarkeit, die den Landmann ernährte; ich ſah neidiſch in die kleinen ſchmuzigen Fenſter der Hütten hinein, nicht mehr um ſeltſame poetiſche Ideen anzutreffen, ſondern um den Hausſtand und das Glück dieſer Familien zu berechnen. O, ich erröthete, wenn man das Wort Kunſt ausſprach, ich fühlte mich ſelbſt unwürdig, und dasjenige, was mir vorher als das Göttlichſte erſchien, kam mir nun als ein müßiges, zeitverderbendes Spielwerk vor, als eine Anmaßung über die leidende und arbeitende Menſchheit. Ich war meines Daſeins überdrüſſig.

Einer meiner Freunde, der mir vielleicht geholfen hätte, war in ferne Lande weit weg verreiſ't. Ich überließ mich der Verzweiflung. Meine Gattinn ſtarb im Wochenbette, das Kind war todt. Ich lag in der Kammer neben an, und alles erloſch vor meinen Augen. Alles, was mich geliebt hatte, trat in einer fürchterlichen Gleichgültigkeit auf mich zu: alles, was ich für mein gehalten hatte, nahm wie Fremdling von mir auf immer Abſchied.

Die Geſtalten der Welt, alles, was ſich je in meinem Innern bewegt hatte, verwirrte ſich verwildert durch einander. Es war, als wenn ich mich verlor, und das Fremdeſte, mir bis dahin Verhaßteſte mein Selbſt würde. So rang ich im Kampfe, und konnte nicht ſterben, ſondern verlor nur meine Vernunft. Ich wurde wahnſinnig, wie ich nachher gehört habe. Ich weiß nicht, wo ich mich herum trieb, was mir damals begegnet iſt. In einer kleinen Kapelle einige Meilen von hier fand ich zuerſt mich und meine Beſinnung wieder. Wie man aus einem Traume erwacht, und einen längſt vergeſſenen Freund vor ſich ſtehen ſieht, ſo ſeltſam überraſcht, ſo durch mich erſchreckt, war ich ſelber.

Seitdem wohne ich hier. Mein Gemüth iſt dem Himmel gewidmet. Ich habe alles vergeſſen. Ich brauche wenig, und dies Wenige beſitze ich durch die Gutheit einiger Menſchen.

Jezt, im ruhigen Alter, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort, iſt die Natur mein vorzüglichſtes Studium. Ich finde allenthalben wunderbare Bedeutſamkeit und räthſelhafte Winke. Jede Blume, jede Muſchel erzählt mir eine Geſchichte, ſo wie ich Euch eine erzählt habe. Seht dieſe wunderbaren Mooſe. Ich weiß nicht, was alles dergleichen in der Welt ſoll, und doch beſteht daraus die

Welt. So tröſte ich mich über mich und die übrigen Menſchen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Geſtalten, die ſich bewegen, die gleichſam mehr ein Leben erſtreben und andeuten, als wirklich leben, beruhigt mich, daß auch ich vielleicht ſo ſeyn mußte, und mich von meiner Bahn niemals ſo ſehr verirrt habe, als ich wohl ehemals wähnte. —

Es war indeſſen ſpät geworden. Franz wollte gehen, ihm aber gern vorher etwas abkaufen, damit er ihm auf eine leichtere Art ein Geſchenk machen könne. Er ſah noch einmal umher, und begriff es ſelber nicht, wie ihm ein kleines Bild habe entgehen können, das er nun jezt erſt bemerkte. Es war das genaue Bildniß ſeiner Unbekannten, jeder Zug, jede Miene, ſo viel er ſich nur erinnern konnte. Er nahm es haſtig herab und verſchlang es mit den Augen, ſein Herz klopfte ungeſtüm. Als er darnach fragte, erzählte der Alte, daß es eine junge Dame vorſtelle, die er vor einem Jahre gemahlt habe; ſie habe ihn beſucht, und ihr holdſeliges Geſicht habe ſich ſeinem Gedächtniſſe dermaßen eingeprägt, daß er es nachher mit Leichtigkeit habe zeichnen können. Weitere Nachrichten konnte er von der Unbekannten nicht geben.

Franz bat um das Bild, das ihm der Alte gern bewilligte. Franz drückte ihm hierauf ein größeres Geſchenk in die Hand, als er ihm anfangs zugedacht hatte. Der Alte ſteckte es ein, ohne die Goldſtücke nur zu beſehen, dann umarmte er ihn und ſagte: Bleibe immer herzlich und treu geſinnt, mein Sohn, liebe Deine Kunſt und Dich, dann wird es Dir immer wohl gehen. Der Künſtler muß ſich ſelber lieben, ja verehren, er darf keiner nachtheiligen Verachtung den Zugang zu ſich verſtatten. Sei in allen Dingen glücklich!

Franz drückte ihn an seine Brust und ging dann den Berg hinunter.

Er war durch die Erzählung des alten Mannes wehmüthig geworden, es leuchtete ihm ein, daß es ihm möglich sei, sich auch über seine Bestimmung zu irren, dabei war mit frischer Kraft das Andenken und das Bild seiner Geliebten in seine Seele zurück gekommen. Er langte im Schlosse an, indem er den Weg kaum bemerkt hatte, von der Gräfinn war er schon vermißt, sie war auf ihr Bildniß begierig, und er mußte gleich am folgenden Morgen weiter mahlen. Franz fand sie an diesem Tage muthwilliger als je, sie scherzte und lachte, und auch Franz fühlte sich so vertraulich zu ihr, daß er ihr von seiner Wallfahrt zum alten Mahler erzählte, dessen Geschichte er ihr kürzlich wiederholte. Die Gräfinn sagte: Nun wahrlich, der alte Einsiedler muß Euch auf eine ungemeine Art liebgewonnen haben, da er so viel mit Euch gesprochen hat, denn es ist sonst schon eine große Gefälligkeit, wenn er dem Fragenden nur ein einziges Wort erwiedert, so viel ich aber weiß, hat er bisher noch keinem seine Geschichte erzählt.

Franz zeigte ihr hierauf mit Zittern das Gemählde, das er gekauft hatte. Die Gräfinn sagte erstaunt: Wie? Mein eignes Bild bringt Ihr mit herunter, junger Mann? Die Aufmerksamkeit ist schmeichelhaft für mich. Das Eurige? rief Franz bestürzt und sich vergessend, und jezt wurde ihm die Aehnlichkeit noch deutlicher, und auf einen Augenblick ließ er sich durch den Gedanken entsetzen, daß es möglich sei. Ach! sagte die Gräfinn plötzlich, und seufzte tief: nein, sie ist es, meine arme, unglückliche Schwester!

Eure Schwester? sagte Franz erschrocken, und Ihr nennt sie unglücklich?

Und mit Recht, antwortete die Gräfinn, ſie hat viel gelitten, jezt iſt ſie ſeit neun Monaten todt.

Franz verlor die Sprache, ſeine Hand zitterte, es war ihm unmöglich, weiter zu mahlen. Jene fuhr fort: Sie trug und quälte ſich mit einer unglücklichen Liebe, die ihr Leben wegzehrte; vor einem Jahre machte ſie eine Reiſe durch Deutſchland, um ſich zu zerſtreuen und geſunder zu werden, aber ſie reiſte in ihre Heimath zurück und ſtarb. Der Alte hat ſie damals geſehen, und wie ich jezt erfahre, nachher gemahlt.

Franz war durch und durch erſchüttert. Er ſtand auf und verließ den Saal. Er irrte umher, und warf ſich endlich weinend an der dichteſten Stelle des Gehölzes nieder: die Worte, die ihn betäubt hatten, ſchallten noch immer in ſein Ohr. — So iſt ſie denn auf ewig mir verloren, die niemals mein war! rief er aus. O wie hart iſt die Weiſe, mit der mich das Schickſal von meinem Wahnſinn heilen will! O Ihr Blumen, ihr ſüßen Worte, die ihr mir ſo erfreulich wart! Du holdſelige Schreibtafel, ihr Erinnerungen, ach! nun iſt alles vorüber! Von dieſem Tage, von heut iſt meine Jugend beſchloſſen, alle jungen Wünſche, alle liebreizenden Hoffnungen verlaſſen mich nun, alles ruht tief im Grabe. Nun iſt mein Leben kein Leben, mein Ziel, nach dem ich ſtrebte, iſt hinweg genommen, ich bin einſam. Das Haupt, das meine Sonne war, nach dem ich mich wie die Blume wandte, liegt nun unkenntlich im Grabe. Ja, Anſelm, ſie iſt nun auch in den großen weiten Wald wieder hinein geflogen, meine liebſte Sängerin, die ich ſo gern an dieſem Herzen beherbergt hätte, aller Geſang erinnert mich nur an ſie, die fließenden Waldbäche hier ermuntern mich, immer fort zu weinen, ſo wie ſie ſelber thun. Was ſoll mir Kunſt,

was Ruhm, wenn ſie nicht mehr iſt, der ich alles zu Füßen legen wollte?

Siebentes Kapitel.

Am folgenden Tage kam Rudolph zurück, vor dem Franz ſein Geheimniß nun noch gefliſſentlicher verbarg; er fürchtete den heitern Muthwillen ſeines Freundes, und mochte dieſe Schmerzen nicht ſeinen Spöttereien Preis geben. Rudolph erzählte ihm mit kurzen Worten die Geſchichte ſeiner Wanderſchaft, wo er ſich herumgetrieben, was er in dieſen Tagen erlebt. Franz hörte kaum darauf hin, weil er mit ſeinem Verluſte zu innig beſchäftigt war.

Du haſt ja hier einen Verwandten gefunden, ſagte Sternbald endlich, aber mich dünkt, Du freuſt Dich darüber nicht ſonderlich.

Meine Familie, ſagte jener, iſt ziemlich ausgebreitet, ich bin noch niemals lange an einem Orte geblieben, ohne einen Vetter oder eine Muhme anzutreffen. Darum iſt mir dergleichen nichts Ungewöhnliches. Dieſer da iſt ein guter langweiliger Mann, mit dem ich nun ſchon alles geſprochen habe, was er zu ſagen weiß. Ihr führt aber übrigens hier ein recht langweiliges Leben, und Du, mein lieber Sternbald, wirſt darüber ganz traurig und verdrüßlich, ſo wie es ſich auch ziemt. Ich habe alſo dafür geſorgt, daß wir einige Beſchäftigung haben, womit wir uns die Zeit vertreiben können.

Er hatte alle Diener des Schloſſes auf ſeine Seite gebracht und beredet, auch einige andre, beſonders Mädchen aus der Nachbarſchaft eingeladen, um am folgenden Tage ein luſtiges Feſt im Walde zu gehen. Franz ent-

ſchuldigte ſich, daß er ihm nicht Geſellſchaft leiſten könne, aber Floreſtan hörte nicht darauf. Ich werde nie wieder vergnügt ſeyn, ſagte Franz, als er ſich allein ſah, meine Jugend iſt vorüber, ich kann auch nicht mehr arbeiten, wenn ich in der Zukunft vielleicht auch geſchäftig bin.

Der folgende Tag erſchien. Floreſtan hatte alles angeordnet. Man verſammelte ſich Nachmittags im Walde, die Gräfin hatte allen die Erlaubniß ertheilt, der kühlſte, ſchattigſte Platz wurde ausgeſucht, wo die dickſten Eichen ſtanden, wo der Raſen am grünſten war. Rudolph empfing jeden Ankömmling mit einem fröhlichen Schallmeiliede, die Mädchen waren zierlich geputzt, die Jäger und Diener mit Bändern und bunten Zierrathen geſchmückt. Nun kamen auch die Spielleute, die luſtig aufſpielten, wobei Wein und verſchiedene Kuchen in die Runde gingen. Die Hitze des Tages konnte an dieſen Ort nicht dringen, die Bäche und fernen Gewäſſer ſpielten wie eine liebliche Waldorgel dazu, alle Gemüther waren fröhlich.

Im grünen Graſe gelagert, wurden Lieder geſungen, die alle Fröhlichkeit athmeten: da war von Liebe und Kuß die Rede, da wurde des ſchönen Buſens erwähnt, und die Mädchen lachten fröhlich dazu. Franz wehrte ſich anfangs gegen die Freude, die alle beſeelte, er ſuchte ſeine Traurigkeit, aber der helle, liebliche Strom ergriff auch ihn mit ſeinen kryſtallenen plätſchernden Wellen, er genoß die Gegenwart und vergaß, was er verloren hatte. Er ſaß neben einem blonden Mädchen, mit der er bald ein freundliches Geſpräch begonn, und den runden friſchen Mund, die lieblichen Augen, den hebenden Buſen heiter betrachtete.

Als es noch kühler ward, ordnete man auf dem runden Raſenplatze einen luſtigen Tanz an. Rudolph hatte ſich auf ſeine Art phantaſtiſch geſchmückt, und glich einer

ſchönen idealiſchen Figur auf einem Gemählde. Er war der Ausgelaſſenſte, aber in ihm ſpiegelte ſich die Fröhlichkeit am lieblichſten. Franz tanzte mit ſeiner blonden Emma, die manchen Händedruck erwiederte, wenn ſie den Reigen herunter ihm entgegen kam.

Da aber der Platz für den Tanz faſt ein wenig zu eng war, ſo ſonderten ſich einige ab, um auszuruhen; unter dieſen waren Floreſtan, Sternbald und die Blonde. Abſeits befeſtigten Franz und Rudolph ein Seil zwiſchen zwei dicken, naheſtehenden Eichen, ein Brett war bald gefunden und die Schaukel fertig. Emma ſezte ſich furchtſam hinein, und flog nun nach dem Takte und Schwunge der Muſik im Waldſchatten auf und ab. Es war lieblich, wie ſie bald hinauf in den Wipfel ſchwankte, bald wieder wie eine Göttin herabkam, und mit leichter Bewegung einen ſchönen Cirkel beſchrieb.

Nun, mein Freund, rief Rudolph öfter, biſt Du nun nicht vergnügt? Laß alle Grillen ſchwinden! Franz ſah nur die reizende Geſtalt, die ſich in der Luft bewegte.

Als man des Tanzes überdrüßig war, ſezte man ſich wieder nieder, und ergözte ſich an Liedern und aufgegebenen Räthſeln. Jezt ertrug Sternbald den Muthwillen der Poeſie, die in alten Reimen die Reize der Liebſten lobpries: er ſtimmte mit ein, und verließ die blonde Emma niemals, wenigſtens mit den Augen.

Der Abend brach ein, in geſpaltenen Schimmern floß das Abendroth durch den Wald, die lieblichſte, ſtillſte Luft umgab die Natur, und bewegte auch nicht die Blätter am Baume. Rudolph, deſſen Phantaſie immer geſchäftig war, ließ nun eine lange Tafel bereiten, auf die eben ſo viele Blumen als Speiſen geſezt wurden, dazwiſchen die Lichter, die kein Wind verlöſchte, ſondern die ruhig fortbrannten,

und einen zauberiſchen, berauſchenden Anblick gewährten. Man aß unter ſchallender Muſik, dann wurden die Tiſche aus einander geſchoben, und umher zwiſchen den Bäumen vertheilt, die Wachskerzen brannten auch hier. Nun kam ein muthwilliges Pfänderſpiel in den Gang, bei dem Sternbald manchen herzlichen Kuß von ſeiner Blonden empfing, wobei ihm jedesmal das Blut in die Wangen ſtieg.

Jezt war es Nacht, man mußte ſich trennen. Die Leute aus dem Dorfe und der kleinen Stadt gingen zurück, Rudolph und Sternbald begleiteten den Zug, Laternen gingen voran, dann folgten die Spielleute, die faſt beſtändig ihre Muſik erſchallen ließen, und dadurch den Zug im Takte erhielten. — Jezt ſtanden ſie vor dem Dorfe, er nahm mit einem herzlichen Kuſſe Abſchied; Emma war ſtumm, er konnte kein Wort hervorbringen.

Schweigend ging er mit Rudolph durch den Wald zurück: als ſie heraustraten, glänzte ihnen über die Ebene herüber der aufgehende Mond entgegen: das Schloß brannte in ſanften goldenen Flammen.

Achtes Kapitel.

Das Bildniß der Gräfin und des fremden Ritters war beendigt, ſie war ſehr zufrieden, und belohnte den Mahler reichlicher, als es beide Freunde erwartet hatten.

Franz erſtaunte oft in einſamen Stunden über ſich ſelber, über die Ungenügſamkeit, die ihn peinigte. Er betrachtete dann mit wehmüthiger Ungeduld das Bild ſeiner ehemaligen Geliebten, er wollte ſie ſeiner Phanta-

ſie in aller vorigen Klarheit zurückzaubern, aber ſein Geiſt und ſeine Sinne waren wie mit ehernen Banden in der Gegenwart feſtgehalten.

Bravo! ſagte an einem Morgen Rudolph zu ſeinem Freunde, Du gefällſt mir, denn ich ſehe, Du lernſt von mir. Du ahmſt mir nach, daß Du auch eine Liebſchaft haſt, die Deine Lebensgeiſter in Thätigkeit erhält, glaube mir, man kann im Leben durchaus nicht anders zurecht kommen. So aber verſchönert ſich uns jede Gegend, der Name der Dörfer und Städte wird uns theuer und bedeutend, unſre Einbildung wird mit lieblichen Bildern angefüllt, ſo daß wir uns allenthalben wie in einer erſehnten Heimath fühlen.

Aber wohin führt uns dieſer Leichtſinn? fragte Franz.

Wohin? rief Rudolph aus, o mein Freund, verbittere Dir nicht mit dergleichen Fragen Deinen ſchönſten Lebensgenuß, denn wohin führt Dich das Leben endlich?

Aber die Sinnlichkeit, ſagte Franz, hörſt Du nicht jeden rechtlichen Menſchen ſchlecht davon ſprechen?

O, über die rechtlichen Menſchen! ſagte Floreſtan lachend, ſie wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen. Der Himmel giebt ſich die Mühe, uns die Sinnen anzuſchaffen, nun, ſo wollen wir uns deren auch nicht ſchämen, nach unſerm löblichen Tode wollen wir uns dann mit des Himmels Beiſtand zur Freude beſſer gebehrden.

Was war das für ein Mädchen, fragte Franz, das Du in der Gegend von Antwerpen beſuchteſt?

O, das iſt eine Geſchichte, antwortete jener, die ich Dir ſchon lange einmal habe erzählen wollen. Ich war vor einem Jahre auf der Reiſe, und ritt über's Feld, um ſchneller fortzukommen. Ich war müde, mein Pferd fing an zu hinken, die Meile kam uns unendlich lang vor.

Ich ſang ein Liedchen, ich beſann mich auf hundert Schwänke, die mich in vielen andern Stunden erquickt hätten, aber alles war vergebens. Indem ich mich noch abquäle, ſehe ich eine hübſche niederländiſche Bäuerin am Wege ſizen, die ſich die Augen abtrocknet. Ich frage, was ihr fehlt, und ſie erzählt mir mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit, daß ſie ſchon ſo weit gegangen ſei, ſich nun zu müde fühle, noch zu ihren Eltern nach Hauſe zu kommen, und darum weine ſie, wie billig. Die Dämmerung war indeß ſchon eingebrochen, mein Entſchluß war bald gefaßt: ohne weiter um Rath zu fragen, bot ich ihr das müde Pferd an, um bequemer fortzukommen. Sie ließ ſich eine Weile zureden, dann ſtieg ſie hinauf, und ſezte ſich vor mich: ich hielt ſie mit den Armen feſt. Nun fing ich an, die Meile noch länger zu wünſchen, der niedlichſte Fuß ſchwebte vor mir, von der Bewegung entblößt, die friſche rothe Wange dicht an der meinigen, die freundlichen Augen mir nahe gegenüber. So zogen wir über das Feld, indem ſie mir ihre Herkunft und Erziehung erzählte: wir wurden bald vertrauter, und ſie ſträubte ſich gegen meine Küſſe nicht mehr.

Nun wurde es Nacht, und die Bangigkeit, die ſie erfüllte, erlaubte mir, dreiſter zu ſeyn. Endlich kamen wir in der Nähe ihrer Behauſung, ſie ſtieg behende herunter, wir hatten ſchon unſre Abrede genommen. Sie eilte voraus, ich blieb eine Weile zurück, dann zwang ich mein Pferd, in einer Art von Gallopp mit mir vor das Haus zu ſprengen. Es war ein altes weitläuftiges Gebäude, das abſeits vom übrigen Dorfe lag; das Mädchen kam mir entgegen, ich trat als ein verirrter Fremdling ein, und bat demüthig um ein Nachtlager. Die Eltern bewilligten es mir gern, die Kleine ſpielte ihre Aufgabe gut durch,

ſie zeigte mir verſtohlen, daß ſie neben der Kammer ſchlafen würde, die man mir einräumte; ſie wollte die Thür offen laſſen. Das Abendeſſen, die umſtändlichen Geſpräche wurden mir ſehr lang, endlich ging alles ſchlafen, meine Freundin aber hatte in der Wirthſchaft noch allerhand zu beſorgen. Ich betrachtete indeſſen meine Kammer, ſie führte auf der einen Seite nach dem Schlafzimmer des Mädchens, auf der andern in einen langen Gang, deſſen äußerſte Thür geöffnet war. Freundlich ſchien durch dieſe die runde Scheibe des Mondes, das ſchöne Licht lockt mich hinaus, ein Garten empfängt mich. Ich durchwandere auch dieſen, gehe durch ein Gatterthor, und verliere mich voller Erwartungen im Felde.

Man iſt indeſſen ſorgſam geweſen, alle Thüren zu verſchließen, es war das lezte Geſchäft des Vaters, nach allen Riegeln im Hauſe zu ſehn. Beſtürzt komme ich zurück, die Gartenthür iſt verſchloſſen; ich rufe, ich klopfe, Niemand hört mich, ich verſuche überzuſteigen, aber meine Mühe war vergebens. Ich verwünſche den Mond und die Schönheiten der Natur, ich ſehe die Freundliche vor mir, die mich erwartet und mein Zögern nicht begreifen kann.

Unter Verwünſchungen und unnützen Bemühungen ſah ich mich genöthigt, den Morgen auf dem freien Felde abzuwarten: alle Hunde wurden wach, aber kein Menſch hörte mich, der mich eingelaſſen hätte. O, wie ſegnete ich die erſten Strahlen des Frühroths! Die Alten bedauerten mein Unglück, das Mädchen war ſo verdrüßlich, daß ſie anfangs nicht mit mir ſprechen wollte, ich verſöhnte ſie aber endlich, ich mußte fort, und verſprach ihr, auf meiner Rückreiſe von England ſie gewiß wieder zu beſuchen. Und Du ſahſt damals, daß ich ihr auch Wort hielt.

Ich kam an: ſchon ſah ich mit Verdruß und klopfen-

dem Herzen den Garten mit der mir so wohl bekannten Mauer, schon suchte mein Auge das Mädchen, aber die Sachen hatten sich indessen sehr verändert. Sie war verheirathet, sie wohnte in einem andern Hause, und was das Schlimmste war, sie liebte sogar ihren Mann; als ich sie besuchte, bat sie mich mit der höchsten Angst, doch ja je eher je lieber wieder fortzugehn. Ich gehorchte ihr, um ihr Glück nicht zu stören. — Siehst Du, mein Freund, das ist die unbedeutende Geschichte einer Bekanntschaft, die sich ganz anders endigte, als ich erwartet hatte.

Dir geschieht schon Recht, sagte Franz, wenn Du manchmal für Deinen übertriebenen Muthwillen bestraft wirst.

O, daß Ihr allenthalben Uebertreibungen findet! rief Florestan aus, Ihr seid immer besorgt, Euch in allen Gedanken und Gefühlen zu mäßigen. Aber es gelingt niemals und ist unmöglich, in einem Gebiete zu messen und zu wägen, wo kein Maaß und Gewicht anerkannt wird. Es freut mich, Dich auch einmal verliebt zu sehn.

Franz sagte: Ich weiß nicht, ob ich verliebt bin, aber Du ängstigest mich mit Deinen Reden; wozu wäre es auch, da wir so bald abreisen müssen?

Florestan lachte, und gab ihm gar keine Antwort. — Nun, wie haben Dir die neulichen Lieder gefallen? sagte er, und die Lichter, der Wald? Nicht wahr, es war der Mühe werth, fröhlich zu seyn?

Du marterst mich nur, sagte Sternbald, als Rudolph geendigt hatte, sprich wie Du willst, ich werde niemals Deiner Meinung seyn. Man kann sich in einem leichtsinnigen Augenblicke vergessen, aber wenn man freiwillig den Sinnen den Sieg über sich selbst einräumt, so erniedrigt man sich dadurch unter sich selbst.

Du willſt ein Mahler ſeyn, und ſprichſt ſo? rief Rudolph aus, o, laß ja die Kunſt fahren, wenn Dir Deine Sinnen nicht lieber ſind, denn durch dieſe allein vermagſt Du die Rührungen hervorzubringen. Was wollt Ihr mit allen Euren Farben darſtellen und ausrichten, als die Sinnen auf die ſchönſte Weiſe ergözen? Durch nichts kann der Künſtler unſre Phantaſie ſo gefangen nehmen, als durch den Reiz der vollendeten Schönheit, das iſt es, was wir in allen Formen entdecken wollen, wonach unſer gieriges Auge allenthalben ſucht. Wenn wir ſie finden, ſo ſind es auch nicht die Sinne allein, die in Bewegung ſind, ſondern alle unſre Entzückungen erſchüttern uns auf einmal auf die lieblichſte Weiſe. Der freie unverhüllte Körper iſt der höchſte Triumph der Kunſt, denn was ſollen mir jene beſchleierten Geſtalten? Warum treten ſie nicht aus ihren Gewändern heraus, die ſie ängſtigen und ſind ſie ſelbſt? Gewand iſt höchſtens nur Zugabe, Nebenſchönheit. Das griechiſche Alterthum verkündigt ſich in ſeinen nackten Figuren am göttlichſten und menſchlichſten. Die Decenz unſers gemeinen proſaiſchen Lebens iſt in der Kunſt unerlaubt, dort in den heitern, reinen Regionen iſt ſie ungeziemlich, ſie iſt unter uns ſelbſt das Dokument unſrer Gemeinheit und Unſittlichkeit. Der Künſtler darf ſeine Bekanntſchaft mit ihr nicht verrathen, oder er giebt zu erkennen, daß ihm die Kunſt nicht das Liebſte und Beſte iſt, er geſteht, daß er ſich nicht ganz ausſprechen darf, und doch iſt ſein verſchloſſenes Innerſtes gerade das, was wir von ihm begehren.

In einigen Tagen war ihre Abreiſe beſchloſſen; die Gräfinn hatte den verſprochenen Brief an die italieniſche Familie geſchrieben, den Sternbald mit großer Gleichgültigkeit in ſeine Brieftaſche legte; er zeigte ihn auch ſeinem

Freunde nicht, ſondern war ſogar ungewiß, ob er ihn abgeben ſolle.

Als ſie das Schloß verlaſſen hatten, als beide Freunde ſich auf der weiten Heerſtraße befanden, war Rudolph nachdenklich, weniger fröhlich und leichtſinnig, als man ihn ſonſt ſah, er ſchien Erinnerungen zu bekämpfen, die ihn beinahe ſchwermüthig machten.

Kein Menſch, rief er endlich aus, kann ſeine frohe Laune verbürgen, es kommen Augenblicke und Empfindungen, die ihn wie in einem Kerker verſchließen, und ihn nicht wieder frei geben wollen. Ich denke eben daran, wie ohne Noth und ohne Zweck ich mich hier herumtreibe, und indeſſen das vernachläſſige, was doch das einzige Glück in der Welt iſt. Wahrlich, ich könnte in manchen Augenblicken ſo ſchwermüthig ſeyn, daß ich weinte, oder tiefſinnige Elegien niederſchriebe, daß ich auf meinen Inſtrumenten Töne hervorſuchte, die in Steine und Felſen Mitleiden hineinzwängen. O, mein Freund, wir wollen uns nicht mit unnützem Gram den gegenwärtigen Augenblick verkümmern, dieſe Gegenwart, in der wir jezt ſind, kömmt nicht zum zweitenmale wieder, mag doch ein jeder Tag für das Seine ſorgen.

Es wurde Abend, ein ſchöner Himmel erglänzte mit ſeinen wunderbaren, buntgefärbten Wolkenbildern über ihnen. Sieh, fuhr Rudolph fort, wenn Ihr Mahler mir dergleichen darſtellen könntet, ſo wollte ich Euch oft Eure beweglichen Hiſtorien, Eure leidenſchaftlichen und verwirrten Darſtellungen mit allen unzähligen Figuren erlaſſen. Meine Seele ſollte ſich an dieſen grellen Farben ohne Zuſammenhang, an dieſen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergözen und genügen, ich würde da Handlung, Leidenſchaft, Compoſition und alles gern vermiſſen, wenn Ihr mir, wie

die gütige Natur heute thut, ſo mit roſenrothem Schlüſſel die Heimath aufſchließen könntet, wo die Ahndungen der Kindheit wohnen, das glänzende Land, wo in dem grünen, azurnen Meere die goldenſten Träume ſchwimmen, wo Lichtgeſtalten zwiſchen feurigen Blumen gehn und uns die Hände reichen, die wir an unſer Herz drücken möchten. O, mein Freund, wenn Ihr doch dieſe wunderliche Muſik, die der Himmel heute dichtet, in Eure Mahlerei hineinlokken könntet! Aber Euch fehlen Farben, und Bedeutung im gewöhnlichen Sinne iſt leider eine Bedingung Eurer Kunſt.

Ich verſtehe, wie Du es meinſt, ſagte Sternbald, und die freundlichen Himmelslichter entwanken und entfliehen, indem wir ſprechen. Wenn Du auf der Harfe muſicirſt, und mit den Fingern die Töne ſuchſt, die mit Deinen Phantaſien verbrüdert ſind, ſo daß beide ſich gegenſeitig erkennen, und nun Töne und Phantaſie in der Umarmung gleichſam entzückt immer höher, immer mehr himmelwärts jauchzen, ſo haſt Du mir ſchon oft geſagt, daß die Muſik die erſte, die unmittelbarſte, die kühnſte von allen Künſten ſei, daß ſie einzig das Herz habe, das auszuſprechen, was man ihr anvertraut, da die übrigen ihren Auftrag immer nur halb ausrichten, und das beſte verſchweigen: ich habe Dir ſo oft Recht geben müſſen, aber, mein Freund, ich glaube darum doch, daß ſich Muſik, Poeſie und Mahlerei oft die Hand bieten, ja daß ſie oft ein und daſſelbe auf ihren Wegen ausrichten können. Freilich iſt es nicht nöthig, daß immer nur Handlung, Begebenheit mein Gemüth entzücke, ja es ſcheint mir ſogar ſchwer zu beſtimmen, ob in dieſem Gebiete unſre Kunſt ihre ſchönſten Lorbeern antreffe: allein erinnere Dich nur ſelbſt der ſchönen, ſtillen, heiligen Familien, die wir

angetroffen haben; liegt nicht in einigen unendlich viele Muſik, wie Du es nennen willſt. Iſt in ihnen die Religion, das Heil der Welt, die Anbetung des Höchſten nicht wie in einem Kindergeſpräche offenbart und ausgedrückt? Ich habe bei den Figuren nicht bloß an die Figuren gedacht, die Gruppirung war mir nur Nebenſache, ja auch der Ausdruck der Mienen, in ſo fern ich ihn auf die gegenwärtige Geſchichte, auf den wirklichen Zuſammenhang bezog. Der Mahler hat hier Gelegenheit, die Einbildung in ſich ſelbſt zu erregen, ohne ſie durch Geſchichte, durch Beziehung vorzubereiten. —

Am meiſten iſt mir das, was ich ſo oft von der Mahlerei wünſche, bei allegoriſchen Gemählden einleuchtend, ſagte Rudolph.

Gut, daß Du mich daran erinnerſt! rief Franz aus, hier iſt recht der Ort, wo der Mahler ſeine große Imagination, ſeinen Sinn für die Magie der Kunſt offenbaren kann: hier kann er gleichſam über die Gränzen ſeiner Kunſt hinausſchreiten, und mit dem Dichter wetteifern. Die Begebenheit, die Figuren ſind ihm nur Nebenſache, und doch machen ſie das Bild, es iſt Ruhe und Lebendigkeit, Fülle und Leere, und die Kühnheit der Gedanken, der Zuſammenſezung findet erſt hier ihren rechten Platz. Ich habe es ungern gehört, daß man dieſen Gedichten ſo oft den Mangel an Zierlichkeit vorrückt, daß man hier thätige Bewegung und ſchnellen Reiz einer Handlung fordert, wenn ſie ſtatt eines einzelnen Menſchen die Menſchheit ausdrücken, ſtatt eines Vorfalls eine erhabene Ruhe. Gerade dieſe anſcheinende Kälte, die Unbiegſamkeit im Stoffe iſt das, was mir ſo oft einen wehmüthigen Schauder bei der Betrachtung erregte: daß hier allgemeine Begriffe in ſinnlichen Geſtalten mit ſo ernſter Bedeutung aufgeſtellt

ſind, Kind und Greis in ihren Empfindungen vereinigt, daß das Ganze unzuſammenhängend erſcheint, wie das menſchliche Leben, und doch eins um des andern nothwendig iſt, wie man auch im Leben nichts aus ſeiner Verkettung reißen darf, alles dies iſt mir immer ungemein erhaben erſchienen.

Ich erinnere mich, antwortete Rudolph, eines alten Bildes in Piſa, das Dir auch vielleicht gefallen wird; wenn ich nicht irre, iſt es von Andrea Orgagna gemahlt. Dieſer Künſtler hat den Dante mit beſondrer Vorliebe ſtudirt, und in ſeiner Kunſt auch etwas ähnliches dichten wollen. Auf ſeinem großen Bilde iſt in der That das ganze menſchliche Leben auf eine recht wehmüthige Art abgebildet. Ein Feld prangt mit ſchönen Blumen von friſchen und glänzenden Farben, geſchmückte Herren und Damen gehen umher, und ergözen ſich an der Pracht. Tanzende Mädchen ziehen mit ihrer muntern Bewegung den Blick auf ſich, in den Bäumen, die von Orangen glühn, erblickt man Liebesgötter, die ſchalkhaft mit ihren Geſchoſſen herunterzielen, über den Mädchen ſchweben andre Amorinen, die nach den geſchmückten Spaziergängern zur Vergeltung zielen. Spielleute blaſen auf Inſtrumenten zum Tanz, eine bedeckte Tafel ſteht in der Ferne. — Gegenüber ſieht man ſteile Felſen, auf denen Einſiedler Buße thun und in andächtiger Stellung beten, einige leſen, einer melkt eine Ziege. Hier iſt die Dürftigkeit des armuthſeligen Lebens dem üppigen glückſeligen recht herzhaft gegenüber geſtellt. — Unten ſieht man drei Könige auf die Jagd reiten, denen ein heiliger Mann eröffnete Gräber zeigt, in denen man von Königen verweſ'te Leichname ſieht. — Durch die Luft fliegt der Tod, mit ſchwarzem Gewand, die Senſe in der Hand, unter ihm Leichen

aus allen Ständen, auf die er hindeutet. — Dieſes Gemählde hat immer in mir das Bild des großen menſchlichen Lebens hervorgebracht, in welchem keiner vom andern weiß, und ſich alle blind und taub durch einander bewegen.

Unter dieſen Geſprächen waren ſie an eine dichte Stelle im Walde gekommen, abſeits an einer Eiche gelehnt lag ein Rittersmann, mit dem ſich ein Pilgrim beſchäftigte, und ihm eine Wunde zu verbinden ſuchte. Die beiden Wanderer eilten ſogleich hinzu, ſie erkannten den Ritter, Franz zuerſt, es war derſelbe, den ſie vor einiger Zeit als Mönch geſehn hatten, und den Sternbald im Schloſſe gemahlt hatte. Der Ritter war in Ohnmacht geſunken, er hatte viel Blut verloren, aber durch die vereinigte Hülfe kam er bald wieder zu ſich. Der Pilgrim dankte den beiden Freunden herzlich, daß ſie ihm geholfen, den armen Verwundeten zu pflegen, ſie machten in der Eile eine Trage von Zweigen und Blättern, worauf ſie ihn legten und ſo abwechſelnd trugen. Der Ritter erholte ſich bald, ſo daß er bat, ſie möchten dieſe Mühe unterlaſſen; er verſuchte es, auf die Füße zu kommen, und es gelang ihm, daß er ſich mit einiger Beſchwerlichkeit und langſam fortbewegen konnte, die übrigen führten und unterſtützten ihn. Der Ritter erkannte Franz und Rudolph ebenfalls, er geſtand, daß er derſelbe ſei, den ſie neulich in einer Verkleidung getroffen. Der Pilgrim erzählte, daß er nach Loretto wallfahrte, um ein Gelübde zu bezahlen, das er in einem Sturm auf der See gethan.

Es wurde dunkel, als ſie immer tiefer in den Wald hineingeriethen und kaum noch den Weg bemerken konnten. Franz und Rudolph riefen laut, um jemand herbeizulocken, der ihnen rathen, der ſie aus der Irre führen könne, aber vergebens, ſie hörten nichts als das Echo

ihrer eignen Stimme. Endlich war es, als wenn ſie durch die Verworrenheit der Gebüſche ein fernes Glöcklein vernähmen, und ſogleich richteten ſie nach dieſem Schalle ihre Schritte. Der Pilger inſonderheit war ſehr ermüdet, und wünſchte einen Ruheplatz anzutreffen, er geſtand es ungern, daß ihn ſein übereiltes Gelübde ſchon oft gereut habe, daß er es aber nun ſchuldig ſei zu bezahlen, um Gott nicht zu irren. Er ſeufzte faſt bei jedem Schritte, und der Ritter konnte es nicht unterlaſſen, ſo ermüdet er ſelber war, bisweilen über ihn zu ſpotten. Franz und Rudolph ſangen Lieder, um die Ermüdeten zu tröſten und anzufriſchen, ſehnten ſich aber auch herzlich nach einer ruhigen Herberge.

Jezt ſahen ſie ein Licht ungewiß durch die Zweige ſchimmern, und die Hoffnung von allen wurde geſtärkt, das Glöcklein ließ ſich von Zeit zu Zeit wieder hören, und viel vernehmlicher. Sie glaubten ſich in der Nähe eines Dorfs zu befinden, als ſie aber noch eine Weile gegangen waren, ſtanden ſie vor einer kleinen Hütte, in der ein Licht brannte, das ihnen entgegenglänzte, ein Mann ſaß darin, und las mit vieler Aufmerkſamkeit in einem Buche, ein großer Roſenkranz hing an ſeiner Seite, über der Hütte war eine Glocke angebracht, die er abwechſelnd anzog, und die den Schall verurſacht hatte.

Er erſtaunte, als er von der Geſellſchaft in ſeinen Betrachtungen geſtört wurde, doch nahm er alle ſehr freundlich auf. Er bereitete ſchnell aus Kräutern einen Saft, mit dem er die Wunde des Ritters verband, wonach dieſer ſogleich Linderung ſpürte, und zum Schlafe geneigt war. Auch Franz war müde, der Pilgrim war ſchon in einem Winkel des Hauſes eingeſchlafen, nur Rudolph blieb munter, und verzehrte einiges von den Früchten, Brod

und Honig, das der Einſiedler aufgetragen hatte. Ihr ſeid in meiner Einſamkeit willkommen, ſagte dieſer zu Floreſtan, und es iſt mein tägliches Gebet zu Gott, daß er mir Gelegenheit geben möge, zuweilen einiges Gute zu thun, und ſo iſt ſie mir denn heute wider Erwarten gekommen. Sonſt bringe ich meine Zeit mit Andacht und Beten zu, auch laſſe ich nach gewiſſen Gebeten immer mein Glöcklein erſchallen, damit die Hirten und Bauern im Walde, oder die Leute im nächſten Dorfe wiſſen mögen, daß ich munter bin und für ſie dem Herrn danke, das einzige, was ich zur Vergeltung für ihre Wohlthaten zu thun im Stande bin.

Rudolph blieb mit dem Einſiedler noch lange munter, ſie ſprachen allerhand, doch ließ ſich der Alte nicht zu lange von ſeinen vorgeſezten Gebeten abwendig machen, ſondern wiederholte ſie während ihrer Erzählung: Franz hörte im Schlummer die beiden mit einander ſprechen, dann zuweilen das Glöcklein klingen, den Geſang des Alten, und es dünkte ihm unter ſeinen Träumen alles höchſt wunderbar.

Gegen Morgen ſchlief Rudolph auch ein, ſo viele Mühe er ſich auch gab, wach zu bleiben.

Das Morgenroth brach liebreich herauf, und ſchimmerte erſt an den Baumwipfeln, an den hellen Wolken, dann ſah man die erſten Strahlen der Sonne durch den Wald leuchten. Die Vögel wurden rege, die Lerchen jubelten aus den Wolken herab, der Morgenwind ſchüttelte die Zweige. Die Schläfer wurden nach und nach wieder wach: der Ritter fühlte ſich geſtärkt und munter, der Einſiedler verſicherte, daß ſeine Wunde nichts zu bedeuten habe. Franz und Rudolph machten einen Spaziergang durch

den Wald, wo ſie eine Anhöhe erſtiegen und ſich niederſezten.

Sind die Menſchen nicht wunderlich? fing Floreſtan an, dieſer Pilgrim kreuzt durch die Welt, verläßt ſein geliebtes Weib, wie er uns ſelber erzählt hat, um Gott zu Gefallen die Capelle zu Loretto zu beſuchen. Der Einſiedler hat mir in der Nacht ſeine ganze Geſchichte erzählt: er hat die Welt auf immer verlaſſen, weil er unglücklich geliebt hat, das Mädchen, das ihn entzückte, hat ſich einem andern ergeben, und darum will er nun ſein Leben in der Einſamkeit beſchließen, mit ſeinem Roſenkranze, Buche und Glocke beſchäftigt.

Franz dachte an das Bildniß, an den Tod ſeiner Geliebten, und ſagte ſeufzend: O, laß ihn, denn ihm iſt wohl, tadle nicht zu ſtrenge die Glückſeligkeit andrer Menſchen, weil ſie nicht die Deinige iſt. Wenn er wirklich geliebt hat, was kann er nun noch in der Welt wollen? In ſeiner Geliebten iſt ihm die ganze Welt abgeſtorben, nun iſt ſein ganzes Leben ein ununterbrochenes Andenken an ſie, ein immerwährendes Opfer, das er der Schönſten bringt. Ja, ſeine Andacht vermiſcht ſich mit ſeiner Liebe, ſeine Liebe iſt ſeine Religion, und ſein Herz bleibt rein und geläutert. Sie ſtrahlt ihm wie Morgenſonne in ſein Gedächtniß, — kein gewöhnliches Leben hat ihr Bild entweiht, und ſo iſt ſie ihm Madonna, Gefährtin und Lehrerin im Gebet. O, mein Freund, in manchen Stunden möchte ich mich ſo, wie er, der Einſamkeit ergeben, und von Vergangenheit und Zukunft Abſchied nehmen. Wie wohl würde mir das Rauſchen des Waldes thun, die Wiederkehr der gleichförmigen Tage, der ununterbrochene leiſe Fluß der Zeit, der mich ſo unvermerkt in's Alter hineintrüge, jedes Rauſchen ein andächtiger Gedanke, ein

Lobgeſang. Müſſen wir uns denn nicht doch einſt von allem irdiſchen Glücke trennen? Was iſt dann Reichthum und Liebe und Kunſt? Die edelſten Geiſter haben müſſen Abſchied nehmen, warum ſollen es die ſchwächern nicht ſchon früher thun, um ſich einzulernen?

Floreſtan verwunderte ſich über ſeinen Freund, doch bezwang er diesmal ſeinen Muthwillen, und antwortete mit keinem Scherze, weil Franz zu ernſtlich geſprochen hatte. Er vermuthete im Herzen Sternbalds einen geheimen Kummer, er gab ihm daher ſchweigend die Hand, und Arm in Arm gingen ſie herzlich zur Hütte des armen Klausners zurück.

Der Ritter ſtand angekleidet vor der Thür. Die Röthe war auf ſeine Wangen zurückgekommen und ſein Geſicht glänzte im Sonnenſchein, ſeine Augen funkelten freundlich, er war ein ſchöner Mann. Der Pilgrim und der Einſiedler hatten ſich zu einer Andachtsübung vereinigt, und ſaßen in tiefſinnigen Gebeten im kleinen Hauſe.

Die drei ſezten ſich im Graſe nieder, und Rudolph faßte die Hand des Fremden und ſagte mit lachendem Geſicht: Herr Ritter, Ihr dürft es mir wahrlich nicht verargen, wenn ich nun meine Neugier nicht mehr bezähmen kann, Ihr ſeid überdies auch ziemlich wieder hergeſtellt, ſo daß Ihr wohl die Mühe des Erzählens über Euch nehmen könnt. Ich und mein Freund haben Euer Bildniß in dem Schloſſe einer ſchönen Dame angetroffen, ſie hat uns vertraut, wie ſie mit Euch verbunden iſt, Ihr könnt kein andrer ſeyn, Ihr dürft alſo gegen uns nicht weiter rückhalten.

Ich will es auch nicht, ſagte der junge Ritter, ſchon neulich, als ich Euch ſah, faßte ich ein recht herzliches

Vertrauen zu Euch und Eurem Freunde Sternbald, daher will ich Euch recht gern erzählen, was ich ſelber von mir weiß, denn noch nie habe ich mich in ſolcher Verwirrung befunden. Ich bedinge es mir aber aus, daß Ihr Niemand von dem etwas ſagt, was ich jezt erzählen werde; Ihr dürft darum keine ſeltſamen Geheimniſſe erwarten, ſondern ich bitte Euch bloß darum, weil ich nicht weiß, in welche Verlegenheiten mich etwa künftig Euer Mangel an Verſchwiegenheit ſezen dürfte.

Wißt alſo, daß ich kein Deuſcher bin, ſondern ich bin aus einer edlen italieniſchen Familie entſproſſen, mein Name iſt Roderigo. Meine Eltern gaben mir eine ſehr freie Erziehung, mein Vater, der mich übermäßig liebte, ſah mir in allen Wildheiten nach, und als ich daher älter wurde und er mit ſeinem guten Rathe nachkommen wollte, war es natürlich, daß ich auf ſeine Worte gar nicht achtete. Seine Liebe zu mir erlaubte ihm aber nicht, zu ſtrengern Mitteln als gelinden Verweiſen ſeine Zuflucht zu nehmen, und darüber wurde ich mit jedem Tage wilder und ausgelaſſener. Er konnte es nicht verbergen, daß er über meine unbeſonnenen Streiche mehr Vergnügen und Zufriedenheit als Kummer empfand, und das machte mich in meinem ſeltſamen Lebenslaufe nur deſto ſicherer. Er war ſelbſt in ſeiner Jugend ein wilder Burſche geweſen, und dadurch hatte er eine Vorliebe für ſolche Lebensweiſe behalten, ja er ſah in mir nur ſeine Jugend glänzend wieder aufleben.

Was mich aber mehr als alles übrige beſtimmte und begeiſterte, war ein junger Menſch von meinem Alter, der ſich Ludoviko nannte, und bald mein vertrauteſter Freund wurde. Wir waren unzertrennlich, wir ſtreiften in Romanien, Calabrien und Oberitalien umher, denn die Reiſeſucht,

das Verlangen, fremde Gegenden zu ſehn, das in uns beiden faſt gleich ſtark war, hatte uns zuerſt an einander geknüpft. Ich habe nie wieder einen ſo wunderbaren Menſchen geſehn, als dieſen Ludoviko, ja ich kann wohl ſagen, daß mir ein ſolcher Charakter auch vorher in der Imagination nicht als möglich vorgekommen war. Immer eben ſo heiter als unbeſonnen, auch in der verdrießlichſten Lage fröhlich und voll Muth: jede Gelegenheit ergriff er, die ihn in Verwirrung bringen konnte, und ſeine größte Freude beſtand darin, mich in Noth oder Gefahr zu verwickeln, und mich nachher ſtecken zu laſſen. Dabei war er ſo unbeſchreiblich gutmüthig, daß ich niemals auf ihn zürnen konnte. So vertraut wir mit einander waren, hat er mir doch niemals entdeckt, wer er eigentlich ſei, welcher Familie er angehöre, ſo oft ich ihn darum fragte, wies er mich mit der Antwort zurück: daß mir dergleichen völlig gleichgültig bleiben müſſe, wenn ich ſein wirklicher Freund ſei. Oft verließ er mich wieder auf einige Wochen, und ſchwärmte für ſich allein umher, dann erzählten wir uns unſre Abentheuer, wenn wir uns wiederfanden.

So giebt es doch noch ſo vernünftige Menſchen in der Welt! fiel Rudolph heftig aus, wahrlich, das macht mir ganz neue Luſt, in meinem Leben auf meine Art weiter zu leben! O, wie freut es mich, daß ich Euch habe kennen lernen, fahrt um Gottes Willen in Eurer vortrefflichen Erzählung fort!

Der Ritter lächelte über dieſe Unterbrechung, und fuhr mit folgenden Worten fort: Es war faſt kein Stand, keine Verkleidung zu erdenken, in der wir nicht das Land durchſtreift hätten, als Bauern, als Bettler, als Künſtler, oder wieder als Grafen zogen wir umher, als Spielleute muſicirten wir auf Hochzeiten und Jahrmärkten, ja der

muthwillige Ludoviko verſchmähte es nicht, zuweilen als eine artige Zigeunerin herumzuwandern, und den Leuten, beſonders den hübſchen Mädchen, ihr Glück zu verkündigen. Von den lächerlichen Drangſalen, die wir oft überſtehen mußten, ſo wie von den verliebten Abentheuern, die uns ergözten, laßt mich ſchweigen, denn ich würde Euch in der That ermüden.

Gewiß nicht, ſagte Rudolph, aber macht es, wie es Euch gefällt, denn ich glaube ſelbſt, Ihr würdet über die Mannigfaltigkeit Eurer Erzählungen müde werden.

Vielleicht, ſagte der Ritter. Von meinem Freunde glaubte ich heimlich, daß er ſeinen Eltern entlaufen ſei, und ſich nun auf gut Glück in der Welt herumtreibe. Aber dann konnte ich wieder nicht begreifen, daß es ihm faſt niemals an Gelde fehle, mit dem er verſchwenderiſch und unbeſchreiblich großmüthig umging. Faſt ſo oft er mich verließ, kam er mit einer reichen Börſe zurück. Unſre größte Aufmerkſamkeit war auf die ſchönen Mädchen aus allen Ständen gerichtet; in kurzer Zeit war unſre Bekanntſchaft unter dieſen außerordentlich ausgebreitet, wo wir uns aufhielten, wurden wir von den Eltern ungern geſehn, nicht ſelten wurden wir verfolgt, oft entgingen wir nur mit genauer Noth der Rache der beleidigten Liebhaber, den Nachſtellungen der Mädchen, wenn wir ſie einer neuen Schönheit aufopferten. Aber dieſe Gefährlichkeiten waren eben die Würze unſres Lebens, wir vermieden mit gutem Willen keine.

Die Reiſeluſt ergriff meinen Freund oft auf eine ſo gewaltſame Weiſe, daß er weder auf die Vernunft, noch ſelber auf meine Einwürfe hörte, der ich doch Thor gern genug war. Nachdem wir Italien genug zu kennen glaubten, wollte er plözlich nach Afrika überſezen. Die See

war von den Corſaren ſo beunruhigt, daß kein Schiff gern überfuhr, aber er lachte, als ich ihm davon erzählte, er zwang mich beinahe, ſein Begleiter zu ſeyn, und wir ſchifften mit glücklichem Winde fort. Er ſtand auf dem Verdecke und ſang verliebte Lieder, alle Matroſen waren ihm gut, jedermann drängte ſich zu ihm, die afrikaniſche Küſte lag ſchon vor uns. Plözlich entdeckten wir ein Schiff, das auf uns zuſegelte, es waren Seeräuber. Nach einem hartnäckigen Gefechte, in welchem mein Freund Wunder der Tapferkeit that, wurden wir erobert und gefangen fortgeführt. Ludoviko verlor ſeine Munterkeit nicht, er verſpottete meinen Kleinmuth, und die Corſaren betheuerten, daß ſie noch nie einen ſo tollkühnen Wagehals geſehen hätten. Was ſoll mir das Leben? ſagte er dagegen in ihrer Sprache, die wir beide gelernt hatten, heute iſt es da, morgen wieder fort; jedermann ſei froh, ſo hat er ſeine Pflicht gethan, keiner weiß, was morgen iſt, keiner hat das Angeſicht der zukünftigen Stunde geſehn. Spotte über die Falten, über das Zürnen, das uns Saturn oft im Vorüberfliegen vorhält, der Alte wird ſchon wieder gut, er iſt wacker, und lächelt endlich über ſeine eigne Verſpottung, er bittet Euch, wie Alte Kindern thun, nachher ſeine Unfreundlichkeit ab. Heute mir, morgen Dir: wer Glück liebt, muß auch ſein Unglück willkommen heißen. Das ganze Leben iſt nicht der Sorge werth.

So ſtand er mit ſeinen Ketten unter ihnen, und wahrlich! ich vergaß über ſeinen Heldenmuth mein eignes Elend. — Wir wurden an's Land geſezt und als Sklaven verkauft: noch als wir getrennt wurden, nickte Ludoviko mir ein freundliches Lebewohl zu.

Wir arbeiteten in zwei benachbarten Gärten, ich verlor in meiner Dürftigkeit, in dieſer Unterjochung allen

Muth, aber ich hörte ihn aus der Ferne seine gewöhnlichen Lieder singen, und wenn ich ihn einmal sah, war er so freundlich und vergnügt, wie immer. Er that gar nicht, als wäre etwas Besondres vorgefallen. Ich konnte innerlich über seinen Leichtsinn recht von Herzen böse seyn, und wenn ich dann wieder sein lächelndes Gesicht vor mir sah, war aller Zorn verschwunden, alles vergessen.

Nach acht Wochen steckte er mir ein Briefchen zu, er hatte andre Christensklaven auf seine Seite gebracht, sie wollten sich eines Fahrzeugs bemächtigen und darauf entfliehen: er meldete mir, daß er mich mitnehmen wolle, wenn dieser Vorsatz gleich seine Flucht um vieles erschwere; ich solle den Muth nicht verlieren.

Ich verließ mich auf sein gutes Glück, daß uns der Vorsatz gelingen werde. Wir kamen in einer Nacht am Ufer der See zusammen, wir bemächtigten uns des kleinen Schiffs, der Wind war uns anfangs günstig. Wir waren schon tief in's Meer hinein, wir glaubten uns bald der italienischen Küste zu nähern, als sich mit dem Anbruche des Morgens ein Sturm erhob, der immer stärker wurde. Ich rieth, an's nächste Land zurückzufahren, um uns dort zu verbergen, bis sich der Sturm gelegt hätte, aber mein Freund war andrer Meinung, er glaubte, wir könnten dann von unsern Feinden entdeckt werden, er schlug vor, daß wir auf der See bleiben, und uns lieber der Gnade des Sturms überlassen sollten. Seine Ueberredung drang durch, wir zogen alle Seegel ein, und suchten uns so viel als möglich zu erhalten, denn wir konnten überzeugt seyn, daß bei diesem Ungewitter uns Niemand verfolgen würde. Der Wind drehte sich, Sturm und Donner nahmen zu, das empörte Meer warf uns bald bis in die Wolken, bald verschlang uns der Abgrund. Alle

verließ der Muth, ich brach in Klagen aus, in Vorwürfe gegen meinen Freund. Ludoviko, der bis dahin unabläſſig gearbeitet und mit allen Elementen gerungen hatte, wurde nun zum erſtenmale in ſeinem Leben zornig, er ergriff mich und warf mich im Schiffe zu Boden. Biſt Du, Elender, rief er aus, mein Freund, und unterſtehſt Dich zu klagen, wie die Sklaven dort? Roderigo, ſei munter und fröhlich, das rath' ich Dir, wenn ich Dir gewogen bleiben ſoll, denn wir können in's Teufels Namen nicht mehr als ſterben! Und unter dieſen Worten ſezte er mir mit derben Fauſtſchlägen dermaßen zu, daß ich bald alle Beſinnung verlor, und den Donner, die See und den Sturm nicht mehr vernahm.

Als ich wieder zu mir kam, ſah ich Land vor mir, der Sturm hatte ſich gelegt, ich lag in den Armen meines Freundes. Vergieb mir, ſagte er leutſelig, wir ſind gerettet, dort iſt Italien, Du hätteſt den Muth nicht verlieren ſollen. — Ich gab ihm die Hand, und nahm mir im Herzen vor, den Menſchen künftig zu vermeiden, der meinem Glücke und Leben gleichſam auf alle Weiſe nachſtellte; aber ich hatte meinen Vorſatz ſchon vergeſſen, noch ehe wir an's Land geſtiegen waren, denn ich ſah ein, daß er mein eigentliches Glück ſei.

Rudolph, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, konnte ſich nun nicht länger halten, er ſprang heftig auf, und rief: Nun, bei allen Heiligen, Euer Freund iſt ein wahrer Teufelskerl! Wie lumpig iſt alles, was ich erlebt habe, und worauf ich mir wohl manchmal etwas zu Gute that, gegen dieſen Menſchen! Ich muß ihn kennen lernen, wahrhaftig, und ſollte ich nach dieſer Seltenheit bis an's Ende der Welt laufen!

Wenn er nur noch lebt, antwortete Roderigo, denn

nun ist es schon länger als ein Jahr, daß ich ihn nicht gesehen habe. Ich habe Euch diesen Vorfall nur darum weitläuftiger erzählt, um Euch einigermaßen einen Begriff von seinem Charakter zu geben. Meine Eltern priesen sich glücklich, als sie mich wiedersahen, aber Ludoviko hatte mich bald wieder in neue Abentheuer verwickelt. Ich wollte die Schweiz und Deutschland besuchen, er wollte ohne meine Gesellschaft eine andre Reise unternehmen, es war nichts geringeres, als daß er nach Aegypten gehen wollte, die seltsamen uralten Pyramiden, das wunderbare rothe Meer, die Sandwüsten mit ihren Sphinxen, der fruchtbare Nil, diese Gegenstände, von denen man schon in der Kindheit so viel hört, waren es, die ihn dorthin riefen. Unser Abschied war überaus zärtlich, er versprach mir, in einem Jahre nach Italien zurückzukommen; ich nahm auf eben so lange von meinen Eltern Urlaub, und trat meine Reise nach Deutschland an.

Ich fühlte mich ohne meinen Gefährten recht einsam und verlassen, der Muth wollte sich anfangs gar nicht einstellen, der mich sonst aufrecht gehalten hatte. Die hohen Gebirge der Schweiz und in Tyrol, die furchtbare Majestät der Natur, alles stimmte mich auf lange Zeit traurig, ich bereute es oft, ihm nicht wider seinen Willen gefolgt zu seyn und an seinem Wahnsinne Theil zu nehmen. Einigemal war ich im Begriff, zu meiner Familie zurückzukehren, aber die Sucht, ein fernes Land, fremde Menschen zu sehn, trieb mich wieder vorwärts, auch die Schaam, einer Lebensart untreu zu werden, die bis dahin mein höchstes Glück ausgemacht hatte. Ich will Euch die einzelnen Vorfälle verschweigen, und mich zu der Begebenheit wenden, die Ursache ist, daß Ihr mich hier angetroffen.

Nach manchen luſtigen Abentheuern, nach manchen angenehmen Bekanntſchaften langte ich in der Gegend des Schloſſes an, wo Ihr gekannt ſeid. Ich ſaß auf einer Anhöhe und überdachte die Mannigfaltigkeiten meines Lebenslaufs, als eine fröhliche Jagdmuſik mich aufmerkſam machte. Ein Zug von Jägern kam näher, in ihrer Mitte eine ſchöne Dame, die einen Falken auf der Hand trug; die Einſamkeit, ihr ſchimmernder Anzug, alles trug dazu bei, ſie ungemein reizend darzuſtellen. Meine Sinne waren gefangen genommen, ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden: alle Schönheiten, die ich ſonſt geſehn hatte, ſchienen mir gegen dieſe alltäglich, es war nicht dieſer und jener Zug, der mich an ihr entzückte, nicht der Wuchs, nicht die Farbe der Wangen oder der Blick der Augen, ſondern auf geheimnißvolle Weiſe alles dies zuſammen. Es war ein Gefühl in meinem Buſen, das ich bis dahin noch nicht empfunden hatte, es durchdrang mich ganz, nur ſie allein ſah ich in der weiten Welt, jenſeit ihres Beſitzes lag kein Wunſch mehr in der Welt.

Ich ſuchte ihre Bekanntſchaft, ich verſchwieg ihr meinen Namen. Ich fand ſie meinen Wünſchen geneigt, ich war auf dem höchſten Gipfel meiner Seligkeit. Wie arm kam mir mein Leben bis dahin vor, wie entſagte ich allen meinen Schwärmereien! Der Tag unſrer Hochzeit war feſtgeſezt.

O, meine Freunde, ich kann Euch nicht beſchreiben, ich kann ſie ſelber nicht begreifen, die wunderbare Veränderung, die nun mit mir vorging! Ich ſah ein beſtimmtes Glück vor mir liegen, aber ich war an dieſem Glücke feſtgeſchmiedet: wie wenn ich in Meeresſtille vor Anker läge, und nun ſähe, wie Maſt und Seegel vom Schiffe

heruntergeſchlagen würden, um mich hier, nur hier ewig feſtzuhalten.

O, ſüße Reiſeluſt! ſagte ich zu mir ſelber, geheimnißreiche Ferne, ich werde nun von Euch Abſchied nehmen und eine Heimath dafür beſitzen! Lockt mich nicht mehr weit weg, denn alle Eure Töne ſind vergeblich, ihr ziehenden Vögel, du Schwalbe mit deinen lieblichen Geſängen, du Lerche mit deinen Reiſeliedern! Keine Städte, keine Dörfer werden mir mehr mit ihren glänzenden Fenſtern entgegenblicken, und ich werde nun nicht mehr denken: Welche weibliche Geſtalt ſteht dort hinter den Vorhängen, und ſieht mir den Berg herauf entgegen? Bei keinem fremden liebreizenden Geſichte darf mir nun mehr einfallen: Wir werden bekannter mit einander werden, dieſer Buſen wird vielleicht am meinigen ruhn, dieſe Lippen werden vielleicht mit meinen Küſſen vertraut ſeyn.

Mein Gemüth ward hin- und zurückgezogen, häusliche Heimath, räthſelhafte Fremde; ich ſtand in der Mitte, und wußte nicht, wohin. Ich wünſchte, die Gräfinn möchte mich weniger lieben, ein Anderer möchte mich aus ihrer Gunſt verdrängen, dann hätte ich ſie zürnend und verzweifelt verlaſſen, um wieder umherzuſtreifen, und in den Bergen, im Thalſchatten, den friſchen, lebendigen Geiſt wiederzuſuchen, der mich verlaſſen hatte. Aber ſie hing an mir mit allem Feuer der erſten Liebe, ſie zählte die Minuten, die ich nicht bei ihr zugebracht: ſie haderte mit meiner Kälte. Noch nie war ich ſo geliebt, und die Fülle meines Glücks übertäubte mich. Sehnſüchtig ſah ich jedem Wandersmann nach, der auf der Landſtraße vorüberzog; wie wohl iſt Dir, ſagte ich, daß Du Dein ungewiſſes Glück noch ſuchſt! ich habe es gefunden!

Ich ritt aus, um mich zu ſammeln. Ich hielt mir in der Einſamkeit meinen Undank vor. Was willſt Du in der Welt als Liebe? ſo redete ich mich ſelber an; ſiehe, ſie iſt Dir geworden, ſei zufrieden, begnüge Dich, Du kannſt nicht mehr erobern: was Du in einſamen Abenden mit aller Sehnſucht des Herzens erwünſchteſt, wonach Du in Wäldern jagteſt, was die Bergſtröme Dir entgegenſangen, dies unnennbare Glück iſt Dir geworden, iſt wirklich Dein, die Seele, die Du weit umher geſucht, iſt Dir entgegen gekommen.

Wie kam es, daß die Dörfer mit ihren kleinen Häuſern ſo ſeltſamlich vor mir lagen? daß mir jede Heimath zu enge und beſchränkt dünkte? Das Abendroth ſchien in die Welt hinein, da ritt ich vor einem niedrigen Bauernhauſe vorbei, auf dem Hofe ſtand ein Brunnen, davor war ein Mägdlein, das ſich bückte, den ſchweren gefüllten Eimer heraufzuziehen. Sie ſah zu mir herauf, indem ich ſtillhielt, der Abendſchein lag auf ihren Wangen, ein knappes Mieder ſchloß ſich traulich um den ſchönen vollen Buſen, deſſen genaue Umriſſe ſich nicht verbergen ließen. Wer iſt ſie? ſagte ich zu mir, warum hat ſie Dich betrachtet? Ich grüßte, ſie dankte und lächelte. Ich ritt fort, und rettete mich in die Dämmerung des Waldes hinein: mein Herz klopfte, als wenn ich dem Tode entgegen ginge, als mir die Lichter aus dem Schloſſe entgegenglänzten. Sie wartet auf Dich, ſagte ich zu mir, freundlich hat ſie das Abendeſſen bereitet, ſie ſorgt, daß Du müde biſt, ſie trocknet Dir die Stirn. Nein, ich liebe ſie, rief ich aus, wie ſie mich liebt.

In der Nacht tönte der Lauf der Bergquellen in mein Ohr, die Winde rauſchten durch die Bäume, der Mond

ſtieg herauf und ging wieder unter: alles, die ganze Natur in freier, willkührlicher Bewegung, nur ich war gefeſſelt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich wieder durch das Dorf ritt, es traf ſich, daß das Mädchen wieder am Brunnen ſtand: ich war meiner nicht mehr mächtig. Ich ſtieg vom Pferde, ſie war ganz allein, ſie antwortete ſo freundlich auf alle meine Fragen, ich war in meinem Leben zum erſtenmal mit einem Weibe verlegen, ich machte mir Vorwürfe, ich wußte nicht, was ich ſprach. Neben der Thür des Hauſes war eine dichte Laube, wir ſezten uns nieder; die ſchönſten blauen Augen ſahen mich an, ich konnte den friſchen Lippen nicht widerſtehen, die zum Kuß einluden, ſie war nicht ſtrenge gegen mich, ich vergaß die Stunde. Nachdenkend ritt ich zurück, ich wußte nun beſtimmt, daß ich in dieſer Einſchränkung, in der Ehe mit der ſchönen Gräfinn nicht glücklich ſeyn würde. Ich hatte es ſonſt oft belacht, daß man mit dem gewechſelten Ringe die Freiheit fortſchenkte, jezt erſt verſtand ich den Sinn dieſer Redensart. Ich vermied die Gräfinn, ihre Schönheit lockte mich wieder an, ich verachtete mich, daß ich zu keinem Entſchluſſe kommen konnte. Der Hochzeitstag war indeß ganz nahe herangerückt, meine Braut machte alle Anſtalten, ich hörte immer ſchon von den künftigen Einrichtungen ſprechen; mein Herz ſchlug mir bei jedem Worte.

Man erzählt, daß man vor dem lezten Unglück des Markus Antonius wunderbare Töne wie von Inſtrumenten gehört habe, wodurch ſein Schutzgott Herkules von ihm Abſchied genommen: ſo hört' ich in jedem Lerchengeſange, in jedem Klang einer Trompete, jeglichen Inſtruments das Glück, das mir ſeinen Abſchied wehmüthig zu-

rief. Immer lag mir die gründämmernde Laube im Sinne, das blaue Auge, der volle Buſen. Ich war entſchloſſen. Nein, Ludoviko, rief ich aus, ich will Dir nicht untreu werden, Du ſollſt mich nicht als Sklav wiederfinden, nachdem Du mich von der erſten Kette losgemacht haſt. Soll ich ein Ehemann werden, weil ich liebte? Seltſame Folge!

Ich nahm Abſchied von ihr, ich verſteckte mich in die Kleidung eines Mönchs, ſo ſtreifte ich umher, und ſo traf ich auf jenen Bildhauer Bolz, der eben aus Italien zurückkam.

Ich glaubte in ihm einige Züge von meinem Freunde anzutreffen, und entdeckte ihm meine ſeltſame Leidenſchaft. Er ward mein Begleiter. Wie genau lernte ich nun Laube, Haus und Garten meiner Geliebten kennen! Wie oft ſaßen wir da in den Nachtſtunden Arm in Arm geſchlungen, indem uns der Vollmond in's Geſicht ſchien! In der Kleidung eines gemeinen Bauern machte ich auch mit den Eltern Bekanntſchaft, und ſchmeckte nun nach langer Zeit wieder die Süßigkeiten meiner ſonſtigen Lebensweiſe.

Dann brach ich plözlich wieder auf; nicht weit von hier wohnt ein ſchönes Mädchen, die die Eltern dem Kloſter beſtimmt haben, ſie beweint ihr Schickſal. Ich war bereit, ſie in dieſer Nacht zu entführen; ich vertraute dem Gefährten meinen Plan, dieſer Tückiſche, der ſie anbetet, lockt mich hierher in den dichten Wald, und verſetzt mir heimlich dieſe Wunde. Darauf verließ er mich ſchnell. Seht, das iſt meine Geſchichte.

Unaufhörlich ſchwebt das Bild der Gräfinn nun vor meinen Augen. Soll ich ſie laſſen? kann ich ſie wie-

derfinden? ſoll ich einem Weſen mein ganzes Leben opfern?

Franz ſagte: Eure Geſchichte iſt ſeltſam, die Liebe heilt Euch vielleicht einmal, daß Ihr Euch in der Beſchränkung durchaus glücklich fühlt, denn noch habt Ihr die Liebe nicht gekannt.

Du biſt zu voreilig, mein Freund, ſagte Floreſtan, nicht alle Menſchen ſind wie Du, und genau genommen, weißt Du auch noch nicht einmal, wie Du beſchaffen biſt.

Der Einſiedler kam, um nach der Wunde des Ritters zu ſehn, die ſich ſehr gebeſſert hatte.

Franz Sternbald ſuchte den Ritter wieder auf, nachdem Floreſtan ihn verlaſſen hatte, und ſagte: Ihr ſeid vorher gegen meinen Freund ſo willfährig geweſen, daß Ihr mich dreiſt gemacht habt, Euch um die Geſchichte jenes alten Mannes zu bitten, deſſen Ihr an dem Morgen erwähntet, als wir uns hinter Straßburg trafen.

So viel ich mich erinnern kann, ſagte der Ritter, will ich Euch erzählen. — Auf einer meiner einſamen Wanderungen kam ich in ein Gehölz, das mich bald zu zwei einſamen Felſen führte, die ſich wie zwei Thore gegenüberſtanden. Ich bewunderte die ſeltſame Symmetrie der Natur, als ich auf einen ſchönen Baumgang aufmerkſam wurde, der ſich hinter den Felſen eröffnete. Ich ging hindurch, und fand einen weiten Platz, durch den die Allee von Bäumen gezogen war, ein ſchöner heller Bach floß auf der Seite, Nachtigallen ſangen, und eine ſchöne Ruhe lud mich ein, mich niederzuſezen und auf das Plätſchern einer Fontaine zu hören, die aus dichtem Gebüſche herausplauderte.

Ich saß eine Weile, als mich der liebliche Ton einer Harfe aufmerksam machte, und als ich mich umsah, ward ich die Büste Arioſt's gewahr, die über einem kleinen Altar erhaben stand, unter dieſer ſpielte ein ſchöner Jüngling auf dem Inſtrumente. —

Hier wurde die Erzählung des Ritters durch einen ſonderbaren Vorfall unterbrochen.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

In der Klause entstand ein Geräusch und Gezänk, gleich darauf sah man den Eremiten und Pilgrim beide erhitzt heraustreten, aus dem Walde kam ein großer ansehnlicher Mann, auf den Roderigo sogleich hinzueilte, und ihn in seine Arme schloß. O, mein Ludoviko! rief er aus, bist Du wieder da? Wie kömmst Du hierher? geht es Dir wohl? bist Du noch wie sonst mein Freund?

Jener konnte vor dem Entzücken Roderigo's immer noch nicht zu Worte kommen, indessen die heiligen Männer in ihrem eifrigen Gezänk fortfuhren. Da Floreſtan den Namen Ludoviko nennen hörte, verließ er auch Sternbald, und eilte zu den beiden, indem er aufrief: Gott sei gedankt, wenn Ihr Ludoviko seid! Ihr seid uns hier in der Einsamkeit unaussprechlich willkommen!

Ludoviko umarmte seinen Freund, indem Sternbald voller Erstaunen verlassen da stand, dann sagte er lustig: Mich freut es, Dich zu sehn, aber wir müssen doch dort die streitenden Partheien aus einander bringen.

Als ſie den fremden ſchönen Mann auf ſich zukommen ſahen, der ganz ſo that, als wenn es ſeine Sache ſeyn müßte, ihren Zwiſt zu ſchlichten, ließen ſie freiwillig von einander ab. Sie waren von der edlen Geſtalt wie bezaubert, Roderigo war vor Freude trunken, ſeinen Freund wieder zu beſizen, und Floreſtan konnte kein Auge von ihm verwenden. Was haben die beiden heiligen Männer gehabt? fragte Ludoviko.

Der Eremit fing an, ſeinen Unſtern zu erzählen. Der Pilger ſei derſelbe, der ſeine Geliebte geheirathet habe, dieſe Entdeckung habe ſich unvermuthet während ihrer Gebete hervorgethan, er ſei darüber erbittert worden, daß er nun noch zum Ueberfluß ſeinem ärgſten Feinde Herberge geben müßte.

Der Pilgrim verantwortete ſich dagegen: daß es ſeine Schuld nicht ſei, daß jener gegen die Gaſtfreiheit gehandelt und ihn mit Schimpfreden überhäuft habe.

Ludoviko ſagte: Mein lieber Pilger, wenn Dir die Großmuth recht an die Seele geheftet iſt, ſo überlaß jenem eifrigen Liebhaber Deine bisherige Frau, und bewohne Du ſeine Klauſe. Vielleicht, daß er ſich bald hierher zurückſehnt, und Du dann gewiß nicht zum zweitenmale den Tauſch eingehen wirſt.

Rudolph lachte laut über den wunderlichen Zank und über dieſe luſtige Entſcheidung. Franz aber erſtaunte, daß Einſiedler, heilige Männer ſo unheiligen und gemeinen Leidenſchaften, als dem Zorne, Raum verſtatten könnten. Der Pilgrim war gar nicht Willens, ſeine Frau zu verlaſſen, um ein Waldbruder zu werden, der Eremit ſchämte ſich ſeiner Heftigkeit.

Alle Partheien waren ausgeſöhnt, und ſie ſezten ſich mit friedlichen Gemüthern an das kleine Mittagsmahl.

Du haſt Dich gar nicht verändert, ſagte Roderigo.

Und muß man ſich denn immer verändern? rief Ludoviko aus; nein, auch Aegypten mit ſeinen Pyramiden und ſeiner heißen Sonne kann mir nichts anhaben. Nichts iſt lächerlicher, als die Menſchen, die mit ernſthaftern Geſichtern zurückkommen, weil ſie etwa entfernte Gegenden geſehn haben, alte Gebäude und wunderliche Sitten. Was iſt es denn nun mehr? Nein, mein Roderigo, hüte Dich vor dem Anderswerden, denn an den meiſten Menſchen iſt die Jugend noch das Beſte, und was ich habe, iſt mir auf jeden Fall lieber, als was ich erſt bekommen ſoll. Eine Wahrheit, die nur bei einer Frau eine Ausnahme leidet. Nicht wahr, mein lieber Pilgrim? Du ſelbſt kömmſt mir aber etwas anders vor.

Und wie ſteht es denn in Aegypten? fragte Floreſtan, der gern mit dem ſeltſamen Fremden bekannter werden wollte.

Die alten Sachen ſtehn noch immer am alten Fleck, ſagte jener, und wenn man dort iſt, vergißt man, daß man ſich vorher darüber verwundert hat. Man iſt dann ſo eben und gewöhnlich mit ſich und allem außer ſich, wie mir hier im Walde iſt. Der Menſch weiß nicht, was er will, wenn er Sehnſucht nach der Fremde fühlt, und wenn er dort iſt, hat er nichts. Das Lächerlichſte an mir iſt, daß ich nicht immer an demſelben Orte bleibe.

Habt Ihr die ſeltſamen Kunſtſachen in Augenſchein genommen? fragte Franz beſcheiden.

Was mir vor die Augen getreten iſt, ſagte Ludoviko, habe ich ziemlich genau betrachtet. Die Sphinxe ſehn unſer eins mit gar wunderlichen Augen an, ſie ſtehn aus dem fernen Alterthum gleichſam ſpöttiſch da, und fragen: Wo biſt Du her? was willſt Du hier? Ich habe in ih-

rer Gegenwart meiner Tollkühnheit mich mehr geſchämt, als wenn vernünftige Leute mich tadelten, oder andre mittlern Alters mich lobten.

O, wie gern möchte ich Euer Gefährte geweſen ſeyn! rief Franz aus, die Gegenden wirklich und wahrhaftig zu ſehn, die ſchon in der Imagination unſrer Kindheit vor uns ſtehn, die Oerter zu beſuchen, die gleichſam die Wiege der Menſchheit ſind. Nun dem wunderbaren Laufe des alten Nils zu folgen, von Ruinen in fremder, ſchauerlicher, halbverſtändlicher Sprache angeredet zu werden, Sphinxe im Sande, die hohen Pyramiden, Memnons wunderſame Bildſäule, und immer das Gefühl der alten Geſchichten mit ſich herumzutragen, noch einzelne lebende Laute aus der längſt entflohenen Heldenzeit zu vernehmen, über's Meer nach Griechenland hinüberzublicken, zu träumen, wie die Vorwelt aus dem Staube ſich wieder emporgearbeitet, wie wieder griechiſche Flotten landen, — o, alles das in unbegreiflicher Gegenwart nun vor ſich zu haben, könnt Ihr gegen Euer Glück wirklich ſo undankbar ſeyn? —

Ich bin es nicht, ſagte Ludoviko, und mir ſind dieſe Empfindungen auch oft auf den Bergen, an der Seeküſte durch die Bruſt gegangen. Oft faßte ich aber auch eine Handvoll Sand, und dachte: Warum biſt Du nun ſo mühſam, mit ſo mancher Gefahr, ſo weit gereiſ't, um dies Theilchen Erde zu ſehn, das Sage und Geſchichte Dir nun ſo lange nennt? Iſt denn die übrige Erde jünger? Darfſt Du Dich in Deiner Heimath nicht verwundern? Sieh die ewigen Felſen dort an, den Aetna in Sicilien, den alten Schlund des Charybdis. Und mußt Du Dich verwundern, um glücklich zu ſeyn? — Ich ſagte dann zu mir ſelber: Thor! Thor! und wahrlich, ich ver-

achtete in eben dem Augenblicke den Menſchen, der dieſe Thorheit nicht mit mir hätte begehen können.

Unter mancherlei Erzählungen verſtrich auch dieſer Tag, der Einſiedel ſagte oft: Ich begreife nicht, wie ich in Eurer Geſellſchaft bin, ich bin wohl und ſogar luſtig, ja meine Lebensweiſe iſt mir weniger angenehm, als bisher. Ihr ſteckt uns alle mit der Reiſeſucht an; ich glaubte über alle Thorheiten des Lebens hinüber zu ſeyn, und Ihr weckt eine neue Luſt dazu in mir auf.

Am folgenden Morgen nahmen ſie Abſchied; der Pilgrim hatte ſich mit dem Einſiedel völlig verſöhnt, ſie ſchieden als gute Freunde. Ludoviko führte den Zug an, die übrigen folgten ihm.

Auf dem Wege erkundigte ſich Ludoviko nach Sternbald und ſeinem Gefährten Floreſtan, er lachte über dieſen oft, der ſich alle Mühe gab, von ihm bemerkt zu werden, Sternbald war ſtill, und begleitete ſie in tiefen Gedanken. Ludoviko ſagte zu Franz, als er hörte, dieſer ſei ein Mahler: Nun, mein Freund, wie treibt Ihr es mit Eurer Kunſt? Ich bin gern in der Geſellſchaft von Künſtlern, denn gewöhnlich ſind es die wunderlichſten Menſchen, auch fallen wegen ihrer ſeltſamen Beſchäftigung alle ihre Launen mehr in die Augen, als bei andern Leuten. Ihr Stolz macht einen wunderlichen Contraſt mit ihrem übrigen Verhältniß im Leben, ihre poetiſchen Begeiſterungen tragen ſie nur zu oft in alle Stunden über, auch unterlaſſen ſie es ſelten, die Gemeinheit ihres Lebens in ihre Kunſtbeſchäftigungen hineinzunehmen. Sie ſind ſchmeichelnde Sklaven gegen die Großen, und doch verachten ſie alles in ihrem Stolze, was nicht Künſtler iſt. Aus allen dieſen Mißhelligkeiten entſtehen gewöhnlich Charaktere, die luſtig genug in's Auge fallen.

Franz ſagte beſchämt: Ihr ſeid ein ſehr ſtrenger Richter, Herr Ritter.

Ludoviko fuhr fort: Ich habe noch wenige Künſtler geſehen, bei denen man es nicht in den erſten Augenblicken bemerkt hätte, daß man mit keinen gewöhnlichen Menſchen zu thun habe. Faſt alle ſind unnöthig verſchloſſen und zudringlich offenherzig. Ich habe mich ſelbſt zuweilen geübt, dergleichen Leute darzuſtellen, und es niemals unterlaſſen, dieſe Seltſamkeiten in das hellſte Licht zu ſtellen. Es fällt gewiß ſchwer, Menſch wie die übrigen zu bleiben, wenn man ſein Leben damit zubringt, etwas zu thun und zu treiben, wovon ein jeder glaubt, daß es übermenſchlich ſei: in jedem Augenblicke zu fühlen, daß man mit dem übrigen Menſchengeſchlechte eben nicht weiter zuſammenhänge. Dieſe Sterblichen leben nur in Tönen, in Zeichen, gleichſam in einem Luftreviere wie Feen und Kobolde, es iſt nur ſcheinbar, wenn man ſie glaubt die Erde betreten zu ſehen.

Ihr mögt in einiger Hinſicht nicht Unrecht haben, ſagte Franz.

Wer ſich der Kunſt ergiebt, ſagte jener weiter, muß das, was er als Menſch iſt und ſeyn könnte, aufopfern. Was aber das ſchlimmſte iſt, ſo ſuchen jene Leute, die ſich für Künſtler wollen halten laſſen, noch allerhand Seltſamkeiten und auffallende Thorheiten zuſammen, um ſie recht eigentlich zur Schau zu tragen, als Orden oder Ordenskreuz, in Ermangelung deſſen, damit man ſie in der Ferne gleich erkennen ſoll, ja ſie halten darauf mehr, als auf ihre wirkliche Kunſt. Hütet Euch davor, Herr Mahler.

Man erzählt doch von manchem großen Manne, ſagte Franz, der von dergleichen Thorheiten frei geblieben iſt.

Nennt mir einige, rief Ludoviko.

Sternbald ſagte: Zum Beiſpiel der edle Mahlergeiſt Rafael Sanzio von Urbin.

Ihr habt Recht, ſagte der heftige Ritter, und überhaupt, fuhr er nach einem kleinen Nachdenken fort, laßt Euch meine Rede nicht ſo ſehr auffallen, denn ſie braucht gar nicht ſo ganz wahr zu ſeyn. Ihr habt mich mit dem einzigen Namen beſchämt und in die Flucht geſchlagen, und alle meine Worte erſcheinen mir nun wie eine Läſterung auf die menſchliche Größe. Ich bin ſelbſt ein Thor, das wollen wir für ausgemacht gelten laſſen.

Roderigo ſagte: Du haſt manche Seiten von Dir ſelbſt geſchildert.

Mag ſeyn, ſagte ſein Freund, man kann nichts beſſers und nichts ſchlechters thun. Laßt uns lieber von der Kunſt ſelber ſprechen. Ich habe mir in vielen Stunden gewünſcht, ein Mahler zu ſeyn.

Sternbald fragte: Wie ſeid Ihr darauf gekommen?

Erſtlich, antwortete der junge Ritter, weil es mir ein großes Vergnügen ſeyn würde, manche von den Mädchen ſo mit Farben vor mich hinzuſtellen, die ich wohl ehemals gekannt habe, dann mir andre noch ſchönere abzuzeichnen, die ich manchmal in glücklichen Stunden in meinem Gemüthe gewahr werde. Dann erleide ich auch zuweilen recht ſonderbare Begeiſterung, ſo daß mein Geiſt ſehr heftig bewegt iſt, dann glaube ich, wenn mir die Geſchicklichkeit zu Gebote ſtände, ich würde recht wunderbare und merkwürdige Sachen ausarbeiten können. Seht, mein Freund, dann würde ich einſame, ſchauerliche Gegenden abſchildern, morſche zerbrochene Brücken über zwei ſchroffen Felſen, einem Abgrunde hinüber, durch den ſich ein Waldſtrom ſchäumend drängt: verirrte Wandersleute, de-

ren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergeſtalten aus dem Hohlwege heraus, angefallene und geplünderte Wägen, Kampf mit den Reiſenden. — Dann wieder eine Gemſenjagd in einſamen, furchtbaren Felſenklippen, die kletternden Jäger, die ſpringenden, gejagten Thiere von oben herab, die ſchwindelnden Abſtürze. Figuren, die oben auf ſchmalen überragenden Steinen Schwindel ausdrücken, und ſich eben in ihren Fall ergeben wollen, der Freund, der jenen zu Hülfe eilt, in der Ferne das ruhige Thal. Einzelne Bäume und Geſträuche, die die Einſamkeit nur noch beſſer ausdrücken, auf die Verlaſſenheit noch aufmerkſamer machen. — Oder dann wieder den Bach und Waſſerſturz, mit dem Fiſcher, der angelt, mit der Mühle, die ſich dreht, vom Monde beſchienen. Ein Kahn auf dem Waſſer, ausgeworfene Netze. — Zuweilen kämpft meine Imagination, und ruht nicht und giebt ſich nicht zufrieden, um etwas durchaus Unerhörtes zu erſinnen und zu Stande zu bringen. Aeußerſt ſeltſame Geſtalten würde ich dann hinmahlen, in einer verworrenen, faſt unverſtändlichen Verbindung, Figuren, die ſich aus allen Thierarten zuſammenfänden und unten wieder in Pflanzen endigten: Inſekten und Gewürme, denen ich eine wunderſame Aehnlichkeit mit menſchlichen Charakteren ausdrücken wollte, ſo daß ſie Geſinnungen und Leidenſchaften poſſierlich und doch furchtbar äußerten; ich würde die ganze ſichtbare Welt aufbieten, aus jedem das Seltſamſte wählen, um ein Gemählde zu machen, das Herz und Sinnen ergriffe, das Erſtaunen und Schauder erregte, und wovon man noch nie etwas Aehnliches geſehn und gehört hätte. Denn ich finde das an unſrer Kunſt zu tadeln, daß alle Meiſter ohngefähr nach einem

Ziele hinarbeiten, es iſt alles gut und löblich, aber es iſt immer mit wenigen Abänderungen das Alte.

Franz war einen Augenblick ſtumm, dann ſagte er: Ihr würdet auf eine eigene Weiſe das Gebiet unſrer Kunſt erweitern, mit wunderbaren Mitteln das Wunderbarſte erringen, oder in Euren Bemühungen erliegen. Eure Einbildung iſt ſo lebhaft und lebendig, ſo zahlreich an Geſtalt und Erfindung, daß ihr das Unmöglichſte nur ein leichtes Spiel dünkt. O, wie viel billigere Forderungen muß der Künſtler aufgeben, wenn er zur wirklichen Arbeit ſchreitet!

Hier ſtimmte der Pilgrim plözlich ein geiſtliches Lied an, denn es war nun die Tageszeit gekommen, an welcher er es nach ſeinem Gelübde abſingen mußte. Das Geſpräch wurde unterbrochen, weil alle aufmerkſam zuhörten, ohne daß eigentlich einer von ihnen wußte, warum er es that.

Mit dem Schluſſe des Geſanges traten ſie in ein anmuthiges Thal, in dem eine Heerde weidete, eine Schallmei tönte herüber, und Sternbalds Gemüth ward ſo heiter und muthig geſtimmt, daß er von freien Stücken Floreſtan's Schallmeilied zum Ergözen der übrigen wiederholte; als er geendigt hatte, ſtieg der muthwillige Ludoviko auf einen Baum, und ſang von oben in den Tönen einer Wachtel, eines Kuckuks und einer Nachtigall herunter. Nun haben wir alle unſre Pflicht gethan, ſagte er, jezt haben wir es wohl verdient, daß wir uns ausruhen dürfen, wobei uns der junge Floreſtan mit einem Liede erquicken ſoll.

Sie ſezten ſich auf den Raſen nieder, und Floreſtan fragte: welcher Inhalt ſoll denn in meinem Liede ſeyn?

Welcher Du willſt, antwortete Ludoviko, wenn es Dir

recht iſt, gar keiner; wir ſind mit allem zufrieden, wenn es Dir nur gemüthlich iſt, warum ſoll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?

Rudolph ſang:

Durch den Himmel zieht der Vögel Zug,
Sie ſind auf Wanderſchaft begriffen,
Da hört man gezwitſchert und gepfiffen
Von Groß und Klein der Melodien genug.

Der Kleine ſingt mit feiner Stimm',
Der Große krächzt gleich wie im Grimm
Und ein'ge ſtottern, andre ſchnarren,
Und Droſſel, Gimpel, Schwalbe, Staaren,

Sie wiſſen alle nicht, was ſie meinen,
Sie wiſſen's wohl und ſagen's nicht,
Und wenn ſie auch zu reden ſcheinen,
Iſt ihr Gerede nicht von Gewicht.

— „Holla! warum ſeid Ihr auf der Reiſe?" —
Da iſt nun einmal unſre Weiſe.
— „Warum bleibt Ihr nicht zu jeglicher Stund?" —
Die Erd' iſt allenthalben rund.

Auf die armen Lerchen wird Jagd gemacht,
Die Schnepfen gar in Dohnen gefangen,
Dort ſind die Vöglein aufgehangen,
An keine Rückfahrt mehr gedacht.

— Iſt das die Art mit uns zu ſprechen?
Uns armen Vögeln den Hals zu brechen?
— „Verſtändlich iſt doch dieſe Sprache,
So ruft der Menſch, ſie dient zur Sache,

In allen Natur die Sprache regiert,
Das eins mit dem andern Kriege führt,
Man dann am beſten raiſonnirt und beweiſ't,
Wenn eins vom andern wird aufgeſpeiſ't:
Die Ströme ſind im Meere verſchlungen,
Vom Schickſal wieder der Menſch bezwungen,
Den tapferſten Magen hat die Zeit,
Ihr nimmermehr ein Eſſen gereut,
Doch wie von der Zeit eine alte Fabel beſagt
Macht auf ſie das jüngſte Gericht einſt Jagd.
Ein' andre Speiſe giebt's nachher nicht,
Heißt wohl mit Recht das lezte Gericht.

Rudolph ſang dieſe tollen Verſe mit ſo lächerlichen Bewegungen, daß ſich keiner des Lachens enthalten konnte. Als der Pilgrim wieder ernſthaft war, ſagte er ſehr feierlich: Verzeiht mir, man wird unter Euch wie ein Trunkener, wenn Ihr mich noch lange begleitet, ſo wird aus meiner Pilgerſchaft gleichſam eine Narrenreiſe.

Man verzehrte auf der Wieſe ein Mittagsmahl, das ſie mitgenommen hatten, und Ludoviko wurde nicht müde, ſich bei Roderigo nach allerhand Neuigkeiten zu erkundigen. Roderigo verſchwieg, ob aus einer Art von Schaam, oder weil er vor den beiden die Erzählung nicht wiederholen mochte, ſeine eigne Geſchichte. Er kam durch einen Zufall auf Luthern und die Reformation zu ſprechen.

O, ſchweig mir davon, rief Ludoviko aus, denn es iſt mir ein Verdruß zu hören. Jedweder, der ſich für klug hält, nimmt in unſern Tagen die Parthei dieſes Mannes, der es gewiß gut und redlich meint, der aber doch immer mit ſeinen Ideen nicht recht weiß, wo er hinaus will.

Ihr erſtaunt mich! ſagte Franz.

Ihr ſeid ein Deutſcher, fuhr Ludoviko fort, ein Nürnberger, es nimmt mich nicht Wunder, wenn Ihr Euch der guten Sache annehmt, wie ſie Euch wohl erſcheinen muß. Ich glaube auch, daß Luther einen wahrhaft großen Geiſt hat, aber ich bin ihm darum doch nicht gewogen. Es iſt ſchlimm, daß die Menſchen nichts einreißen können, nicht die Wand eines Hofs, ohne gleich darauf Luſt zu kriegen, ein neues Gebäude aufzuführen. Wir haben eingeſehn, daß Irren möglich ſei, nun irren wir lieber noch jenſeits, als in der geraden lieblichen Straße zu bleiben. Ich ſehe ſchon im Voraus die Zeit kommen, die die gegenwärtige Zeit faſt nothwendig hervorbringen muß, wo ein Mann ſich ſchon für ein Wunder ſeines Jahrhunderts hält, wenn er eigentlich nichts iſt. Ihr fangt an zu unterſuchen, wo nichts zu unterſuchen iſt, Ihr taſtet die Göttlichkeit unſrer Religion an, die wie ein wunderbares Gedicht vor uns da liegt, und nun einmal keinem andern verſtändlich iſt, als der ſie verſteht: hier wollt Ihr ergrübeln und widerlegen, und könnt mit allem Trachten nicht weiter vorwärts bringen, als es dem Blödſinne auch gelingen würde, da im Gegentheil die höhere Vernunft ſich in der Unterſuchung wie in Netzen würde gefangen fühlen, und lieber die edle Poeſie glauben, als ſie den Unmündigen erklären wollen.

O, Martin Luther! ſeufzte Franz, Ihr habt da ein kühnes Wort über ihn geſprochen.

Ludoviko ſagte: Es geht eigentlich nicht ihn an, auch will ich die Mißbräuche des Zeitalters nicht in Schutz nehmen, gegen die er vornehmlich eifert, aber mich dünkt doch, daß dieſe ihn zu weit führen, daß er nun zu ängſtlich ſtrebt, das Gemeine zu ſondern, und darüber das Edelſte mit ergreift. Wie es den Menſchen geht, ſeine

Nachfolger mögen leicht ihn ſelber nicht verſtehn, und ſo erzeugt ſich ſtatt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit, die alle Herzen ſchmachtend zurückläßt, der ewige Strom voll großer Bilder und koloſſaler Lichtgeſtalten trocknet aus, die dürre gleichgültige Welt bleibt zurück und einzeln, zerſtückt, und mit ohnmächtigen Kämpfen muß das wieder erobert werden, was verloren iſt, das Reich der Geiſter iſt entflohn, und nur einzelne Engel kehren zurück.

Du biſt ein Prophet geworden, ſagte Roderigo, ſeht, meine Freunde, er hat die ägyptiſche Weisheit heimgebracht.

Wie könnt Ihr nur, ſagte der Pilgrim, ſo weiſe und ſo thörichte Dinge in einem Athem ſprechen und verrichten? Sollte man Euch dieſe frommen Gemüthsbewegungen zutrauen? —

Rudolph ſtand auf und gab dem Ludoviko die Hand, und ſagte: Wollt Ihr mein Freund ſeyn, oder mich für's Erſte nur um Euch dulden, ſo will ich Euch begleiten, wohin Ihr auch geht, ſeid Ihr mein Meiſter, ich will Euer Schüler werden. Ich opfere Euch jezt alles auf, Braut und Vater und Geſchwiſter.

Habt Ihr Geſchwiſter? fragte Ludoviko.

Zwei Brüder, antwortete Rudolph, wir lieben uns von Kindesbeinen, aber ſeitdem ich Euch geſehn habe, fühle ich gar keine Sehnſucht mehr, Italien wiederzuſehn.

Ludoviko ſagte: Wenn ich über irgend etwas in der Welt traurig werden könnte, ſo wäre es darüber, daß ich nie eine Schweſter, einen Bruder gekannt habe. Mir iſt das Glück verſagt, in die Welt zu treten, und Geſchwiſter anzutreffen, die gleich dem Herzen am nächſten zugehören. Wie wollte ich einen Bruder lieben, wie hätte ich ihm

mit voller Freude begegnen, meine Seele in die ſeinige feſt hineinwachſen wollen, wenn er ſchon meine Kinderſpiele getheilt hätte! Aber ich habe mich immer einſam gefunden, mein tolles Glück, mein wunderliches Landſchwärmen ſind mir nur ein geringer Erſatz für die Bruderliebe, die ich immer geſucht habe. Zürne mir nicht, Roderigo, denn Du biſt mein beſter Freund. Aber wenn ich ein Weſen fände, in dem ich den Vater, ſein Temperament, ſeine Launen wahrnähme, mit welchem Erſchrecken der Freude und des Entzückens würde ich darauf zueilen und es in meine brüderlichen Arme ſchließen! Mich ſelbſt, im wahrſten Sinn, fände ich in einem ſolchen wieder. — Aber ich habe eine einſame Kindheit verlebt, ich habe niemand weiter gekannt, der ſich um mein Herz beworben hätte, und darum kann es wohl ſeyn, daß ich keinen Menſchen auf die wahre Art zu lieben verſtehe, denn durch Geſchwiſter lernen wir die Liebe, und in der Kindheit liebt das Herz am ſchönſten. — So bin ich hartherzig geworden und muß mich nun ſelber dem Zufalle verſpielen, um die Zeit nur hinzubringen. Die ſchönſte Sehnſucht iſt mir unbekannt geblieben, kein brüderliches Herz weiß von mir und ſchmachtet nach mir, ich darf meine Arme nicht in die weite Welt hineinſtrecken, denn es kommt doch keiner meinem ſchlagenden Herzen entgegen.

Franz trocknete ſich die Thränen ab, er unterdrückte ſein Schluchzen. Es war ihm, als drängte ihn eine unſichtbare Gewalt aufzuſtehn, die Hand des Unbekannten zu faſſen, ihm in die Arme zu ſtürzen und auszurufen: Nimm mich zu Deinem Bruder an! Er fühlte die Einſamkeit, die Leere in ſeinem eignen Herzen, Ludoviko ſprach die Wünſche aus, die ihn ſo oft in ſtillen Stunden geängſtigt hatten, er wollte ſeinen Klagen, ſeinem Jammer

den freien Lauf laſſen, als er wieder innerlich fühlte: Nein, alle dieſe Menſchen ſind mir doch fremd, er kann ja doch nicht mein Bruder werden, und vielleicht würde er nur meine Liebe verſpotten.

Unter allerhand Liedern, gegen die der andächtige Geſang des Pilgers wunderlich abſtach, gingen ſie weiter. Roderigo ſagte: mein Freund, Du haſt nun ein paarmal Deines Vaters erwähnt, willſt Du mir nicht endlich einmal ſeinen Namen ſagen?

Und wißt Ihr denn nicht, fiel Rudolph haſtig ein, daß Euer Freund dergleichen Fragen nicht liebt? Wie könnt Ihr ihn nur damit quälen?

Du kennſt mich ſchon beſſer, als jener, ſagte Ludoviko, ich denke, wir ſollen gute Kameraden werden. Aber warum iſt Dein Freund Sternbald ſo betrübt?

Sternbald ſagte: Soll ich darüber nicht trauern, daß der Menſch mich nun verläßt, mit dem ich ſo lange gelebt habe? Denn ich muß nun doch meine Reiſe fortſezen, ich habe mich nur zu lange aufhalten laſſen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kömmt, daß ich meinen Zweck faſt ganz und gar vergeſſe.

Man kann ſeinen Zweck nicht vergeſſen, fiel Ludoviko ein, weil der vernünftige Menſch ſich ſchon ſo einrichtet, daß er gar keinen Zweck hat. Ich muß nur lachen, wenn ich Leute ſo große Anſtalten machen ſehe, um ein Leben zu führen, das Leben iſt dahin, noch ehe ſie mit den Vorbereitungen fertig ſind.

Unter ſolchen Geſprächen zogen ſie wie auf einem Marſche über Feld, Rudolph ging voran, indem er auf ſeiner Pfeife ein munteres Lied blies, ſeine Bänder flogen vom Hute in der ſpielenden Luft, in ſeiner Schärpe trug er einen kleinen Säbel. Ludoviko war noch ſeltſamer ge-

kleidet; ſein Gewand war hellblau, ein ſchönes Schwerdt hing an einem zierlich gewirkten Bandelier über ſeine Schulter, eine goldene Kette trug er um den Hals, ſein braunes Haar war lockig. Roderigo folgte in Rittertracht, neben dem der Pilgrim mit ſeinem Stabe und einfachen Anzuge gut kontraſtirte. Sternbald glaubte oft einen ſeltſamen Zug auf einem alten Gemählde anzuſehn.

Es war gegen Abend, als ſie alle ſehr ermüdet waren, und noch ließ ſich keine Stadt, kein Dorf antreffen. Sie wünſchten wieder einen gutmüthigen ſtillen Einſiedel zu finden, der ſie bewirthete, ſie horchten, ob ſie nicht Glockenſchall vernähmen, aber ihre Bemühung war ohne Erfolg. Ludoviko ſchlug vor, im Walde das Nachtlager aufzuſchlagen, aber alle, außer Floreſtan, waren dagegen, der die größte Luſt bezeigte, ſein Handwerk als Abentheurer recht ſonderbar und auffallend anzufangen. Der Pilgrim glaubte, daß ſie ſich verirrt hätten, und daß alles vergebens ſeyn würde, bis ſie den rechten Weg wieder angetroffen hätten. Rudolph wollte den längern Streit nicht mit anhören, ſondern blies mit ſeiner Pfeife dazwiſchen: alle waren in Verwirrung, und ſprachen durch einander, jeder that Vorſchläge, und keiner ward gehört. Während des Streites zogen ſie in der größten Eile fort, als wenn ſie vor jemand flöhen, ſo daß ſie in weniger Zeit eine große Strecke Weges zurücklegten. Der Pilgrim ſank endlich faſt athemlos nieder, und nöthigte ſie auf dieſe Weiſe, ſtille zu halten.

Als ſie ſich ein wenig erholt hatten, glänzten die Wolken ſchon vom Abendroth; ſie gingen langſam weiter. — Sie zogen durch ein kleines, angenehmes Gehölz, und fanden ſich auf einem runden, grünen Raſenplatz, vor ihnen lag ein Garten, mit einem Stakete umgeben, durch

deſſen Stäbe und Verzierungen man hindurchblicken konnte. Alles war artig eingerichtet, das Geländer war allenthalben durchbrochen gearbeitet, eiſerne Thüren zeigten ſich an etlichen Stellen, kein Pallaſt war ſichtbar. Dichte Baumgänge lagen vor ihnen, kühle Felſengrotten, Springbrunnen hörte man aus der Ferne plätſchern. Alle ſtanden ſtill, in dem zauberiſchen Anblicke verloren, den niemand erwartet hatte: ſpäte Roſen glühten ihnen von ſchlanken, erhabenen Stämmen entgegen, weiter ab ſtanden dunkelrothe Malven, die wie krauſe gewundene Säulen die dämmerndgrünen Gänge zu ſtützen ſchienen. Alles umher war ſtill, keine Menſchenſtimme war zu vernehmen.

Iſt dieſer Feengarten, rief Roderigo aus, nicht wie durch Zauberei hierher gekommen? Wenn wir mit dem Beſitzer des Hauſes bekannt wären, wie erquicklich müßte es ſeyn, in dieſen anmuthigen Grotten auszuruhen, in dieſen dunkeln Gängen zu ſpazieren, und ſich mit ſüßen Früchten abzukühlen? Wenn wir nur einen Menſchen wahrnähmen, der uns die Erlaubniß ertheilen könnte!

Indem wurde Ludoviko einige Bäume mit ſehr ſchönen Früchten gewahr, die im Garten ſtanden, große ſaftige Birnen und hochrothe Pflaumen. Er hatte einen ſchnellen Entſchluß gefaßt. Laßt uns, meine guten Freunde, rief er aus, ohne Zeremonien über das Spalier dieſes Gartens ſteigen, uns in jener Grotte ausruhen, mit Früchten ſättigen, und dann den Mondſchein abwarten, um unſre Reiſe fortzuſezen.

Alle waren über ſeine Verwegenheit in Verwunderung geſezt, aber Rudolph ging ſogleich zu ſeiner Meinung über. Sternbald und der Pilgrim widerſezten ſich am längſten, aber indem ſie noch ſprachen, war Ludoviko, ohne danach hinzuhören, ſchon in den Garten geklettert

und geſprungen, er half Floreſtan nach, Roderigo rief den Rückbleibenden ebenfalls zu, Sternbald bequemte ſich, und der Pilgrim, den auch nach dem Obſte gelüſtete, fand es bedenklich, ganz ohne Geſellſchaft ſeine Reiſe fortzuſezen. Er machte nachher noch viele Einwendungen, auf die niemand hörte, denn Ludoviko fing an aus allen Kräften die Bäume zu ſchütteln, die auch reichlich Obſt hergaben, das die übrigen mit vieler Aemſigkeit auffammelten.

Dann ſezten ſie ſich in der kühlen Grotte zum Eſſen nieder und Ludoviko ſagte: Wenn uns nun auch jemand antrifft, was iſt es denn mehr? Er müßte ſehr ungeſittet ſeyn, wenn er auf unſre Bitte um Verzeihung nicht hören wollte, und ſehr ſtark, wenn wir ihm nicht vereinigt widerſtehen ſollten.

Als der Pilger eine Weile gegeſſen hatte, fing er an, große Reue zu fühlen, aber Floreſtan ſagte im luſtigen Muthe: Seht, Freunde, ſo leben wir im eigentlichen Stande der Unſchuld, im goldenen Zeitalter, das wir ſo oft zurückwünſchen, und das wir uns eigenmächtig, wenigſtens auf einige Stunden erſchaffen haben. O wahrlich, das freie Leben, das ein Räuber führt, der jeden Tag erobert, iſt nicht ſo gänzlich zu verachten: wir verwöhnen uns in unſrer Sicherheit und Ruhe zu ſehr. Was kann es geben, als höchſtens einen kleinen Kampf? Wir ſind gut bewaffnet, wir fürchten uns nicht, wir ſind durch uns ſelbſt geſichert.

Sie horchten auf, es war, als wenn ſie ganz in der Ferne Töne von Waldhörnern vernähmen, aber der Klang verſtummte wieder. Seid unverzagt, rief Ludoviko aus, und thut, als wenn Ihr hier zu Hauſe wäret, ich ſtehe Euch für alles.

Der Pilgrim mußte nach dem Springbrunnen, um ſeine Flaſche mit Waſſer zu füllen, ſie tranken alle nach der Reihe mit großem Wohlbehagen. Der Abend ward immer kühler, die Blumen dufteten ſüßer, alle Erinnerungen wurden im Herzen geweckt. Du weißt nicht, mein lieber Roderigo, fing Ludoviko von neuem an, daß ich jezt in Italien, in Rom wieder eine Liebe habe, die mir mehr iſt, als mir je eine geweſen war. Ich verließ das ſchöne Land mit einem gewiſſen Widerſtreben, ich ſah mit unausſprechlicher Sehnſucht nach der Stadt zurück, weil Marie dort zurückblieb. Ich habe ſie erſt ſeit Kurzem kennen gelernt, und ich möchte Dir faſt vorſchlagen, gleich mit mir zurückzureiſen, dann blieben wir alle, ſo wie wir hier ſind, in Einer Geſellſchaft. O Roderigo, Du haſt die Vollendung des Weibes noch nicht geſehn, denn Du haſt ſie nicht geſehn! all' der ſüße, geheime Zauber, der die Geſtalt umſchwebt, das Heilige, das Dir aus blauen verklärten Augen entgegenblickt: die Unſchuld, der lockende Muthwille, der ſich auf Wange, in den liebreizenden Lippen abbildet; — ich kann es Dir nicht ſchildern. In ihrer Gegenwart empfand ich die erſten Jugendgefühle wieder, es war mir wieder, als wenn ich mit dem erſten Mädchen ſpräche, da mir die andern alle als meines Gleichen vorkommen. Es iſt ein Zug zwiſchen den glatten ſchönen Augenbraunen, der die Phantaſie in Ehrfurcht hält, und doch ſtehn die Braunen, die langen Wimpern wie goldene Netze des Liebesgottes da, um alle Seele, alle Wünſche, alle fremde Augen wegzufangen. Hat man ſie einmal geſehn, ſo ſieht man keinem andern Mädchen mehr nach, kein Blick, kein verſtohlenes Lächeln lockt Dich mehr, ſie wohnt mit aller ihrer Holdſeligkeit in Deiner Bruſt, Dein Herz iſt wie eine treibende Feder, die

Dich ihr, nur ihr durch alle Gaſſen, durch alle Gärten nachdrängt; und wenn dann ihr himmelſüßer Blick Dich nur im Vorübergehn ſtreift, ſo zittert die Seele in Dir, ſo ſchwindelt Dein Auge von dem Blick in das rothe Lächeln der Lippen hinunter, in die Lieblichkeit der Wangen verirrt, gern und ungern auf dem ſchönſten Buſen feſtgehalten, den Du nur errathen darfſt. O Himmel, gieb mir nur dies Mädchen in meine Arme, und ich will Deine ganze übrige Welt, mit allem, allem was ſie Köſtliches hat, ohne Neid jedem andern überlaſſen!

Du ſchwärmſt, ſagte Roderigo, in dieſer Sprache habe ich Dich noch niemals ſprechen hören.

Ich habe die Sprache noch nicht gekannt, fuhr Ludoviko fort, ich habe noch nichts gekannt, ich bin bis dahin taub und blind geweſen. Was fehlt uns hier, als daß Rudolph nur noch ein Lied ſänge? Eins von jenen leichten, ſcherzenden Liedern, die die Erde nicht berühren, die mit luſtigem Schritt über den goldenen Fußboden des Abendroths gehn, und von dort in die Welt hineingrüßen. Laß einmal alle Liebe, die Du je empfandeſt, in Deinem Herzen aufzittern, und dann ſprich die Räthſelſprache, die nur der Eingeweihte verſteht.

So gut ich kann, will ich Euch dienen, ſagte Rudolph, mir fällt ſo eben ein Lied von der Sehnſucht ein, das Euch vielleicht gefallen wird.

Warum die Blume das Köpfchen ſenkt,
Warum die Roſen ſo blaß?
Ach! die Thräne am Blatt der Lilie hängt,
Vergangen das ſchön friſche Gras.
Die Blumen erbleichen,
Die Farben entweichen,

Denn ſie, denn ſie iſt weit
Die allerholdſeligſte Maid.

Keine Anmuth auf dem Feld,
Keine ſüße Blüthe am Baume mehr,
Die Farben, die Töne durchſtreifen die Welt
Und ſuchen die Schönſte weit umher.
Unſer Thal iſt leer
Bis zur Wiederkehr,
Ach! bringt ſie gefeſſelt in Schöne
Zurücke ihr Farben, ihr Töne.

Regenbogen leuchtet voran
Und Blumen folgen ihm nach,
Nacht'gall ſingt auf der Bahn,
Rieſelt der ſilberne Bach:
Thun als wäre der Frühling vergangen,
Doch bringen ſie ſie nur gefangen,
Wird Frühling aus dem Herbſt alsbald,
Herrſcht über uns kein Winter kalt.

Ach! ihr findet ſie nicht, ihr findet ſie nicht,
Habt kein Auge, die Schönſte zu ſuchen,
Euch mangelt der Liebe Augenlicht,
Ihr ermüdet über dem Suchen.
Treibt wie Blumen die Sache als fröhlichen Scherz,
Ach! nehmet mein Herz,
Damit nach dem holden Engelskinde
Der Frühling den Weg gewißlich finde.

Und habt Ihr Kinder entdeckt die Spur,
O, ſo hört, o, ſo hört mein ängſtlich Flehn,
Müßt nicht zu tief in die Augen ihr ſehn,
Ihre Blicke bezaubern, verblenden Euch nur.

Kein Weſen vor ihr beſteht,
All's in Liebe vergeht,
Mag nichts anders mehr ſeyn
Als ihre Lieb' allein.

Bedenkt, daß Frühling und Blumenglanz
Wo ihr Fuß wandelt, immer ſchon iſt,
Kommt zu mir zurück mit leichtem Tanz,
Daß Frühling und Nacht'gall doch um mich iſt;
Muß dann ſpät und früh
Mich behelfen ohne ſie,
Mit bitterſüßen Liebesthränen
Mich einſam nach der Schönſten ſehnen.

Aber bleibt, aber bleibt nur wo ihr ſeid,
Mag euch auch ohne ſie nicht wiederſehn,
Blumen und Frühlingston wird Herzeleid,
Will indeß hier im bitterſten Tode vergehn.
Mich ſelber zu ſtrafen,
Im Grabe tief ſchlafen,
Fern von Lieb, fern von Sonnenſchein
Lieber gar ein Todter ſeyn.

Ach! es bricht in der Sehnſucht ſchon
Heimlich mein Herz in der treuſten Bruſt,
Hat die Treu' ſo ſchwer bittern Lohn?
Bin keiner Sünde mir innig bewußt.
Muß die Liebſte alles erfreun,
Mir nur die quälendſte Pein?
Treuloſe Hoffnung, Du lächelſt mich an:
Nein, ich bin ein verlorner Mann!

Es war lieblich, wie die Gebüſche umher von dieſen Tönen gleichſam erregt wurden, einige verſpäteten Vögel

erinnerten ſich ihrer Frühlingslieder, und wiederholten ſie jezt wie in einer ſchönen Schläfrigkeit. Roderigo war durch ſeinen Freund beherzt geworden, er erzählte nun auch ſein Abentheuer mit der ſchönen Gräfinn, und ſeine Freunde hörten ihn die Geſchichte gern noch einmal erzählen. Und nun, was ſoll ich Euch ſagen? ſo ſchloß Roderigo, ich habe ſie verlaſſen, und denke jezt nichts, als ſie; immer ſehe ich ſie vor meinen Augen ſchweben, und ich weiß mich in mancher Stunde vor peinigender Angſt nicht zu laſſen. Ihr edler Anſtand, ihr munteres Auge, ihr braunes Haar, alles, alle ihre Züge ſah ich in meiner Einbildung. So oft bin ich in den Nächten unter dem hellgeſtirnten Himmel gewandelt, von meinem Glücke voll, zauberte ich mir dann ihre Geſtalt vor meine Augen, und es war mir dann, als wenn die Sterne noch heller funkelten, als wenn das Dach des Himmels nur mit Freude ausgelegt ſei. Ich ſage Dir, Freund Ludoviko, alle Sinne werden ihr wie dienſtbare Sklaven nachgezogen, wenn das Auge ſie nur erblickt hat: jede ihrer ſanften, reizenden Bewegungen beſchreibt in Linien eine ſchöne Muſik, wenn ſie durch den Wald geht, und das leichte Gewand ſich dem Fuße, der Lende geſchmeidig anlegt, wenn ſie zu Pferde ſteigt und im Galopp die Kleider auf- und niederwogen, oder wenn ſie im Tanz wie eine Göttin ſchwebt, alles iſt Wohllaut in ihr, wie man ſie ſieht, mag man ſie nie anders ſehn, und doch vergißt man in jeder neuen Bewegung die vorige. Es iſt mehr Wolluſt, ſie mit den Augen zu verfolgen, als in den Armen einer andern zu ruhn.

Nur Wein fehlt uns, rief Floreſtan aus, die Liebe iſt wenigſtens im Bilde zugegen.

Wenn ich mir denke, ſprach Roderigo erhitzt weiter, daß ſich ein andrer jezt um ihre Liebe bewirbt, daß ſie ihn mit freundlichen Augen anblickt, ich könnte unſinnig werden. Ich bin auf jedermann böſe, der ihr nur vorübergeht: ich beneide das Gewand, das ihren zarten Körper berührt und umſchließt. Ich bin lauter Eiferſucht, und dennoch habe ich ſie verlaſſen können.

Ludoviko ſagte: Du darfſt Dich darüber nicht verwundern. Ich bin nicht nur bei jedem Mädchen, das ich liebte, eiferſüchtig geweſen, ſondern auch bei jeder andern, wenn ſie nur hübſch war. Hatte ich ein artiges Mädchen bemerkt, das ich weiter gar nicht kannte, das von mir gar nichts wußte, ſo ſtand meine Begier vor ihrem Bilde gleichſam Wache, ich war auf jedermann neidiſch und böſe, der nur durch den Zufall zu ihr in's Haus ging, der ſie grüßte und dem ſie höflich dankte. — Sprach einer freundlich mit ihr, ſo konnte ich mir dieſen Unbekannten auf mehrere Tage auszeichnen und merken, um ihn zu haſſen. O, dieſe Eiferſucht iſt noch viel unbegreiflicher als unſre Liebe, denn wir können doch nicht alle Weiber und Mädchen zu unſerm Eigenthum machen; aber das lüſterne Auge läßt ſich keine Schranken ſezen, unſre Phantaſie iſt wie das Faß der Danaiden, unſer Sehnen umfängt und umarmt jeglichen Buſen.

Indem war es ganz finſter geworden, der müde Pilgrim war eingeſchlafen, einige Hörnertöne erſchallten, aber faſt ganz nahe an den Sprechenden, dann ſang eine angenehme Stimme:

Treulieb' iſt nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',

Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.

Nun werden die Obſtdiebe ertappt werden, rief Ludoviko aus.

Ich kenne dieſe Melodie, ich kenne dieſe Worte, ſagte Sternbald, und wenn ich mich recht erinnere — —

Wieder einige Töne, dann fuhr die Stimme fort zu ſingen:

Treulieb' iſt nimmer weit,
Ihr Gang durch Einſamkeit
Iſt Dir, nur Dir geweiht.
Bald kömmt der Morgen ſchön,
Ihn begrüßet
Wie er küſſet
Freudenthrän'.

Jezt kamen durch's Gebüſch Geſtalten, zwei Damen gingen voran, mehrere Diener folgten. Die fremde Geſellſchaft war indeß aufgeſtanden, Roderigo trat vor, und mit einem Ausruf des Entzückens lag er in den Armen der Unbekannten. Die Gräfinn war es, die vor Freude erſt nicht die Sprache wiederfinden konnte. Ich habe Dich wieder! rief ſie dann aus, o gütiges Schickſal, ſei gedankt!

Man konnte ſich anfangs wenig erzählen. Sie hatte, um ſich zu zerſtreuen, eine Freundin ihrer Jugend beſucht, dieſer gehörte Schloß und Garten. Von dem Unerlaubten des Ueberſteigens war gar die Rede nicht.

Die Abendmahlzeit ſtand bereit, der Pilgrim ließ

ſich nach ſeiner mühſeligen Wanderſchaft ſehr wohl ſeyn, Franz ward von der Freundin Adelheid's (dies war der Name der Gräfinn) ſehr vorgezogen, da ſie die Kunſt vorzüglich liebte. Auch ihr Gemahl ſprach viel über Mahlerei, und lobte den Albrecht Dürer vorzüglich, von dem er ſelbſt einige ſchöne Stücke beſaß.

Alle waren wie berauſcht, ſie legten ſich früh ſchlafen, nur Roderigo und die Gräfinn blieben länger munter.

Franz konnte nicht bemerken, ob Roderigo und die Gräfinn ſich ſo völlig ausgeſöhnt hatten, um ſich zu vermählen, er wollte nicht länger als noch einen Tag zögern, um ſeine Reiſe fortzuſezen, er machte ſich Vorwürfe, daß er ſchon zu lange geſäumt habe. Er hätte gern von Roderigo ſich die Erzählung fortſezen laſſen, die beim Eremiten in ihrem Anfange abgebrochen wurde, aber es fand ſich keine Gelegenheit dazu. Der Herr des Schloſſes nöthigte ihn zu bleiben, aber Franz fürchtete, daß das Jahr zu Ende laufen, und er noch immer nicht in Italien ſeyn möchte.

Nach zweien Tagen nahm er von allen Abſchied, Ludoviko wollte bei ſeinem Freunde bleiben, auch Floreſtan blieb bei den beiden zurück. Jezt fühlte Sternbald erſt, wie lieb ihm Rudolph ſei, auch ergriff ihn eine unerklärliche Wehmuth, als er dem Ludoviko die Hand zum Abſchiede reichte. Floreſtan war auf ſeine Weiſe recht gerührt, er verſprach unſerm Freunde, ihm bald nach Italien zu folgen, ihn binnen kurzem gewiß in Rom anzutreffen. Sternbald konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten, als er zur Thür hinausging, den Garten noch einmal mit einem flüchtigen Blicke durchirrte. Der Pilgrim war ſein Gefährte.

Draußen in der freien Landſchaft, als er nach und

nach das Schloß verſchwinden ſah, fühlte er ſich erſt recht einſam. Der Morgen war friſch, er ging ſtumm neben dem Pilger hin, erinnerte ſich aller Geſpräche, die ſie mit einander geführt, aller kleinen Begebenheiten, die er in Rudolphs Geſellſchaft erlebt hatte. Sein Kopf wurde wüſt, ihm war, als habe er die Freude ſeines Lebens verloren. Der Pilgrim verrichtete ſeine Gebete, ohne ſich ſonderlich um Sternbald zu kümmern.

Nachher geriethen ſie in ein Geſpräch, worin der Pilger ihm den genauen Zuſtand ſeiner Haushaltung erzählte. Sternbald erfuhr alle die Armſeligkeiten des gewöhnlichen Lebens, wie jener ein Kaufmann von mittelmäßigen Glücksumſtänden ſei, wie er darnach trachte, mehr zu gewinnen und ſeine Lage zu verbeſſern. Franz, dem die Empfindung drückend war, aus ſeinem leichten poetiſchen Leben ſo in das wirkliche zurückgeführt zu werden, antwortete nicht, und gab ſich Mühe, gar nicht darnach hinzuhören. Jeder Schritt ſeines Weges ward ihm ſauer, er kam ſich ganz einſam vor, es war ihm wieder, als wenn ihn ſeine Freunde verlaſſen hätten und ſich nicht um ihn kümmerten.

Sie kamen in eine Stadt, wo Franz einen Brief von ſeinem Sebaſtian zu finden hoffte, von dem er ſeit lange nichts gehört hatte. Er trennte ſich hier von dem Pilgrim und eilte nach dem bezeichneten Mann. Es war wirklich ein Brief für ihn da, er erbrach ihn begierig, und las:

Liebſter Franz!

Wie Du glücklich biſt, daß Du in freier, ſchöner Welt herumwanderſt, daß Dir nun das alles in Erfüllung geht, was Du ſonſt nur in Entfernung dachteſt, dieſes Dein großes Glück ſehe ich nun erſt vollkommen ein.

Ach, lieber Bruder, es will mir manchmal vorkommen, als ſei mein Lebenslauf durchaus verloren: aller Muth entgeht mir, ſo in der Kunſt, als im Leben fortzufahren. Jezt iſt es dahin gekommen, daß Du mich tröſten könnteſt, wie ich Dir ſonſt wohl oft gethan habe.

Unſer Meiſter fängt an, oft zu kränkeln, er kam damals ſo geſund von ſeiner Reiſe zurück, aber dieſe ſchöne Zeit hat ſich nun ſchon verloren. Er iſt in manchen Stunden recht melancholiſch: dann wird er es nicht müde, von Dir zu ſprechen, und Dir das beſte Schickſal zu wünſchen.

Ich bin fleißig, aber meine Arbeit will nicht auf die wahre Art aus der Stelle rücken, mir fehlt der Muth, der die Hand beleben muß, ein wehmüthiges Gefühl zieht mich von der Staffelei zurück. — Du ſchreibſt mir von Deiner ſeltſamen Liebe, von Deiner fröhlichen Geſellſchaft: ach, Franz, ich bin hier verlaſſen, arm, vergeſſen oder verachtet, ich habe die Kühnheit nicht, Liebe in mein trauriges Leben hineinzuwünſchen. Ich ſpreche zur Freude: was machſt Du? und zum Lachen: Du biſt toll! — Ich kann es mir nicht vorſtellen, daß mich einſt ein Weſen liebte, daß ich es lieben dürfte. Ich gehe oft im trüben Wetter durch die Stadt, und betrachte Gebäude und Thürme, die mühſelige Arbeit, das künſtliche Schnitzwerk, die gemahlten Wände, und frage dann: Wozu ſoll es? Der Anblick eines Armen kann mich ſo betrübt machen, daß ich die Augen nicht wieder aufheben mag.

Meine Mutter iſt geſtorben, mein Vater liegt in der Vorſtadt krank. Sein Handwerk kann ihn jezt nicht nähren, ich kann nur wenig für ihn thun. Meiſter Dürer iſt gut, er hilft ihm und auf die beſte Art, ſo daß er mich nichts davon fühlen läßt, ich werde es ihm zeitlebens

nicht vergeſſen. Aber warum kann ich nicht mehr für ihn thun? Warum fiel es mir noch im ſechszehnten Jahre ein, ein Mahler zu werden? Wenn ich ein ordentliches Handwerk ergriffen hätte, ſo könnte ich vielleicht jezt ſelber meinen Vater ernähren. Es dünkt mir thöricht, daß ich an der Ausarbeitung einer Geſchichte arbeite, und indeſſen alles wirkliche Leben um mich her vergeſſe.

Lebe wohl, bleibe geſund. Sei in allen Dingen glücklich. Liebe immer noch

Deinen Sebaſtian.

Franz ließ das Blatt ſinken und ſah den Himmel an. Sein Freund, Dürer, Nürnberg und alle ehemaligen bekannten Gegenſtände kamen mit friſcher Kraft in ſein Gedächtniß. Ja, ich bin glücklich, rief er aus, ich fühle es jezt, wie glücklich ich bin! Mein Leben ſpinnt ſich wie ein goldener Faden aus einander: ich bin auf der Reiſe, ich finde Freunde, die ſich meiner annehmen, die mich lieben, meine Kunſt hat mich wider Erwarten fortgeholfen, was will ich denn mehr? Und vielleicht lebt ſie doch noch, vielleicht hat ſich die Gräfinn geirrt. — Leben nicht Rudolph und Sebaſtian noch? Wer weiß, wo ich meine Eltern finde. O Sebaſtian, wärſt Du zugegen, daß ich Dir die Hälfte meines Muthes geben könnte!

Zweites Kapitel.

Als Sternbald durch die Stadt ſtreifte, glaubte er einmal in der Ferne den Bildhauer Bolz zu bemerken, aber die Perſon, die er dafür hielt, verlor ſich wieder aus den Augen. Franz ergözte ſich, wieder in einem Gewühl von unbekannten Menſchen herumzuirren. Es war Jahrmarkt, und aus den benachbarten kleinen Städten und Dörfern hatten ſich Menſchen aller Art verſammelt, um hier zu verkaufen und einzukaufen. Sternbald freute ſich an der allgemeinen Fröhlichkeit, die alle Geſichter beherrſchte, die ſo viele verworrene Töne laut durch einander erregte.

Er ſtellte ſich etwas abſeits, und ſah nun die Ankommenden, oder die ſchon mit ihren eingekauften Waaren zurückgingen. Alle Fenſter am Markte waren mit Menſchen angefüllt, die auf das verworrene Getümmel herunterſahen. Franz ſagte zu ſich ſelbſt: Welch' ein ſchönes Gemählde! und wie wäre es möglich, es darzuſtellen? Welche angenehme Unordnung, die ſich aber auf keinem Bilde nachahmen läßt! Dieſer ewige Wechſel der Geſtalten, dies mannigfaltige, ſich durchkreuzende Intereſſe, daß dieſe Figuren nie auch nur auf einen Augenblick in Stillſtand gerathen, iſt es gerade, was es ſo wunderbar ſchön macht. Alle Arten von Kleidungen und Farben verirren ſich durch einander, alle Geſchlechter und Alter, Menſchen, dicht zuſammengedrängt, von denen keiner am nächſtſtehenden Theil nimmt, ſondern nur für ſich ſelber ſorgt. Jeder ſucht und holt das Gut, das er ſich wünſcht, mit lachendem Muthe, als wenn die Götter plözlich ein großes Füllhorn auf den Boden ausgeſchüttet hätten, und

ämſig nun dieſe Tauſende herausraffen, was ein jeder bedarf.

Leute zogen mit Bildern umher, die ſie erklärten, und zu denen ſich eine Menge Volks verſammelte. Es waren ſchlechte, grobe Figuren auf Leinwand gemahlt. Das eine war die Geſchichte eines Handwerkers, der auf ſeiner Wanderſchaft den Seeräubern in die Hände gerathen war, und in Algier ſchmähliche Sklavendienſte hatte thun müſſen. Er war dargeſtellt, wie er mit andern Chriſten im Garten den Pflug ziehen mußte, und ſein Aufſeher ihn mit einer fürchterlichen Geißel dazu antrieb. Eine zweite Vorſtellung war das Bild eines ſeltſamlichen Ungeheuers, von dem der Erklärer behauptete, daß es jüngſt in der mittelländiſchen See gefangen ſei. Es hatte einen Menſchenkopf und einen Panzer auf der Bruſt, ſeine Füße waren wie Hände gebildet und große Floßfedern hingen herunter, hinten war es Pferd.

Alles Volk war erſtaunt. Dies iſt es, ſagte Franz zu ſich, was die Menge will, was einem jeden gefällt. Ein wunderbares Schickſal, wovon ein jeder glaubt, es hätte auch ihn ergreifen können, weil es einen Menſchen trifft, deſſen Stand der ſeinige iſt. Oder eine lächerliche Unmöglichkeit. Seht, dies muß der Künſtler erfüllen, dieſe abgeſchmackten Neigungen muß er befriedigen, wenn er gefallen will.

Ein Arzt hatte auf der andern Seite des Marktes ſein Gerüſt aufgeſchlagen, und bot mit kreiſchender Stimme ſeine Arzneien aus. Er erzählte die ungeheuerſten Wunder, die er vermittelſt ſeiner Medikamente verrichtet hatte. Auch er hatte großen Zulauf, die Leute verwunderten ſich und kauften.

Er verließ das Gewühl, und ging vor's Thor, um

recht lebhaft die ruhige Einſamkeit gegen das lärmende Geräuſch zu empfinden. Als er unter den Bäumen auf- und abging, begegnete ihm wirklich Bolz, der Bildhauer. Jener erkannte ihn ſogleich, ſie gingen mit einander und erzählten ſich ihre Begebenheiten. Franz ſagte: ich hätte niemals geglaubt, daß Ihr im Stande wäret, einen Mann zu verletzen, der Euch für ſeinen Freund hielt. Wie könnt Ihr die That entſchuldigen?

O, junger Mann, rief Auguſtin aus, Ihr ſeid entweder noch niemals beleidigt, oder habt ſehr wenig Galle in Euch. Roderigo ruhte mit ſeinen Schmähworten nicht eher, bis ich ihm den Stoß verſezt hatte, es war ſeine eigene Schuld. Er reizte mich ſo lange, bis ich mich nicht mehr zurückhalten konnte.

Franz, der keinen Streit anfangen wollte, ließ die Entſchuldigung gelten, und Bolz fragte ihn: wie lange er ſich in der Stadt aufzuhalten gedächte? Ich will morgen abreiſen, antwortete Sternbald. Ich rathe Euch, etwas zu bleiben, ſagte der Bildhauer, und wenn Ihr denn geneigt ſeid, kann ich Euch eine einträgliche Arbeit nachweiſen. Hier vor der Stadt liegt ein Nonnenkloſter, in dem Ihr, wenn Ihr wollt, ein Gemählde mit Oel auf der Wand erneuern könnt. Man hat ſchon nach einem ungeſchickten Mahler ſenden wollen, ich will Euch lieber dazu vorſchlagen.

Franz nahm den Antrag an, er hatte ſchon lange gewünſcht, ſeinen Pinſel einmal an größern Figuren zu üben. Bolz verließ ihn mit dem Verſprechen, ihn noch am Abend wiederzuſehn.

Bolz kam zurück, als die Sonne ſchon untergegangen war. Er hatte den Vertrag mit der Aebtiſſin des Kloſters gemacht, Sternbald war damit zufrieden. Sie

gingen wieder vor die Stadt hinaus, Bolz ſchien unruhig, und etwas zu haben, das er dem jungen Mahler gern mittheilen möchte; er brach aber immer wieder ab, und Sternbald, der im Geiſte ſchon mit ſeiner Mahlerei beſchäftigt war, achtete nicht darauf.

Es wurde finſter. Sie hatten ſich in die benachbarten Berge hineingewendet, ihr Geſpräch fiel auf die Kunſt. Ihr habt mich, ſagte Sternbald, auf die unſterblichen Werke des großen Michael Angelo ſehr begierig gemacht, Ihr haltet ſie für das Höchſte, was die Kunſt bisher hervorgebracht hat.

Und hervorbringen kann! rief Bolz aus, es iſt bei ihnen nicht von der oder der Vortrefflichkeit, von dieſer oder jener Schönheit die Rede, ſondern ſie ſind durchaus ſchön, durchaus vortrefflich. Alle übrigen Künſtler ſind gleichſam als die Vorbereitung, als die Ahndung zu dieſem einzig großen Manne anzuſehn: vor ihm hat noch keiner die Kunſt verſtanden, noch gewußt, was er mit ihr ausrichten ſoll.

Aber wie kömmt es denn, ſagte Sternbald, daß auch noch andere außer ihm verehrt werden, und daß noch niemand nach dieſer Vollkommenheit geſtrebt hat?

Das iſt leicht einzuſehn, ſagte der Bildhauer. Die Menge will nicht die Kunſt, ſie will nicht das Ideal, ſie will unterhalten und gereizt ſeyn, und es verſteht ſich, daß die niedrigern Geiſter dies weit beſſer in's Werk zu richten wiſſen, weil ſie ſelber mit den Geiſtesbedürfniſſen der Menge, der Liebhaber und Unkenner vertraut ſind. Sie erblicken wohl gar beim ächten Künſtler Mangel, und glauben über ſeine Fehler und Schwächen urtheilen zu können, weil er vorſätzlich das verſchmäht hat, was ihnen an ihren Lieblingen gefällt. Warum kein Künſtler

noch dieſe Größe erſtrebt hat? Wer hat denn richtigen Begriff von ſeiner Kunſt, um das Beſte zu wollen? Ja, wer von den Künſtlern will denn überhaupt irgend was? Sie können ſich ja nie von ihrem Talente Rechenſchaft geben, das ſie blindlings ausüben, ſie ſind ja zufrieden, wenn ſie den leichteſten Wohlgefallen erregen, auf welchem Wege es auch ſei. Sie wiſſen ja gar nicht, daß es eine Kunſt giebt, woher ſollen ſie denn erfahren, daß dieſe Kunſt eine höchſte, lezte Spitze habe. Mit Michael Angelo iſt die Kunſt erſt geboren worden, und von ihm wird eine Schule ausgehn, die die erſte iſt und bald die einzige ſeyn wird.

Und wie meint Ihr, fragte Franz, daß dann die Kunſt beſchaffen ſeyn wird?

Man wird, ſagte Bolz, die unnützen Beſtrebungen, die ſchlechten Manieren ganz niederlegen, und nur dem allmächtigen Buonarotti folgen. Es iſt in jeder ausgeübten Kunſt natürlich, daß ſie ſich vollendet, wenn nur ein erhabener Geiſt aufgeſtanden iſt, der den Irrenden hat zurufen können: dorthin meine Freunde, geht der Weg! Das hat Buonarotti gethan, und man wird nachher nicht mehr zweifeln und fragen, was Kunſt ſei. In jeglicher Darſtellung wird dann ein großer Sinn liegen, und man wird die gewöhnlichen Mittel verſchmähen, um zu gefallen. Jezt nehmen faſt alle Künſtler die Sinnen in Anſpruch, um nur ein Intereſſe zu erregen, dann wird das Ideal verſtanden werden.

Indem war es ganz dunkel geworden. Der Mond ſtieg eben unten am Horizont herauf, ſie hatten ſchon fernher Hammerſchläge gehört, jezt ſtanden ſie vor einer Eiſenhütte, in der gearbeitet wurde. Der Anblick war ſchön; die Felſen ſtanden ſchwarz umher, Schlacken lagen

aufgehäuft, dazwiſchen einzelne grüne Geſträuche, faſt unkenntlich in der Finſterniß. Vom Feuer und dem funkenden Eiſen war die offene Hütte erhellt, die hämmernden Arbeiter, ihre Bewegungen, alles glich bewegten Schatten, die von dem hellglühenden Erzklumpen angeſchienen wurden. Hinten war der wildbewachſene Berg ſo eben ſichtbar, auf dem alte Ruinen auf der Spitze vom aufgehenden Monde ſchon beſchimmert waren: gegenüber waren noch einige leichte Streifen des Abendroths am Himmel.

Bolz rief aus: Seht den ſchönen, bezaubernden Anblick!

Auch Sternbald war überraſcht, er ſtand eine Weile in Gedanken und ſchwieg, dann rief er aus: Nun, mein Freund, was könntet Ihr ſagen, wenn Euch ein Künſtler auf einem Gemählde dieſe wunderbare Scene darſtellte? Hier iſt keine Handlung, kein Ideal, nur Schimmer und verworrene Geſtalten, die ſich wie faſt unkenntliche Schatten bewegen. Aber wenn Ihr dies Gemählde ſähet, würdet Ihr Euch nicht mit mächtiger Empfindung in den Gegenſtand hineinſehnen? Würde er die übrige Kunſt und Natur nicht auf eine Zeitlang aus Eurem Gedächtniſſe hinwegrücken, und was wollt Ihr mehr? Dieſe Stimmung würde dann ſo wie jezt Euer ganzes Inneres durchaus ausfüllen, Euch bliebe nichts zu wünſchen übrig, und doch wäre es nichts weiter, als ein künſtliches, faſt tändelndes Spiel der Farben. Und doch iſt es Handlung, Ideal, Vollendung, weil es das im höchſten Sinne iſt, was es ſeyn kann, und ſo kann jeder Künſtler an ſich der Trefflichſte ſeyn, wenn er ſich kennt und nichts Fremdartiges in ſich hinein nimmt. Wahrlich! es iſt, als hätte die alte Welt ſich mit ihren Wundern aufge-

than, als ſtänden dort die fabelhaften Cyklopen vor uns, die für Mars oder Achilles die Waffen ſchmieden. Die ganze Götterwelt kömmt dabei in mein Gedächtniß zurück: ich ſehe nicht nur, was vor mir iſt, ſondern die ſchönſten Erinnerungen entwickeln ſich im Innern meiner Seele, alles wird lebendig und wach, was ſeit lange ſchlief. Nein, mein Freund, ich bin innigſt überzeugt, die Kunſt iſt wie die Natur, ſie hat mehr als eine Schönheit.

Bolz war ſtill, beide Künſtler ergözten ſich lange an dem Anblick, dann ſuchten ſie den Rückweg nach der Stadt. Der Mond war indeß heraufgekommen und gläuzte ihnen im vollen Lichte entgegen, durch die Hohlwege, die ſie durchkreuzten, über die feuchte Wieſe herüber, von den Bergen in zauberiſchen Wiederſcheinen. Die ganze Gegend war in Eine Maſſe verſchmolzen, und doch waren die verſchiedenen Gründe leicht geſondert, mehr angedeutet, als ausgezeichnet; keine Wolke war am Himmel, es war, als wenn ſich ein Meer mit unendlichen goldenen Glanzwogen ſanft über Wieſe und Wald ausſtrömte und herüber nach den Felſen bewegte.

Könnten wir nur die Natur genau nachahmen, ſagte Sternbald, oder begleitete uns dieſe Stimmung nur ſo lange, als wir an einem Werke arbeiten, um in friſcher Kraft, in voller Neuheit das hinzuſtellen, was wir jezt empfinden, damit auch andre ſo davon ergriffen würden, wahrlich, wir könnten oft Handlung und Compoſition entbehren, und doch eine große, herrliche Wirkung hervorbringen!

Bolz wußte nicht recht, was er antworten ſollte, er mochte nicht gern nachgeben, und doch konnte er Franz jezt nicht widerlegen, ſie ſtritten hin und her, und verwunderten ſich endlich, daß ſie die Stadt nicht erſcheinen

ſahen. Bolz ſuchte nach dem Wege, und ward endlich inne, daß er ſich verirrt habe. Beide Wanderer wurden verdrüßlich, denn ſie waren müde und ſehnten ſich nach dem Abendeſſen, aber es ſchoben ſich immer mehr Gebüſche zwiſchen ſie, immer neue Hügel, und der blendende Schimmer des Mondes erlaubte ihnen keine Ausſicht. Der Streit über die Kunſt hörte auf, ſie dachten nur darauf, wie ſie ſich wieder zurecht finden wollten. Bolz ſagte: Seht, mein Freund, über die Kunſt haben wir die Natur vernachläſſigt; wollt Ihr Euch noch ſo in eine Gegend hineinſehnen, aus der wir uns ſo gern wieder herauswickeln möchten? Jezt gäbt Ihr alle Ideale und Kunſtwörter für eine gute Ruheſtelle hin.

Wie Ihr auch ſprecht! ſagte Sternbald, davon kann ja gar nicht die Rede ſeyn. Wir haben uns durch Eure Schuld verirrt, und es ſteht Euch nicht zu, nun noch zu ſpotten.

Sie ſezten ſich ermüdet auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes nieder. Franz ſagte: Wir werden hier wohl übernachten müſſen, denn ich ſehe noch keinen möglichen Ausweg.

Gut denn! rief Bolz aus, wenn es die Noth ſo haben will, ſo wollen wir uns auch in die Noth finden. Wir wollen ſprechen, Lieder ſingen, und ſchlafen, ſo gut es ſich thun läßt. Mit dem Aufgange der Sonne ſind wir dann wieder munter, und kehren zur Stadt zurück. Fanget Ihr an zu ſingen.

Sternbald ſagte: Da wir nichts Beſſeres zu thun wiſſen, will ich Euch ein Lied von der Einſamkeit ſingen, es ſchickt ſich gut zu unſerm Zuſtande.

Ueber mir das hellgeſtirnte Himmelsdach,
Alle Menſchen dem Schlaf ergeben,
Ruhend von dem mühevollen Leben,
Ich allein, allein im Hauſe wach.

Trübe brennt das Licht herunter;
Soll ich aus dem Fenſter ſchauen,
'nüber nach den fernen Auen?
Meine Augen bleiben munter.

Soll ich mich im Strahl ergehen
Und des Mondes Aufgang ſuchen?
Sieh', er flimmert durch die Buchen,
Weiden am Bach im Golde ſtehen.

Iſt es nicht, als käme aus den Weiden
Ach ein Freund, den ich lange nicht geſehn,
Ach, wie viel iſt ſchon ſeither geſchehn,
Seit dem qualenvollen, bittern Scheiden!

An den Buſen will ich ihn mächtig drücken,
Sagen, was ſo ofte mir gebangt,
Wie mich inniglich nach ihm verlangt,
Und ihm in die ſüßen Augen blicken.

Aber der Schatten bleibt dort unter den Zweigen,
Iſt nur Mondenſchein,
Kömmt nicht zu mir herein,
Sich als Freund zu zeigen.

Iſt auch ſchon geſtorben und begraben,
Und vergeſſ' es jeden Tag,
Weil ich's ſo übergerne vergeſſen mag;
Wie kann ich mich an ſeinem Anblick laben?

Geht der Fluß murmelnd durch die Klüfte,
Sucht die Ferne nach eigner Melodie,
Unermüdet sprechend spat und früh:
Wehn vom Berge schon Septemberlüfte.

Töne fallen von oben in die Welt,
Lust'ge Pfeifen, fröhliche Schallmei'n,
Ach, sollten es Bekannte seyn?
Sie wandern zu mir über's Feld.

Fernab erklingt es, keiner weiß von mir,
Alle meine Freunde mich verlassen,
Die mich liebten, jezt mich hassen,
Kümmert sich keiner, daß ich wohne hier.

Ziehn mit Netzen oft lustig zum See,
Höre oft das ferne Gelach;
Seufze mein kümmerlich Ach!
Thut mir der Busen so weh.

Ach! wo bist du Bild geblieben,
Engelsbild vom schönsten Kind?
Keine Freuden übrig sind,
Unterstund mich, Dich zu lieben.

Hast den Gatten längst gefunden; —
Wie der fernste Schimmerschein,
Fällt mein Name Dir wohl ein,
Nie in Deinen guten Stunden.

Und das Licht ist ausgegangen,
Size in der Dunkelheit,
Denke, was mich sonst erfreut,
Als noch Nachtigallen sangen.

Ach! und warſt nicht einſam immer?
Keiner, der Dein Herz verſtand,
Keiner ſich zu Dir verband. —
Geh auch unter Mondesſchimmer!

Löſche, löſche leztes Licht!
Auch wenn Freunde mich umgeben,
Führ ich doch einſames Leben:
Löſche, löſche leztes Licht,
Der Unglückliche braucht Dich nicht!

Indem hörten ſie nicht weit von ſich eine Stimme ſingen:

Wer luſt'gen Muth zur Arbeit trägt
Und raſch die Arme ſtets bewegt,
Sich durch die Welt noch immer ſchlägt.
Der Träge ſizt, weiß nicht wo aus
Und über ihm ſtürzt ein das Haus,
Mit vollen Seegeln munter
Fährt der Frohe das Leben hinunter.

Der Singende war ein Kohlenbrenner, der jezt näher kam. Bolz und Sternbald gingen auf ihn zu, ſie ſtanden ſeiner Hütte ganz nahe, ohne daß ſie es bemerkt hatten. Er war freundlich und bot ihnen von freien Stücken ſein kleines Haus zum Nachtlager an. Die beiden Ermüdeten folgten ihm gern.

Drinnen war ein kleines Abendeſſen zurecht gemacht, kein Licht brannte, aber einige Späne, die auf dem Heerde unterhalten wurden, erleuchteten die Hütte. Eine junge Frau war geſchäftig, den Fremden einen Sitz auf einer Bank zu bereiten, die ſie an den Tiſch ſchob. Alle ſezten ſich nieder, und aßen aus derſelben Schüſſel; Franz ſaß neben der Frau des Köhlers, die ihn mit luſtigen Augen

zum Eſſen nöthigte. Er fand ſie artig, und bewunderte die Wirkung des Lichtes auf die Figuren.

Der Köhler erzählte viel vom nahen Eiſenhammer, für den er die meiſten Kohlen lieferte, er hatte noch ſo ſpät einen Weiler beſucht. Ein kleiner Hund geſellte ſich zu ihnen und war äußerſt freundlich, die Frau, die lebhaft war, ſpielte und ſprach mit ihm, wie mit einem Kinde. Sternbald fühlte in der Hütte wieder die ruhigen, frommen Empfindungen, die ihn ſchon ſo oft beglückt hatten: er prägte ſich die Figuren und Erleuchtung ſeinem Gedächtniſſe ein, um einmal ein ſolches Gemählde darzuſtellen.

Als ſie mit dem Eſſen beinahe fertig waren, klopfte noch jemand an die Thür, und eine klägliche Stimme flehte um nächtliche Herberge. Alle verwunderten ſich, der Köhler öffnete die Hütte, und Sternbald erſtaunte, als er den Pilgrim hereintreten ſah. Der Köhler war gegen den Wallfahrter ſehr ehrerbietig, es wurde Speiſe herbeigeſchafft, die Stube heller gemacht. Der Pilgrim erſchrack, als er hörte, daß er der Stadt ſo nahe ſei, er hatte ſie ſchon ſeit zwei Tagen verlaſſen, ſich auf eine unbegreifliche Art verirrt, und bei allen Zurechtweiſungen immer den unrechten Weg ergriffen, ſo daß er jezt kaum eine halbe Meile von dem Orte entfernt war, von dem er ausging.

Der Wirth erzählte noch allerhand, die junge Frau war geſchäftig, der Hund war gegen Sternbald ſehr zuthunlich. Nach der Mahlzeit wurde für die Fremden eine Streu zubereitet, auf der ſich der Wallfahrter und Bolz ſogleich ausſtreckten. Franz war gegen ſein Erwarten munter. Der Köhler und ſeine Frau gingen nun auch zu Bette, der Hund ward nach ſeiner Behauſung auf den kleinen Hof gebracht, Sternbald blieb bei den Schlafenden allein.

Der Mond ſah durch das Fenſter, in der Einſamkeit fiel des Bildhauers Geſicht dem Wachenden auf, es war eine Phyſiognomie, die Heftigkeit und Ungeſtüm ausdrückte. Franz begriff es nicht, wie er ſeinen anfänglichen Widerwillen gegen dieſen Menſchen ſo habe überwinden können, daß er jezt mit ihm umgehe, daß er ſich ihm ſogar vertraue.

Bolz ſchien unruhig zu ſchlafen, er warf ſich oft umher, ein Traum ängſtigte ihn. Franz vergaß beinahe, wo er war, denn alles umher erhielt eine ſonderbare Bedeutung. Seine Phantaſie ward erhizt, und es währte nicht lange, ſo glaubte er ſich unter Räubern zu befinden, die es auf ſein Leben angeſehn hätten, jedes Wort des Kohlenbrenners, deſſen er ſich nur erinnerte, war ihm verdächtig, er erwartete es ängſtlich, wie er mit ſeinen Spießgeſellen wieder aus der Thür herauskommen würde, um ſie im Schlafe umzubringen und zu plündern. Ueber dieſe Betrachtungen ſchlief er ein, aber ein fürchterlicher Traum ängſtigte ihn noch mehr, er ſah die entſezlichſten Geſtalten, die ſeltſamſten Wunder, er erwachte unter drückenden Beklemmungen.

Am Himmel ſammelten ſich Wolken, auf die die Strahlen des Mondes fielen, die Bäume vor der Hütte bewegten ſich. Um ſich zu zerſtreuen, ſchrieb er folgendes in ſeiner Schreibtafel nieder:

Die Phantaſie.

Wer iſt dort der alte Mann,
In einer Ecke feſt gebunden,
Daß er ſich nicht rührt und regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jene Miene.
Der Alte iſt verdrüßlich,

Um ihn in tauſend Falten
Ein weiter Mantel geſchlagen.

Es iſt der launige Phantaſus,
Ein wunderlicher Alter,
Folgt ſtets ſeiner närriſchen Laune,
Sie haben ihn jezt feſtgebunden,
Daß er nur ſeine Poſſen läßt,
Vernunft im Denken nicht ſtört,
Den armen Menſchen nicht irrt,
Daß er ſein Tagsgeſchäft
In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verſtändig ſpreche
Und nicht wie ein Thor erſcheine.
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus, und lärmt damit
So wie nur keiner auf ihn ſieht und achtet.

Der alte Mann ſchweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern alles langweilig,
Was in ſeinen Kram nicht taugt.
Der Menſch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß treu von ihm gethan;
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf
Da ſie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer ſingt ihr ein Wiegenlied:
Schlaf ruhig, mein Kind, morgen iſt auch noch ein Tag!
Mußt nicht alles auf einmal denken,
Biſt unermüdet und das iſt ſchön,
Wirſt auch immer weiter kommen,

Wirſt Deinem lieben Menſchen Ehre bringen,
Er ſchäzt Dich auch über alles,
Schlaf ruhig, ſchlaf ein. —
Wo iſt meine Vernunft geblieben? ſagt der Menſch,
Geh' Erinnrung, und ſuch' ſie auf.
Erinnrung geht und trifft ſie ſchlafend,
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Gefährtin ein.
„Nun werden ſie gewiß dem Alten die Hände frei machen,"
Denkt der Menſch, und fürchtet ſich ſchon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geſchlichen,
Und ſagt: mein Beſter, Du mußt erlahmen,
Wenn Dir die Glieder nicht aufgelöſet werden,
Pflicht, Vernunft und Verſtand bringen Dich ganz herunter,
Und Du biſt gutwillig, wie ein Kind. —
Indem macht der Schlaf ihm ſchon die Hände los,
Und der Alte ſchmunzelt: ſie haben mir viel zu danken,
Mühſam hab' ich ſie erzogen,
Aber nun verachten ſie mich alten Mann,
Meinen ich würde kindiſch,
Sei zu gar nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebſter, nimmſt Dich mein noch an,
Wir beide bleiben immer gute Kameraden.
Der Alte ſteht auf und iſt der Banden frei,
Er ſchüttelt ſich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten ſtürzen wunderbare Sachen
Die er mit Wohlgefallen anſieht.
Er kehrt den Mantel um und ſpreitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete iſt die untre Seite.
Nun handthiert Phantaſus in ſeinem Zelte
Und weiß ſich vor Freuden nicht zu laſſen.
Aus Glas und Kryſtallen baut er Schlöſſer,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge kucken,

Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontainen im Garten ſpazieren,
Aus Röhren ſprudeln Blumen in die Luft,
Dazu ſingt der Alte ein ſeltſam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Menſch ſieht ſeinen Spielen zu
Und freut ſich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Weſen herrlich macht.
Spricht: fahre fort, mein lieber Alter.
Und der Alte läßt ſich nicht lange bitten,
Schreiten Geiſtergeſtalten heran,
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt ſie aus der Ferne größer ſcheinen.
Tummeln ſich Reiter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröthen und Mondſchein gehn durch einander.
Verſchämte Schönen ſizen in Lauben,
Die Wangen roth, der Buſen weiß,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Heer von Kobolden lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der weiſe Neſtor, verſammeln ſich zum Spiel
Und entzweien ſich wie die Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er ſpricht und ſingt: Laß Deine Thaten fahren,
Dein Streben, Menſch, Deine Grübelei'n,
Sieh, ich will Dir goldne Kegel ſchenken,
Ein ganzes Spiel, und ſilberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von ſelbſt immer auf den Beinen ſtehn,
Warum willſt Du Dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beiſammen,
Vertreiben mit Geſpräch die Zeit,
Ich lehre Dich tauſend Dinge,
Von denen Du noch nichts weißt: —

Das blinkende Spielwerk flicht dem Menſchen in die Augen,
Er reckt die Hände gierig aus!
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und dehnt ſich:
Wo iſt mein lieber Menſch?
Iſt er zu neuen Thaten geſtärkt? ſo ruft ſie.
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Menſch ſchämt ſich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt in's Gemach.
Iſt der alte Wirrwarr ſchon wieder los geworden?
Ruft Vernunft aus, läſſeſt Du Dich immer wieder locken
Von dem kind'ſchen Greiſe, der ſelber nicht weiß
Was er beginnt? —
Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel wieder umgekehrt
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm' und Beine feſtgebunden,
Sizt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm alles wieder in's Kleid geſteckt
Und Vernunft macht 'ne drohende Miene.
Der Menſch muß an die Geſchäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
Warum verführt ihr mir den lieben Menſchen!
Grämelt der alte Phantaſus,
Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,
Wird vor der Zeit kindiſch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein beſter Freund ſizt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt ſich und möcht' es gern mit mir halten,
Aber ihr Ueberklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet

Und wißt nicht, was ihr mit ihm wollt.
Schlaf iſt weg und keiner ſteht mir bei.

Der Morgen brach indeſſen an, die übrigen im Hauſe wurden munter, und Franz las dem Bildhauer ſeine Verſe vor, der darüber lachte und ſagte: Auch dies Gedicht, mein Freund, rührt vom Phantaſus her, man ſieht es ihm wohl an, daß es in der Nacht geſchrieben iſt; dieſer Mann hat, wie es ſcheint, Spott und Ernſt gleich lieb.

Das dunkle Gemach wurde erhellt, der Köhler trat mit ſeiner Frau herein. Franz lächelte über ſeine nächtliche Einbildung, er ſah nun die Thür, die er immer gefürchtet hatte, deutlich vor ſich ſtehn, nichts Furchtbares war an ihr ſichtbar. Die Geſellſchaft frühſtückte, wobei der muntere Köhler noch allerhand erzählte. Er ſagte, daß in einigen Tagen eine Nonne im benachbarten Kloſter ihr Gelübde ablegen würde, und daß ſich dann zu dieſer Feierlichkeit alle Leute aus der umliegenden Gegend verſammelten. Er beſchrieb die Zeremonien, die dabei vorfielen, er freute ſich auf das Feſt, Sternbald ſchied von ihm und dem Pilgrim, und ging mit dem Bildhauer zur Stadt zurück.

Sternbald ließ ſich im Kloſter melden, er ward der Aebtiſſin vorgeſtellt, er betrachtete das alte Gemählde, das er auffriſchen ſollte. Es war die Geſchichte der heiligen Genovefa, wie ſie mit ihrem Sohne unter einſamen Felſen in der Wildniß ſizt, und von freundlichen, liebkoſenden Thieren umgeben iſt. Das Bild ſchien alt, er konnte nicht das Zeichen eines ihm bekannten Künſtlers entdecken. Denkſprüche gingen aus dem Munde der Heiligen, ihres Sohnes und der Thiere, die Compoſition war

einfach und ohne Künſtlichkeit, das Gemählde ſollte nichts als den Gegenſtand auf die einfältigſte Weiſe ausdrücken. Sternbald war Willens, die Buchſtaben zu verlöſchen und den Ausdruck der Figur zu erhöhen, aber die Aebtiſſin ſagte: Nein, Herr Mahler, Ihr müßt das Bild im Ganzen ſo laſſen, wie es iſt, und um alles ja die Worte ſtehen laſſen. Ich mag es durchaus nicht, wenn ein Gemählde zu zierlich iſt.

Franz machte ihr deutlich, wie dieſe weißen Zettel alle Täuſchung aufhöben und unnatürlich wären, ja wie ſie gewiſſermaßen das ganze Gemählde vernichteten, aber die Aebtiſſin antwortete: Dies alles iſt mir ſehr gleich, aber eine geiſtliche, bewegliche Hiſtorie muß durchaus nicht auf eine ganz weltliche Art ausgedrückt werden, Reiz, und was Ihr Mahler Schönheit nennt, gehört gar nicht in ein Bild, das zur Erbauung dienen und heilige Gedanken erwecken ſoll. Mir iſt hier das Steife, Altfränkiſche viel erwünſchter, dies ſchon trägt zu einer gewiſſen Erhebung bei. Die Worte ſind aber eigentlich die Erklärung des Gemählbes, und dieſe gottſeligen Betrachtungen könnt Ihr nimmermehr durch den Ausdruck der Mienen erſezen. An der ſogenannten Wahrheit und Täuſchung liegt mir ſehr wenig: wenn ich mich einmal davon überzeugen kann, daß ich hier in der Kirche dieſe Wildniß mit Thieren und Felſen antreffe, ſo iſt es mir ein kleines, auch anzunehmen, daß dieſe Thiere ſprechen, und daß ihre Worte hingeſchrieben ſind, wie ſie ſelbſt nur gemahlt ſind. Es entſteht dadurch etwas Geheimnißvolles, wovon ich nicht gut ſagen kann, worin es liegt. Die übertriebenen Mienen und Gebehrden aber ſind mir zuwider. Wenn die Mahler immer bei dieſer alten Methode bleiben, ſo werden ſie ſich auch ſtets in den Schranken

der guten Sitten halten, denn dieſer Ausdruck mit Worten führt gleichſam eine Aufſicht über ihr Werk. Ein Gemählde iſt und bleibt eine gutgemeinte Spielerei, und darum muß man ſie auch niemals zu ernſthaft treiben.

Franz ging betrübt hinweg, er wollte am folgenden Morgen anfangen. Das Gerüſt wurde eingerichtet, die Farben waren zubereitet; als er in der Kirche oben allein ſtand, und in die trüben Gitter hineinſah, fühlte er ſich unbeſchreiblich einſam, er lächelte über ſich ſelber, daß er den Pinſel in der Hand führe. Er fühlte, daß er nur als Handwerker gedungen ſei, etwas zu machen, wobei ihm ſeine Kunſtliebe, ja ſein Talent völlig überflüſſig war. Was iſt bis jezt von mir geſchehen? ſagte er zu ſich ſelber, in Antwerpen habe ich einige Conterfeie ohne ſonderliche Liebe gemacht, die Gräfin und Roderigo nachher gemahlt, weil ſie in ihn verliebt war, und nun ſtehe ich hier, um Denkſprüche, ſchlecht geworfene Gewänder, Hirſche und Wölfe neu anzuſtreichen.

Indem hatten ſich die Nonnen zur Hora verſammelt, und ihr feiner, wohlklingender Geſang ſchwung ſich wunderſam hinüber, die erloſchene Genovefa ſchien darnach hinzuhören, die gemahlten Kirchenfenſter ertönten. Eine neue Luſt erwachte in Franz, er nahm Pallette und Pinſel mit friſchem Muth und färbte Genovefens dunkles Gewand. Warum ſollte ein Mahler, ſagte er zu ſich, nicht allenthalben, auch am unwürdigen Orte, Spuren ſeines Daſeins laſſen? Er kann allenthalben ein Monument ſeiner ſchönen Exiſtenz ſchaffen, vielleicht daß doch ein ſeltener zarter Geiſt ergriffen und gerührt wird, ihm dankt, und aus den Trübſeligkeiten ſich eine ſchöne Stunde hervorſucht. Er nahm ſich nehmlich vor, in dem Geſichte der Genovefa das Bildniß ſeiner theuren Unbekannten ab-

zuſchildern, ſo viel es ihm möglich war. Die Figuren wurden ihm durch dieſen Gedanken theurer, die Arbeit lieber.

Er ſuchte in ſeiner Wohnung das Bildniß hervor, das ihm der alte Mahler gegeben hatte, er ſah es an, und Emma ſtand unwillkührlich vor ſeinen Augen. Sein Gemüth war wunderbar beängſtigt, er wußte nicht, wofür er ſich entſcheiden ſolle. Dieſer Liebreiz, dieſe Heiterkeit ſeiner Phantaſie bei Emma's Angedenken, die lüſternen Bilder und Erinnerungen, die ſich ihm offenbarten, und dann das Zauberlicht, das ihm aus dem Bildniſſe des theuren Angeſichts aus herrlicher Ferne entgegenleuchtete, die Geſänge von Engeln, die ihn dorthin riefen, die ſchuldloſe Kindheit, die wehmüthige Sehnſucht, das Goldenſte, Fernſte und Schönſte, was er erwünſchen und erlangen konnte, daneben Sebaſtian's Freude und Erſtaunen, dazwiſchen das Grab.

Die Verworrenheit aller dieſer Vorſtellungen bemächtigte ſich ſeiner ſo ſehr, daß er zu weinen anfing, und keinen Gedanken erhaſchte, der ihn tröſten konnte. Ihm war, als wenn ſeine innerſte Seele in den brennenden Thränen ſich aus ſeinen Augen hinausweinte, als wenn er nachher nichts wünſchen und hoffen dürfte, und nur ungewiſſe, irrende Reue ihn verfolgen könne. Seine Kunſt, ſein Streben, ein edler Künſtler zu werden, ſein Wirken und Werden auf der Erde erſchien ihm als etwas Armſeliges, Kaltes und jämmerlich Dürftiges. In Dämmerung gingen die Geſtalten der großen Meiſter an ihm vorüber, er mochte nach keinem mehr die Arme ausſtrekken; alles war ſchon vorüber und geendigt, wovon er noch erſt den Anfang erwartete.

Er ſchweifte durch die Stadt, und die bunten Häu-

ſer, die Brücken, die Kirchen mit ihrer künſtlichen Steinarbeit, nichts reizte ihn, es genau zu betrachten, es ſich einzuprägen, wie er ſonſt ſo gern that, in jedem Werke ſchaute ihn Vergänglichkeit und zweckloſes Spiel mit trüben Augen, mit ſpöttiſcher Miene an. Die Mühſeligkeit des Handwerkers, die Aemſigkeit des Kaufmanns, das troſtloſe Leben des Bettlers daneben ſchien ihm nun nicht mehr, wie immer, durch große Klüfte getrennt: ſie waren Figuren und Verzierungen von einem großen Gemählde, Wald, Bergſtrom, Gebirge, Sonnenaufgang waren Anhang zur trüben, dunkeln Hiſtorie, die Dichtkunſt, die Muſik machten die Worte und Denkſprüche, die mit ungeſchickter Hand hineingeſchrieben wurden. Jezt weiß ich, rief er im Unmuthe aus, wie Dir zu Muthe iſt, mein vielgeliebter Sebaſtian, erſt jezt leſe ich aus mir ſelber Deinen Brief, erſt jezt entſeze ich mich darüber, daß Du Recht haſt. So kann keiner dem andern ſagen und ſprechen, was er denkt; wenn wir ſelbſt wie todte Inſtrumente, die ſich nicht beherrſchen können, ſo angeſchlagen werden, daß wir dieſelben Töne angeben, dann glauben wir den andern zu vernehmen.

Die Melodie des Liedes von der Einſamkeit kam ihm in's Gedächtniß, er konnte es nicht unterlaſſen, das Gedicht leiſe vor ſich hinzuſingen, wobei er immer durch die Straßen lief, und ſich endlich in das Getümmel des Marktes verlor.

Er ſtand im Gedränge ſtill, und ihm fiel bei, daß vielleicht keiner von den hier bewegten unzähligen Menſchen ſeine Gedanken und ſeine Empfindungen kenne, daß er ſchon oft ſelbſt ohne Arg herumgewandert ſei, daß er auch vielleicht in wenigen Tagen alles vergeſſen habe, was ihn jezt erſchüttre, und er ſich dann wohl wieder

klüger und beſſer als jezt vorkomme. Wenn er ſo in ſein bewegtes Gemüth ſah, ſo war es, als wenn er in einen unergründlichen Strudel hinabſchaute, wo Woge Woge drängt und ſchäumt, und man doch keine Welle ſondern kann, wo alle Fluthen ſich verwirren und trennen, und immer wieder durch einander wirbeln, ohne Stillſtand, ohne Ruhe, wo dieſelbe Melodie ſich immer wiederholt, und doch immer neue Abwechſelung ertönt: kein Stillſtand, keine Bewegung, ein rauſchendes, toſendes Räthſel, eine endloſe, endloſe Wuth des erzürnten, ſtürzenden Elements.

Käufer und Verkäufer ſchrien und lärmten durch einander, Fremde, die ſich zurechtfragten, Wagen, die ſich gewaltſam Platz machten. Alle Arten von Eßwaaren umher gelagert, Kinder und Greiſe im Gewühl, alle Stimmen und Zungen zum verwirrten Uniſono vereinigt. Nach der andern Seite drängte ſich das Volk voll Neugier, und Franz ward von dem ungeſtümen Strome mit ergriffen und fortgezogen, er bemerkte es kaum, daß er von der Stelle kam.

Als er näher ſtand, hörte er durch das Geräuſch der Stimmen, durch die öftere Unterbrechung, Fragen, Antworten und Verwunderung folgendes Lied ſingen:

Wie über Matten
Die Wolke zieht,
So auch der Schatten
Vom Leben flieht.

Die Jahre eilen
Kein Stilleſtand,
Und kein Verweilen,
Sie hält kein Band.

Nur Freude kettet
Das Leben hier,
Der Frohe rettet
Die Zeiten ſchier.

Ihm ſind die Stunden
Was Jahre ſind,
Sind nicht verſchwunden
Wer ſo geſinnt.

Ihm ſind die Küſſe
Der goldne Wein
Noch 'mal ſo ſüße
Im Sonnenſchein.

Ihm naht kein Schatten
Vergänglichkeit,
Für ihn begatten
Sich Freud' und Zeit.

Drum nehmt die Freude
Und ſperrt ſie ein,
Dann müßt ihr beide
Unſterblich ſeyn.

Es war ein Mädchen, die dieſes Lied abſang, indem kam Franz durch eine unvermuthete Wendung dicht an die Sängerin zu ſtehn, das Gedränge preßte ihn an ſie, und indem er ſie genau betrachtete, glaubte er Ludoviko zu erkennen. Jezt hatte ihn der Strom von Menſchen wieder entfernt, und er konnte daher ſeiner Sache nicht gewiß ſeyn, ein Leierkaſten fiel ihm mit ſeinen ſchwerfälligen Tönen in die Ohren, und eine andre Stimme ſang:

Aus Wolken kommt die frohe Stunde,
O Menſch geſunde,
Laß Leiden ſeyn und Bangigkeit
Wenn Liebchens Kuß Dein Herz erfreut.

In Küſſen webt ein Zauberſegen,
Drum ſei verwegen,
Was ſchadet's, wenn der Donner rollt,
Wenn nur der rothe Mund nicht ſchmollt.

Franz war erſtaunt, denn er glaubte in dieſem begleitenden Sänger Floreſtan zu erkennen. Er war wie ein alter Mann geſtaltet, und verſtellte, wie Sternbald glaubte, auch ſeine Stimme; doch war er noch zweifelhaft. — In kurzer Zeit hatte er beide aus den Augen verloren, ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſich durch die Menſchen hindurchzudrängen.

Die beiden Geſtalten lagen ihm immer im Sinne, er ging zum Kloſter zurück, aber er konnte ſie nicht vergeſſen, er wollte ſie wieder aufſuchen, aber es war vergebens. Indem er mahlte, kam die Aebtiſſin mit einigen Nonnen hinzu, um ihm bei der Arbeit zuzuſehn, die größte von ihnen ſchlug den Schleier zurück, und Franz erſchrack über die Schönheit, über die Majeſtät eines Angeſichts, die ihm plözlich in die Augen fielen. Dieſe reine Stirn, dieſe großen dunkeln Augen, das ſchwermüthige, unausſprechlich ſüße Lächeln der Lippen nahm ſein Auge gleichſam mit Gewalt gefangen, ſein Gemählde, jede andre Geſtalt kam ihm gegen dieſe Herrlichkeit trübe und unſcheinbar vor. Er glaubte auch noch nie einen ſo ſchlanken Wuchs geſehen zu haben, ihm fielen ein paar Stellen aus alten Gedichten ein, wo der Dichter von der ſiegenden Gewalt der Allerholdſeligſten ſprach, von der un-

überwindlichen Waffenrüſtung ihrer Schöne. — Ein altes Lied ſagte:

Laß mich los, um Gotteswillen
Gieb mich armen Sklaven frei,
Laß die Augen Dir verhüllen,
Daß ihr Glanz nicht tödtlich ſei.

Mußt Du mich in Ketten ſchleifen
Stärker als von Demantſtein?
Muß das Schickſal mich ergreifen,
Ich ihr Kriegsgefangner ſeyn? —

Wie, dachte Sternbald, muß dem Manne ſeyn, dem ſich dieſe Arme freundlich öffnen? dem dieſer heilige Mund den Kuß entgegenbringt? Die Grazie dieſer übermenſchlichen Engelsgeſtalt ganz ſein Eigenthum!

Die Nonne betrachtete das Gemählde und den Mahler in einer nachdenklichen Stellung, keine ihrer Bewegungen war lebhaft, aber wider Willen ward das Auge nachgezogen, wenn ſie ging, wenn ſie die Hand erhob, das Auge war entzückt, in den Linien mitzugehn, die ſie beſchrieb. Franz gedachte an Roderigo's Worte, der von der Gräfin geſagt hatte, daß ſie in Bewegungen Muſik ſchriebe, daß jede Biegung der Gelenke ein Wohllaut ſei.

Sie gingen fort, der Geſang der Nonnen erklang wieder. Franz fühlte ſich verlaſſen, daß er nicht neben der ſchönen Heiligen knien konnte, ganz in Andacht hingegoſſen, die Augen dahin gerichtet, wohin die ihrigen blickten, er glaubte, daß das allein ſchon ein höchſt ſeliges Gefühl ſeyn müſſe, nur mit ihr dieſelben Worte zu ſingen, zu denken. Wie widerlich waren ihm die Farben, die er auftragen, die Figuren, die er neu beleben ſollte!

Auf den Abend ſprach er den Bildhauer. Er ſchilderte ihm die Schönheit, die er geſehn hatte, Auguſtin ſchien beinahe eiferſüchtig. Er erzählte, wie es daſſelbe Mädchen ſei, das in Kurzem das Gelübde ablegen werde, von der der Köhler geſprochen habe, ſie ſei mit ihrem Stande unzufrieden, müſſe ſich aber dem Willen der Eltern fügen. Ihr habt Recht, fuhr er gegen Franz fort, wenn Ihr ſie eine Heilige nennt, ich habe noch nie eine Geſtalt geſehn, die etwas ſo Hohes, ſo Ueberirdiſches ausgedrückt hätte. Und nun denkt Euch dieſen züchtigen Buſen entfeſſelt, dieſe Wangen mit Schaam und Liebe kämpfend, dieſe Lippen in Küſſen entbrannt, das große Auge der Trunkenheit dahin gegeben, dies Himmliſche des Weibes im Widerſpruch mit ſich ſelbſt und doch ihre ſchönſte Beſtimmung erfüllend, — o, wer auf weiter Erde iſt denn glückſeliger und gebenedeiter, als dieſer ihr Geliebter? Höhere Wonne wird auf dieſer magern Erde nicht reif, und wem dieſe beſcheret iſt, vergißt die Erde und ſich, und alles!

Er ſchien noch weiter ſprechen zu wollen, aber plözlich brach er ab, und verließ Sternbald, der im unnüzen Nachſinnen verloren war.

Franz hatte noch keine ſeiner Arbeiten mit dieſer Unentſchloſſenheit und Beklemmung gemacht, er ſchämte ſich eigentlich ſeines Mahlens an dieſem Orte, beſonders in Gegenwart der majeſtätiſchen Geſtalt. Sie beſuchte ihn regelmäßig und betrachtete ihn genau. Ihre Geſtalt prägte ſich jedesmal tiefer in ſeine Phantaſie, er ſchied immer weniger gern.

Die Mahlerei ging raſcher fort, als er ſich gedacht hatte. Die Genovefa machte er ſeiner theuren Unbekannten ähnlich, er ſuchte den Ausdruck ihrer Phyſiognomie

zu erhöhen, und den geiſtreichen Schmerz gut gegen die unſchuldigen Geſichter der Thiergeſtalten abſtechen zu laſſen. Wenn die Orgel zuweilen ertönte, fühlte er ſich wohl ſelbſt in ſchauerliche Einſamkeit entrückt, dann fühlte er Mitleid mit der Geſchichte, die er darſtellte, ihn erſchreckte dann der wehmüthige Blick, den die Unbekannte von der Wand herab auf ihn warf, die Thiere mit ihren Denkſprüchen rührten ihn innerlich. Aber faſt immer ſehnte er ſich zu einer andern Arbeit hin.

Manchmal glaubte er, daß die ſchöne Nonne ihn mit Theilnahme und Rührung betrachte, denn es ſchien zuweilen, als wenn ſie jeden ſeiner Blicke aufzuhaſchen ſuchte, ſo oft er die Augen auf ſie wandte, begegnete er ihrem bedeutenden Blicke. Er wurde roth, der Glanz ihrer Augen traf ihn wie ein Blitz. Die Aebtiſſin hatte ſich an einem Morgen auf eine Weile entfernt, die übrigen Nonnen waren nicht zugegen, und Sternbald war gerade unten am Gemählde beſchäftigt, als das ſchöne Mädchen ihm plözlich ein Papier in die Hand drückte. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er verbarg es ſchnell. Die wunderbarſte Zeit des Alterthums mit allen ihren ungeheuren Mährchen, dünkte ihm, wäre ihm nahe getreten, hätte ihn berührt, und ſein gewöhnliches Leben ſei auf ewig völlig entſchwunden. Seine Hand zitterte, ſein Geſicht glühte, ſeine Augen irrten umher, und ſcheuten ſich, den ihrigen zu begegnen. Er ſchwur ihr im Herzen Treue und feſte Kühnheit, er unternahm jegliche Gefahr, ihm ſchien es Kleinigkeit, das Gräßlichſte um ihrentwillen zu unternehmen. Er ſah im Geiſte Entführung und Verfolgung vor ſich, er flüchtete ſich ſchon in Gedanken zu ſeiner Genovefa in die unzugängliche Wüſte.

Wer hätte das gedacht, ſagte er zu ſich, als ich zu-

erſt den ſteinernen Fußboden dieſes Kloſters betrat, daß hier mein Leben einen neuen Anfang nehmen würde? daß mir das gelingen könne, was ich für das Unmöglichſte hielt?

Indem verſammelten ſich die Nonnen auf dem Chor, die Glocke ſchlug ihre Töne, die ihm in's Herz redeten, man ließ ihn allein, und der herzdurchdringende, einfache Geſang hob wieder an. Er konnte kaum athmen, ſo ſchienen ihn die Töne wie mit mächtigen Armen zu umfaſſen und ſich dicht an ſeine entzückte Bruſt zu drücken.

Als alles wieder ruhig war, als er ſich allein befand, nahm er den Brief wieder hervor, ſeine Hand zitterte, als er ihn erbrechen wollte, aber wie erſtaunte er, als er die Aufſchrift: An Ludoviko, las! — Er ſchämte ſich vor ſich ſelber, er ſtand eine Weile tief nachſinnend, dann arbeitete er mit neuer Inbrunſt am Antlitz ſeiner Heiligen weiter, er konnte den Zuſammenhang nicht begreifen, alle ſeine Sinne verwirrten ſich. Das Gemählde ſchien ihn mit ſeinen alten Verſen anzureden, Genovefa ihm ſeine Untreue, ſeinen Wankelmuth vorzuwerfen.

Es war Abend geworden, als er das Kloſter verließ. Er ging über den Kirchhof nach dem Felde zu, als ihm wieder die dumpfen Leiertöne auffielen. Der Alte kam auf ihn zu und nannte ihn bei Namen. Es war niemand anders als Floreſtan.

Sternbald konnte ſich vor Erſtaunen nicht finden, aber jener ſagte: Sieh, mein Freund, dies iſt das menſchliche Leben, wir nahmen vor kurzem ſo wehmüthig Abſchied von einander, und nun triffſt Du mich ſo unerwartet und bald wieder, und zwar als alten Mann. Sei künftig niemals traurig, wenn Du einen Freund verläſſeſt. Aber haſt Du nichts an Ludoviko abzugeben?

Sternbald ahndete nun den Zuſammenhang, mit zitternder Hand gab er ihm den Brief, den er von der Nonne empfangen hatte. Floreſtan empfing ihn freudig. Als Franz ihn weiter befragte, antwortete er luſtig: Sieh, mein Freund, wir ſind jezt auf Abentheuer, Ludoviko liebt ſie, ſie ihn, in wenigen Tagen will er ſie entführen, alle Anſtalten dazu ſind getroffen, ich führe bei ihm ein Leben wie im Himmel, alle Tage neue Gefahren, die wir glücklich überſtehn, neue Gegenden, neue Lieder und neue Geſinnungen.

Franz wurde empfindlich. Wie? ſagte er im Eifer, ſoll auch ſie ein Schlachtopfer ſeiner Verführungskunſt, ſeiner Treuloſigkeit werden? Nimmermehr!

Rudolph hörte darauf nicht, ſondern bat ihn, nur einen Augenblick zu verweilen, er müſſe Ludoviko ſprechen, würde aber ſogleich zurückkommen. Vor allen Dingen aber ſolle er dem Bildhauer Bolz nicht ein Wort davon entdecken.

Franz blieb allein und konnte ſich über ſich ſelbſt nicht zufrieden geben, er wußte nicht, was er zu allem ſagen ſolle. Er ſezte ſich unter einem Baume nieder, und Rudolph kam nach kurzer Zeit zurück. Hier, mein liebſter Freund, ſagte dieſer, dieſen Zettel mußt Du morgen Deiner ſchönen Heiligen übergeben, er entſcheidet ihr Schickſal.

Wie? rief Franz bewegt aus, ſoll ich mich dazu erniedrigen, das herrlichſte Geſchöpf vernichten zu helfen? Und Du Rudolph kannſt mit dieſem Gleichmuthe ein ſolches Unternehmen beginnen? Nein, mein Freund, ich werde ſie vor dem Verführer warnen, ich werde ihr rathen, ihn zu vergeſſen wenn ſie ihn liebt, ich werde ihr erzählen, wie er geſinnt iſt.

Sei nicht unbeſonnen, ſagte Floreſtan, denn Du ſchadeſt dadurch Dir und allen. Sie liebt ihn, ſie zittert vor dem Tage ihrer Einkleidung, die Flucht iſt ihr freier Entſchluß, was geht Dich das übrige an? Und Ludoviko wird und kann ihr nicht niedrig begegnen. — Seit er ſie kennt, iſt er, möchte ich ſagen, durchaus verändert. Er betet ſie an, wie ein himmliſches, überirdiſches Weſen, er will ſie zu ſeiner Gattin machen, und ihr die Treue ſeines Lebens widmen. Aber lebe wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren, ſprich zum Bildhauer kein Wort, ich laſſe Dir den Brief, denn Du biſt mein und Ludoviko's Freund, und wir trauen Dir beide keine Schändlichkeit zu.

Mit dieſen Worten eilte Floreſtan fort, und Sternbald ging zur Stadt zurück. Er wich dem Bildhauer aus, um ſich nicht zu verrathen. Am folgenden Morgen erwartete er mit Herzklopfen die Gelegenheit, mit der er der ſchönen Nonne das Billet zuſtecken könne. Sie nahm es mit Erröthen, und verbarg es im Buſen. Ueber ihr lilienweißes Geſicht legte ſich ein ſo holdes Schaamroth, ihre geſenkten Augen glänzten ſo hell, daß Franz ein vom Himmel verklärtes Weſen vor ſich zu ſehen glaubte. Sie ſchien nun ein Vertrauen zu Franz zu haben und doch ſeine Augen zu fürchten, ihre Majeſtät war ſanfter und um ſo lieblicher. Franz war im innerſten Herzen bewegt.

Die Zeit verging, die Arbeit am Gemählde nahte ſich ihrer Vollendung. Bolz ſchien mit einem großen Unternehmen ſchwanger zu gehen, ſeinem Freunde Sternbald ſich aber nicht ganz vertrauen zu wollen. An einem Morgen, als er wieder zum Mahlen ging, es war der lezte Tag ſeiner Arbeit, fand er das ganze Kloſter in der gröſ-

ten Bewegung. Alle liefen unruhig durch einander, man ſuchte, man fragte, man erkundigte ſich, die ſchöne Novize ward vermißt, der Tag ihrer Einkleidung war ganz nahe. Sternbald ging ſchnell an ſeine Arbeit, ſein Herz war unruhig, er war ungewiß, ob er ſich etwas vorzuwerfen habe.

Wie freute er ſich, als er nun das Gemählde vollendet hatte, als er wußte, daß er das Kloſter nicht mehr zu beſuchen brauche, in welchem die Schönheit nicht mehr war, die ſeine Augen nur zu gern aufgeſucht hatten. Er erhielt von der Aebtiſſin ſeine Bezahlung, betrachtete das Gemählde noch einmal, und ging dann über's Feld nach der Stadt zurück.

Er zitterte für ſeine Freunde, für die ſchöne Nonne; er ſuchte den Bildhauer auf, der aber nirgends anzutreffen war. Er verließ ſchon am folgenden Morgen die Stadt, um ſich endlich Italien zu nähern, und Rom den erwünſchten Ort zu ſehn.

Gegen Mittag fand er am Wege den Bildhauer Bolz liegen, der ganz entkräftet war. Franz erſtaunte nicht wenig, ihn dort zu finden. Mit Hülfe einiger Vorüberwanderuden brachte er ihn in's nahe Städtchen, er war verwundet, entkräftet und verblutet, aber ohne Gefahr.

Franz ſorgte für ihn, und als ſie allein waren, ſagte Auguſtin: Ihr trefft mich hier, mein Freund, gewiß gegen Eure Erwartung an, ich hätte Euch mehr vertrauen, und mich früher Eurer Hülfe bedienen ſollen, ſo wäre mir dies Unglück nicht begegnet. Ich wollte die Nonne, die man in wenigen Tagen einkleiden wollte, entführen, ich beredete Euch deshalb, Euch im Kloſter dort zu verdingen. Aber man iſt mir zuvorgekommen. In der verwichenen Nacht traf ich ſie in Geſellſchaft von zwei un-

bekannten Männern, ich fiel ſie an und ward überwältigt. Ich zweifle nicht, daß es ein Streich von Roderigo iſt, der ſie kannte, und ſie ſchon vor einiger Zeit rauben wollte.

Franz blieb einige Tage bei ihm, bis er ſich gebeſſert hatte, dann nahm er Abſchied, und ließ ihm einen Theil ſeines Geldes zur Pflege des Bildhauers zurück.

Drittes Kapitel.

Aus Florenz antwortete Franz ſeinem Freunde Sebaſtian folgendermaßen:

Liebſter Sebaſtian!

Ich möchte zu Dir ſagen: ſei gutes Muths! wenn Du jezt im Stande wäreſt, auf meine Worte zu hören. Aber leider iſt es ſo beſchaffen, daß wenn der andre uns zu tröſten vermöchte, wir uns auch ſelber ohne weiteres tröſten könnten. Darum will ich lieber ſchweigen, liebſter Freund, weil überdies wohl bei Dir die trüben Tage vorübergegangen ſeyn mögen.

In jedem Falle, lieber Bruder, verliere nicht den Muth zum Leben, bedenke, daß die traurigen Tage eben ſo gewiß als die fröhlichen vorübergehen, daß auf dieſer veränderlichen Welt nichts eine dauernde Stelle hat. Das ſollte uns im Unglück tröſten und unſre übermüthige Fröhlichkeit dämpfen.

Wenn ich Dich doch, mein Liebſter, auf meiner Reiſe bei mir hätte! Wie ich da alles mehr und inniger ge-

nießen würde! Wenn ich Dir nur alles ſagen könnte, was ich lerne und erfahre, und wie viel Neues ich ſehe und ſchon geſehen habe! Es überſchüttet und überwältigt mich oft ſo, daß ich mich ängſtige, wie ich alles im Gedächtniß, in meinen Sinnen aufbewahren will. Die Welt und die Kunſt iſt viel reicher, als ich vorher glauben konnte. Fahre nur eifrig fort zu mahlen, Sebaſtian, damit Dein Name auch einmal unter den würdigen Künſtlern genannt werde, Dir gelingt es gewiß eher und beſſer als mir. Mein Geiſt iſt zu unſtät, zu wankelmüthig, zu ſchnell von jeder Neuheit ergriffen; ich möchte gern alles leiſten, und darüber werde ich am Ende gar nichts thun können.

So iſt mein Gemüth auf's heftigſte von zwei neuen großen Meiſtern bewegt, vom venetianiſchen Titian und von dem allerlieblichſten Antonio Allegri von Correggio. Ich habe, möcht' ich ſagen, alle übrige Kunſt vergeſſen, indem dieſe edlen Künſtler mein Gemüth erfüllen, doch hat der leztere auch beinahe den erſtern verdrängt. Ich weiß mir in meinen Gedanken nichts Holdſeligers vorzuſtellen, als er uns vor die Augen bringt, die Welt hat keine ſo liebliche, ſo vollreizende Geſtalten, als er zu mahlen verſteht. Es iſt, als hätte der Gott der Liebe ſelber in ſeiner Behauſung gearbeitet und ihm die Hand geführt. Wenigſtens ſollte ſich nach ihm keiner unterfangen, Liebe und Wolluſt darzuſtellen, denn keinem andern Geiſte hat ſich ſo das Glorreiche der Sinnenwelt offenbart.

Es iſt etwas Köſtliches, Unbezahlbares, Göttliches, daß ein Mahler, was er in der Natur nur Reizendes findet, was ſeine Imagination nur veredeln und vollenden kann, uns nicht in Gleichniſſen, in Tönen, in Erinne-

rungen oder Nachahmungen aufbewahrt, ſondern es auf die kräftigſte und fertigſte Weiſe ſelber hinſtellt und giebt. Darum iſt auch in dieſer Hinſicht die Mahlerei die erſte und vollendeteſte Kunſt, das Geheimniß der Farben iſt anbetungswürdig. Der Reiche, der Correggio's Gemählde, ſeine Leda, ſeine badenden ſchönſten Nymphen beſizt, hat ſie wirklich, ſie blühen in ſeinem Pallaſte in ewiger Jugend, der allerhöchſte Reiz iſt bei ihm einheimiſch, wonach andre mit glühender Phantaſie ſuchen, was ſtumpfere mit ihren Sinnen ſich nicht vorſtellen können, lebt und webt bei ihm wirklich, iſt ſeine Göttin, ſeine Geliebte, ſie lächelt ihn an, ſie iſt gern in ſeiner Gegenwart.

Wie iſt es möglich, wenn man dieſe Bilder geſehen hat, daß man noch vom Colorit geringſchäzend ſprechen kann? Wer würde nicht von der Allmacht der Schönheit beſiegt werden, wenn ſie ſich ihm nackt und unverhüllt, ganz in Liebe hingegeben, zu zeigen wagte? — Das Studium dieſer himmliſchen Jugendgeiſter hat die große Zauberei erfunden, dies und noch mehr unſern Augen möglich zu machen.

Was die Geſänge des liebenden Petrarka wie aus der Ferne herüberwehen, Schattenbilder im Waſſer, die mit den Wogen wieder wegfließen, was Arioſt's feuriger Genius nur lüſtern und in der Ferne zeigen kann, wonach wir ſehen und es doch nicht entdecken können, im Walde fernab die ungewiſſeſten Spuren, die dunkeln Gebüſche verhüllen es, ſo ſehr wir darnach irren und ſuchen; alles das ſteht in der allerholdſeligſten Gegenwart dicht vor uns. Es iſt mehr, als wenn Venus uns mit ihrem Knaben ſelber beſuchte, der Genuß an dieſem Bildern iſt die hohe Schule der Liebe, die Einweihung in die höchſten Myſterien, wer dieſe Gemählde nicht verehrt,

verſteht und ſich an ihnen ergözt, der kann auch nicht lieben, der muß nur gleich ſein Leben an irgend eine unnütze, mühſelige Beſchäftigung wegwerfen, denn ihm iſt es verborgen, was er damit anfangen kann.

Eine Zeichnung mag noch ſo edel ſeyn, die Farbe bringt erſt die Lebenswärme, und iſt mehr und inniger, als der körperliche Umfang der Bildſäule.

Auch in ſeinen geiſtlichen Compoſitionen ſpiegelt ſich eine liebende Seele, der Gürtel der Venus iſt auch hier verborgen, und man weiß immer nicht, welche ſeiner Figuren ihn heimlich trägt. Auge und Herz bleiben gern verweilend zurückgezogen; der Menſch fühlt ſich bei ihm in der Heimath der glücklichſten Poeſie, er denkt: ja, das war es, was ich ſuchte, was ich wollte und es immer zu finden verzweifelte. Vulkan's künſtliches Netz zieht ſich unzerreißbar um uns her, und ſchließt uns eng und enger an Venus, die vollendete Schönheit an.

Es herrſcht in ſeinen Bildern nicht halbe Lüſternheit, die ſich verſtohlen und ungern zu erkennen giebt, die der Mahler errathen läßt, der ſich gleich darauf gern wieder zurückzöge, um viel zu verantworten zu haben, ſich aber auch wirklich zu verantworten; es iſt auch nicht gemeine Sinnlichkeit, die ſich gegen den edlern Geiſt empört, um ſich nur bloß zu ſtellen, um in frecher Schande zu triumphiren, ſondern die reinſte und hellſte Menſchheit, die ſich nicht ſchämt, weil ſie ſich nicht zu ſchämen braucht, die in ſich ſelbſt durchaus glückſelig iſt. Es iſt, ſo möcht' ich ſagen, der Frühling, die Blüthe der Menſchheit: alles im vollen, ſchwelgenden Genuß, alle Schönheit emporgehoben in vollſter Herrlichkeit, alle Kräfte ſpielend und ſich übend im neuen Leben, im friſchen Daſein. Herbſt iſt weit ab, Winter iſt vergeſſen, und unter den Blumen,

unter den Düften und grünglänzenden Blättern wie ein Mährchen, von Kindern erfunden.

Es iſt, als wenn ich mit der weichen, ermattenden und doch erfriſchenden Luft Italiens eine andere Seele einzöge, als wenn mein inneres Gemüth auch einen ewigen Frühling hervortriebe, wie er von außen um mich glänzt und ſchwillt und ſich treibend blüht. Der Himmel hier iſt faſt immer heiter, alle Wolken ziehen nach Norden, ſo auch die Sorgen, die Unzufriedenheit. O, liebſter Bruder, Du ſollteſt hier ſeyn, die Harfenſtimmen der Geiſter, die Blumenhände der unſichtbaren Engel würden auch Dich berühren und heilen.

In wenigen Tagen reiſe ich nach Rom. Ein verſtändiger Mann, der die Kunſt über alles liebt, iſt mein Begleiter, er und ſeine junge ſchöne Frau reiſen ebenfalls nach Rom. Er heißt Caſtellani.

Ich habe mancherlei unterdeſſen gearbeitet, womit ich aber nicht ſonderlich zufrieden bin: doch erleichtert mir mein Verdienſt die Reiſe. Laß es mir doch niemals an Nachrichten von Dir mangeln. Lebe wohl, liebe immer wie ſonſt

Deinen Franz Sternbald.

Viertes Kapitel.

Franz blieb länger in Florenz, als er ſich vorgenommen hatte, ſein neuer Freund Caſtellani ward krank, und Sternbald war gutherzig genug, ihm Geſellſchaft zu leiſten, da jener zu Florenz faſt ganz fremde war. Er konnte den Bitten ſeiner jungen Frau, der freundlichen Lenore,

ſich nicht widerſezen, und da er in Florenz für ſeine Kunſt noch genug zu lernen fand, ſo gereute ihn auch dieſer Abſchub nicht.

Es ereignete ſich außerdem noch ein ſonderbarer Vorfall. Es fügte ſich oft, daß er bei ſeinen Beſuchen ſeinen Freund nicht ſprechen konnte, Lenore war dann allein, und noch ehe er es bemerken konnte, war er an ſie gefeſſelt. Er kam bald nur, um ſie zu ſehen. Lenore ſchien gegen Franz ſehr gefällig, ihre ſchalkhaften Augen ſahen ihn immer luſtig an, ihr muthwilliges Geſpräch war immer belebt. An einem Morgen entdeckte ſie ihm unverholen, daß Caſtellani nicht mit ihr verheirathet ſei, ſie reiſe, ſie lebe nur mit ihm, in Turin habe ſie ihn kennen gelernt, und er ſei ihr damals liebenswürdig vorgekommen. Franz war ſehr verlegen, was er antworten ſolle; ihn entzückte der leichte, flatterhafte Sinn dieſes Weibes, obgleich er ihn verdammen mußte, ihre Geſtalt, ihre Freundlichkeit gegen ihn. Sie ſahen ſich öfter und waren bald einverſtanden; Franz machte ſich Vorwürfe, aber er war zu ſchwach, dies Band wieder zu zerreißen.

Es gelang ihm, mit einem Mahler in Florenz in Bekanntſchaft zu gerathen, der niemand anders war, als Franz Ruſtici, der damals in dieſer Stadt und Italien in großem Anſehn ſtand. Dieſer verſchaffte ihm ein Bild zu mahlen, und ſchien an Sternbald Antheil zu nehmen. Sie ſahen ſich öfter, und Franz ward in Ruſtici's Freundſchaft aufgenommen.

Dieſer Mahler war ein luſtiger, offener Mann, der ernſt ſeyn konnte, wenn er wollte, aber immer für leichten Scherz Zeit genug übrig behielt. Franz beſuchte ihn oft, um von ihm zu lernen und ſich an ſeinen ſinnreichen Geſprächen zu ergözen. Ruſtici war ein angeſehener

Mann in Florenz, aus einer guten Familie, der bei Andrea Verocchio und dem berühmten Leonard da Vinci seine Kunst erlernt hatte. Franz bewunderte den großen Ausdruck an seinen Bildern, die wohl überdachte Composition.

Nachdem sich beide oft gesehen hatten, sagte Rustici an einem Tage zu Sternbald: Mein lieber deutscher Freund, besucht mich am künftigen Sonnabend in meinem Garten vor dem Thore, wir wollen dort lustig mit einander seyn, wie es sich für Künstler ziemt. Wir machen oft eine fröhliche Gesellschaft zusammen, zu der der Mahler Andrea gehört, den Ihr kennt, und den man immer del Sarto von seinem Vater her zu nennen pflegt; dieser wird auch dort seyn. Die Reihe, einen Schmaus zu geben, ist nun an mich gekommen, Ihr mögt auch Eure Geliebte mitbringen, denn wir wollen tanzen, lachen und scherzen.

Wenn ich nun keine habe, die ich mitbringen kann, antwortete Franz.

O, mein Freund, sagte der Florentiner, ich würde Euch für keinen guten Künstler halten, wenn es Euch daran fehlen sollte. Die Liebe ist die halbe Mahlerei, sie gehört mit zu den Lehrmeistern in der Kunst. Vergeßt mich nicht, und seid in meiner Gesellschaft recht fröhlich.

Franz verließ ihn. Castellani war nach Genua gereis't, um dort einen Arzt, seinen Freund, zu sehen, seine Geliebte war in Florenz zurückgeblieben. Franz bat um ihre Gesellschaft auf den kommenden Schmaus, die sie ihm auch zusagte, da sie sich wenig um die Reden der Leute kümmerte.

Der Tag des Festes war gekommen. Lenore hatte ihren schönsten Putz angelegt, und war liebenswürdiger,

als gewöhnlich. Franz war zufrieden, daß ſie Aufmerkſamkeit und Flüſtern erregte, als er ſie durch die Straßen der Stadt führte. Sie ſchien ſich auch an ſeiner Seite zu gefallen, denn Franz war jezt in der blühendſten Periode ſeines Lebens, ſein Anſehn war munter, ſein Auge feurig, ſeine Wangen roth, ſein Schritt und Gang edel, beinahe ſtolz. Er hatte die Demuth und Schüchternheit faſt ganz abgelegt, die ihn bis dahin immer noch als einen Fremden kennbar machte. Er gerieth nun nicht mehr ſo, wie ſonſt, in Verlegenheit, wenn ein Mahler ſeine Arbeiten lobte, weil er ſich auch daran mehr gewöhnt hatte.

Sternbald fand ſchon einen Theil der Geſellſchaft verſammelt, die ganz aus jungen Männern und Mädchen oder ſchönen Weibern beſtand. Er grüßte den Meiſter Andrea freundlich, der ihm ſchon kannte, und der ihm mit ſeiner gewöhnlichen leichtſinnigen und doch blöden Art dankte. Man erwartete den Wirth, von dem ſein Schüler Bandinelli erzählte, daß er nur noch ein fertiges Gemählde in der Stadt nach dem Eigenthümer gebracht habe, und eine anſehnliche Summe dafür empfangen werde.

Der Garten war anmuthig mit Blumengängen geſchmückt, mit ſchönen grünen Raſenplätzen dazwiſchen und dunkeln, ſchattigen Gängen. Das Wetter war ſchön, ein erfriſchender Wind ſpielte durch die laue Luft, und erregte ein ſtetes Flüſtern in den bewegten Bäumen. Die großen Blumen dufteten, alle Geſichter waren fröhlich.

Franceſko Ruſtici kam endlich, nachdem man ihn lange erwartet hatte, er näherte ſich der Geſellſchaft freundlich, und hatte das kleine Körbchen in der Hand, in dem er immer ſeine Baarſchaft zu tragen pflegte. Er grüßte alle höflich, und bewillkommte Franz vorzüglich freund-

ſchaftlich. Andrea ging aufgeräumt auf ihn zu, und ſagte: Nun, Freund, Du haſt noch vorher ein anſehnliches Geſchäft abgemacht, lege Deinen Schatz ab, der Dir zur Laſt fällt, vergiß Deine Mahlereien, und ſei nun ganz mit uns fröhlich.

Francesko warf lachend den leeren Korb in's Gebüſch, und rief aus: O, mein Freund, heute fallen mir keine Geldſummen zur Laſt, ich habe nichts mehr.

Du biſt nicht bezahlt worden? rief Andrea aus, ja, ich kenne die vornehmen und reichen Leute, die es gar nicht wiſſen und nicht zu begreifen ſcheinen, in welche Noth ein armer Künſtler gerathen kann, der ihnen nun endlich ſeine fertige Arbeit bringt, und doch mit leeren Händen wieder zurückgehen muß. Ich bin manchmal ſchon ſo böſe geworden, daß ich Pinſel und Pallette nachher in den Winkel warf und die ganze Mahlereikunſt verfluchte. Sei nicht böſe darüber, Francesko, Du mußt Dich ein Paar unnütze Gänge nicht verdrießen laſſen.

Er iſt bezahlt, ſagte ein junger Mann, der mit dem Mahler gekommen war.

Und wo hat er denn ſein Geld gelaſſen? fragte Andrea verwundert.

Ihr kennt ja ſeine Art, fuhr jener fort, wie er keinen Armen vor ſich ſehen kann, ohne ihn zu beſchenken, wenn er Geld bei ſich hat. Kaum ſahen ſie ihn daher heute aus dem Pallaſt kommen und ſeinen bekannten Korb an ſeinem Arm, als ihm auch alle Bettler folgen, die mit ſeiner Gutherzigkeit bekannt ſind. Er gab jedem reichlich, und nahm es nicht übel, daß einige darunter waren, denen er erſt geſtern gegeben hatte; als ich es ihm heimlich ſagte, antwortete er lachend: mein Freund, ſie wollen aber heute wieder eſſen. Ein alter Mann ſtand von der

Seite und ſah dem Austheilen zu, er heftete die Augen aufmerkſam auf den Korb, und ſeufzte für ſich: Ach Gott, wenn ich doch nur das Geld hätte, das in dieſem Korbe iſt! Franceſko hatte es unvermutheter Weiſe gehört. Er geht auf den Alten zu, und frägt, ob es ihn glücklich machen würde? O, mich und meine Familie, ruft jener, aber ſeid nicht böſe, ich dachte nicht, daß Ihr es hören würdet. — Sogleich kehrt mein launiger Franceſko den ganzen Korb um, und ſchüttet ihn dem alten Bettler in ſeine lederne Mütze, geht davon, ohne auch nur den Dank abzuwarten.

Ihr ſeid ein edler Mann! rief Sternbald aus.

O, Ihr irrt, ſagte der Mahler, es iſt gar nichts Beſonderes, ich kann den Armen nicht ſehen, es jammert mich, und ſo gebe ich ihm wenigſtens, da ich nicht mehr thun kann. Bei dieſem Alten fiel mir ein, wie manche unnütze Ausgaben ich in meinem Leben ſchon gemacht hätte, wie wenig ich aufopfre, wenn ich mir eine Tapete oder ein koſtbares Hausgeräth verſage. Ich dachte: wenn Du nun kein Geld bekommen, wenn Du das Gemählde gar nicht gemahlt hätteſt? Ich ſah Kinder und ſeine alte zerlumpte Gattin in Gedanken vor mir, die mit ſo heißer Sehnſucht ſeine Rückkehr erwarteten.

Aber wenn Du ſo handeln willſt, ſagte Andrea, ſo kannſt Du Deinem Geben gar keinen Einhalt thun.

Das iſt es eben, was mich betrübt, fuhr Ruſtici fort, daß ich meine Gutherzigkeit einſchränken muß, daß alles, was wir an Wohlthaten thun können, nichts iſt, weil wir nicht immer, weil wir nicht alles geben können. Es iſt eine ſonderbare Fügung des Schickſals, daß Ueberfluß und Pracht und drückender Mangel dicht neben einander beſtehen müſſen, die Armuth auf Erden kann nie-

mals aufgehoben werden, und wenn alle Menſchen gleich wären, müßten ſie alle betteln, und keiner könnte geben. Das allein tröſtet mich auch oft darüber, wenn mir einfällt, daß ich mich bei meiner Kunſt wohl befinde, indeſſen andre, die weit härtere Arbeiten thun, die weit fleißiger ſind, Mangel leiden müſſen. Hier iſt auf Erden See und Weltmeer, hier ſtrömen große Flüſſe, dort leiden die heißen Ebenen, die wenigen Pflanzen erſterben aus Mangel am nöthigen Waſſer. Einer ſoll gar nicht dem andern nützen, jedes Weſen in der Natur iſt um ſein ſelbſt willen da. — Doch, wir müſſen über das Geſpräch nicht unſers Gaſtmahls vergeſſen.

Er verſammelte hierauf die Geſellſchaft. Ein ſchöner Knabe ging mit einem Korbe voll großer Blumenkränze herum, jeder mußte einen davon nehmen und ihn ſich auf die Stirn drücken. Nun ſezte man ſich um einen runden Tiſch, der auf einem ſchattigen kühlen Platze im Garten gedeckt war, an allen Orten ſtanden ſchöne Blumen, die Speiſen wurden aufgetragen. Die Geſellſchaft nahm ſich ſehr mahleriſch aus, mit den großen, vollen, bunten Kränzen, jeder ſaß bei ſeiner Geliebten, Wein ward herumgegeben, aus den Gebüſchen erſchallten Inſtrumente von unſichtbaren Muſikanten.

Ruſtici ſtand auf, und nahm ein volles Glas: Nun zuerſt, rief er aus, dem Stolze von Toskana, dem größten Manne, den das florentiniſche Vaterland hervorgebracht hat, dem großen Michael Agnolo Buonarotti! — Alle ſtießen an, alle ließen ihr „Er lebe!“ ertönen.

Schade, ſagte Andrea, daß unſer wahnſinniger Camillo uns verlaſſen hat, und jezt in Rom herumwandert, er würde uns eine Rede halten, die ſich gut zu dieſer Gelegenheit ſchickt.

Muntere Trompeten ertönten zu den Geſundheiten, und Flöten mit Waldhörnern gemiſcht klangen, wenn ſie ſchwiegen, vom entfernten Ende des Gartens. Die Schönen wurden erheitert, ſie legten nun auch den Schleier ab, ſie löſ'ten die Locken aus ihren Feſſeln, der Buſen war bloß. Franz ſagte: Nur ein Künſtler kann die Welt und ihre Freuden auf die wahre und edelſte Art genießen, er hat das große Geheimniß erfunden, alles in Gold zu verwandeln. In Italien iſt es, wo die Wolluſt die Vögel zum Singen antreibt, wo jeder kühle Baumſchatten Liebe duftet, wo es dem Bache in den Mund gelegt iſt, von Wonne zu rieſeln und zu ſcherzen. In der Fremde, im Norden iſt die Freude ſelbſt eine Klage, man wagt dort nicht, den vorüberſchwebenden Engel bei ſeinem großen goldenen Flügel herunterzuziehen.

Ein Mädchen gegenüber nahm den Blumenſtrauß von der weißen Bruſt, und warf ihn Franzen nach den Augen, indem ſie ausrief: Ihr ſolltet ein Dichter ſeyn, Freund, und kein Mahler, dann ſolltet Ihr lieben, und Euch täglich in einem neuen Sonnette hören laſſen.

Nehmt mich zu Eurem Geliebten an, rief Sternbald aus, ſo mögt Ihr mich vielleicht begeiſtern. Dieſe Blumen will ich als ein Andenken an Eure Schönheit aufbewahren.

Sie welken, ſagte jene, der liebliche Brunnquell, aus dem ihr Duft emporſteigt, verſiegt, ſie fallen zuſammen, ſie laſſen die Häupter ſinken, und freilich vergeht alles ſo, was ſchön genannt wird.

Franz war von der wundervollen Verſammlung, von den Blumen, den ſchönen Mädchen, Muſik und Wein begeiſtert, er ſtand auf und ſang:

Warum Klagen, daß die Blume ſinkt
Und in Aſche bald zerfällt:
Daß mir heut ein lüſtern Auge winkt
Und das Alter dieſen Glanz entſtellt.

Ihm mit allen Kräften nachzuringen,
Feſt zu halten unſrer Schönen Hand, —
Ja, die Liebe leiht die mächt'gen Schwingen
Von Vergänglichkeit, ſie knüpft das Band.

Sagt, was wäre Glück, was Liebe?
Keiner betete zu ihr
Wenn ſie ewig bei uns bliebe,
Schönheit angefeſſelt hier.

Aber wenn auch keine Trennung droht,
Eiferſucht und Ungetreue ſchweigen,
Alle ſich der Liebe neigen,
Fürchten gleich Geliebte keinen Tod —

Ach! Vergänglichkeit knüpft ſchon die Ketten,
Denen kein Entrinnen möglich bleibt,
Lieb' und Treue können hier nicht retten,
Wenn die harte Zeit Geſetze ſchreibt.

Darum geizen wir nach Küſſen,
Beugen Schönen unſer Knie,
Winke, Lippen, Lächeln grüßen
Allzuoft zur Freude nie.

Als er geendigt hatte, ſchämte er ſich ſeines Rauſches, und Ruſtici rief aus: Seht, meine Landsleute, da einen Deutſchen, der uns Italiener beſchämt! Er wird uns alle unſre Schönen abtrünnig machen.

Andrea ſagte: Ein Glück, daß ich noch Bräutigam bin, für meine Frau würd' ich ſehr beſorgt ſeyn. Aber ſeht ihn nur an, jezt ſizt er ſo ernſthaft da, als wenn er auf eine Leichenrede dächte. Mir fällt dabei mein Lehrer Piero di Coſimo ein, der immer von ſo vielen recht trübſeligen Gedanken beunruhigt wurde, der ſich vor dem Tode über alle Maaßen fürchtete, der ſich unter ſonderbaren Phantomen abängſtigte, und ſich doch wieder an recht reizenden, ja ich möchte beinahe ſagen, leichtfertigen Phantaſieen ergözte.

Ruſtici ſagte: Er war gewiß eins der ſeltſamſten Gemüther, die noch auf Erden gelebt haben, ſeine Bilder ſind zart und vom Geiſte der Wolluſt und Lieblichkeit beſeelt, und er ſaß, gleich einem Gefangenen, in ſich ſelber eingeſchloſſen, ſeine Hand nur ragte aus dem Kerker hervor, und hatte keinen Theil an ſeinem übrigen Menſchen. Seine Kunſt luſtwandelte auf grüner Wieſe, indem ſeine Phantaſie den Tod herbeirief, und tolle, ſchwermüthige Maskeraden erfand.

Das Geſpräch der Mahler ward hier unterbrochen, denn die Mädchen und jungen Leute ſprachen von allerhand luſtigen Neuigkeiten aus der Stadt, wodurch die Sprechenden überſtimmt wurden. Das lebhafte Mädchen, das Laura hieß, erzählte von einigen Nachbarinnen aus der Stadt überaus fröhliche Geſchichten, die keiner als Franz anſtößig fand. Er ſaß ihren ſchwarzen Augen gegenüber, die ihn unabläſſig verfolgten, bei jeder lebhaften Bewegung, wenn ſie ſich vorüberbog, machte ſie den ſchönſten Buſen ſichtbarer, ihre Arme wurden ganz frei, und zeigten die weißeſte Rundung. — Lenore ward etwas eiferſüchtig, und entblößte ihre Arme, um ſie mit denen ihrer Geguerin zu vergleichen, die übrigen Mädchen lachten.

Andrea und Francesko hatten ſich abſeits unter einen Baum geſezt, und führten ein ernſthaftes Geſpräch; beide waren von Wein begeiſtert. Du verſtehſt mich nicht, ſagte Ruſtici mit vielem Eifer, der Sinn dafür iſt Dir verſchloſſen, ich gebe aber darum doch meine Bemühungen nicht auf. Glaube nur, mein Beſter, daß zu allen groſſen Dingen eine Offenbarung gehört, wenn ſie ſich unſern Sinnen mittheilen ſollen, ein Gaſt muß plözlich herabſteigen, der unſern Geiſt mit ſeinem fremden Einfluß durchdringt. So iſt es auch mit der erhabenen Kunſt der Alchymie beſchaffen.

Es iſt und bleibt immer unbegreiflich, ſagte der langſamere Andrea, daß Du durch Zeichen und wunderbare, unverſtändliche Verbindungen ſo viel ausrichten willſt.

Laß mich nur erſt zum Ende kommen, eiferte Francesko, ſo ſind dieſe Verbindungen nicht mehr wunderbar, ſo erſcheint alles einfach und klar vor unſern Augen. Die anſcheinende Verwirrung muß uns nur nicht abſchrecken, es iſt die Ordnung ſelbſt, die in dieſen Buchſtaben, in dieſen unverſtändlichen Hieroglyphen uns gleichſam ſtammelnd oder wie aus der Ferne anredet. Treten wir nur dreiſt näher hinzu, ſo wird jede Sylbe deutlicher, und wir verwundern uns denn nur darüber, daß wir uns vorher verwundern konnten. Ein guter Geiſt hat dem Sternbald eingegeben, zu ſagen, daß ſich alles unter der Hand des Künſtlers in Gold verwandle. Wie ſchwierig iſt der Anfang zu jeglicher Kunſt! Und wird nicht alles in dieſer Welt verwandelt und aus unkenntlichen Maſſen zu fremdartigen Maſſen erzogen? Warum ſoll es mit den Metallen anders ſeyn? Schweben nicht über die ganze Natur wohlthätige Geiſter, die nur Seltſamkeiten aushauchen, nur in einer Atmoſphäre von Unbe-

greiflichkeiten leben, und ſo wie der Menſch alles ſich gleich oder ähnlich macht, ſie eben ſo alle Elemente umher, wenn ſie noch ſo feindſelig ſind, noch ſo träge in der Alltäglichkeit ſich herumbewegen, anrühren und in Wunder umſchaffen. An dieſe Geiſter müſſen wir glauben, um auf ſie zu wirken; Du mußt der Begeiſterung beim Mahlen vertrauen, und Du weißt nicht, was ſie iſt, woher ſie kömmt, die Geiſteratmoſphäre umweht Dich und es geſchieht: — mit unſerm innerlichen Seelenothem müſſen wir jene Geiſterwelt herbeiſaugen, unſer Herz muß ſie magnetiſch an ſich reißen, und ſiehe, ſie muß ihrer Natur nach, durch ihre bloße Gegenwart das unbegreifliche Wunder wirken.

Andrea wollte etwas antworten, als die Trompeten laut ertönten, und ihr ſonderbares Geſpräch unterbrachen. Ihr ſeid, ſagte die ſchalkhafte Laura, ſehr ernſthaft geworden.

Verzeiht, antwortete der freundliche Ruſtici, ich kann meine Natur nicht immer ganz beherrſchen, und alle ſüßen Töne der Inſtrumente und der Sängerin ziehen ſie zur Melancholie. Ich habe mich oft gefragt: woher? warum? aber ich kann mir ſelber keine Rechenſchaft geben.

Ihr werdet vielleicht dadurch an trübſelige Gegenſtände erinnert, ſagte Laura.

Nein, das iſt es nicht, fuhr der Mahler fort, ſondern mir iſt im Gegentheil innerlich dann ſehr wohl, meine Freude, die wie ein gefangener Adler in Ketten geſeſſen hat, ſchlägt nun mit einemmale die muntern, tapfern Schwingen aus einander. Ich fühle, wie die Kette zerreißt, die mich noch an der Erde hielt, über die Wolken hinaus, über die Bergſpitzen hinüber, der Sonne entgegen mein Flug gewendet. Aber nun verlieren ſich unter

mir die Farben, und die Abwechſelungen und Abſonderungen der bunten Welt. Ich bin frei, aber die Freiheit genügt mir nicht, ich kehre zurück und reiße mich von neuem empor. Es iſt, als wenn Stimmen mich erinnerten, daß ich ſchon einſt viel glücklicher geweſen ſei, und daß ich auf dieſes Glück von neuem hoffen müſſe. Die Muſik iſt es nicht ſelbſt, die ſo zu mir ſpricht, aber ich höre ſie wie abgebrochene Laute aus einer ehemaligen verlornen Welt, die ganz und durchaus nur Muſik war, die nicht Theile, Abgeſonderheit hatte, ſondern wie ein einziger Wohllaut, lauter Biegſamkeit und Glück dahinſchwebte, und meinen Geiſt auf ihren weichen Schwanenfedern trug, ſtatt daß er auch jezt noch auf den ſüßeſten Tönen wie auf Steinen liegt, und ſein Unglück fühlt und beklagt.

So iſt Euch nicht zu helfen, phantaſtiſcher lieber Mahler und Freund, ſagte Laura lachend, indem ſie ihm die weiße Hand reichte, die er ehrerbietig küßte. Dann drehte ſie ſich von ihm, und ſprach im Getümmel der übrigen Mädchen umher, ſie hatten beſchloſſen, daß ſie nun, da es kühl geworden war, einen muntern Tanz aufführen wollten, wie ihn die fröhlichen Landleute in Italien zu tanzen pflegen.

Der Tanz ging vor ſich, aber Sternbald und Lenore blieben zurück, weil er es nicht wagen mochte, dieſe leichten, ſchnellen und ihm ungewöhnlichen Bewegungen mitzumachen, um die übrigen nicht durch ſeine Ungeſchicklichkeit zu verwirren. Laura tanzte von allen am zierlichſten, ohne alle Bemühung gelangen ihr die ſchwierigſten Stellungen und die ſchnellſten Veränderungen. Franz ergözte ſich an den leichten, flatternden Gewändern, an den ſchön verſchlungenen Figuren. Die zierlichſten Füße ſchwebten, trippelten und ſprangen auf und ab, im

Schwunge des Rocks ward das leichte, wohlgeformte Bein sichtbar, weiße Arme und Busen, üppige Hüften, die das Gewand deckte und verrieth, zogen das Auge nach sich, und verwirrten es in dem fröhlichen Tumult. Laura und einige andre junge Mädchen waren ausgelassen, wenn sie im Sprunge in den Arm ihres Tänzers flogen, hob dieser sie im Schwunge hoch, und in der Luft schwebend sangen sie Stellen aus Liebesliedern in die Musik hinein.

Der wilde, bacchantische Taumel war beschlossen, ein andrer Tanz, der Zärtlichkeit ausdrückte, wurde angeordnet, auch Lenore und Sternbald schlossen sich dem Reihen an. — Eine sanfte Musik erklang, die Paare umschlangen sich und schwebten hinauf und hinab, die Hände und Arme begegneten sich wieder, und Busen an Busen geschmiegt, begann eine neue Wendung. Da sah man die verführerischsten Stellungen knüpfen, alle Gelenke wurden biegsamer, Franz war wie in Trunkenheit verloren. Die Luft duftete ihnen Wonne und Freude entgegen, wie auf den Wellen der Musik schwebte er an Laura's oder Lenorens Arm einher, in jedem tanzenden Gesicht kam ihm ein schalkhafter Engel entgegen, der ihm Entzücken predigte. Er drückte Laura's Hand, die seine Zärtlichkeit erwiederte.

Man ruhte im Schatten der Bäume aus. Knaben gaben kühlende, wohlschmeckende Früchte herum, die Schönen lagerten sich im Grase. Andrea war vom Tanz erhitzt und sagte: Seht, mein Freund Sternbald, so müßt Ihr Deutsche erst nach Italien kommen, um zu lernen, was schön sei, hier erst offenbart sich Euch Natur und Kunst. In Eurem trüben Norden ist es der Imagination unmöglich, ihre Flügel auszudehnen und das Edle zu empfinden.

Mein Lehrmeiſter, Albrecht Dürer, ſagte Franz, den Ihr doch für einen großen Mann erkennen müßt, iſt nicht hier geweſen.

Andrea ſagte: Wie ſehr wünſchen aber auch alle Kunſtfreunde, daß er ſich möchte hierher bemüht haben, um erſt einzuſehn, wie viel er iſt, und dann zu lernen, was er mit ſeinem großen Talente ausrichten könne. So aber, wie er iſt, iſt er merkwürdig genug, doch ohne Bedeutung für die Kunſt, der Italiener mit weit geringerem Talente wird doch immer den Sieg über ihn davon tragen.

Ihr ſeid unbillig, fuhr Sternbald auf, ja undankbar, denn ohne ihn, ohne ſeine Erfindungen würden ſich manche Eurer Gemählde ohne Figuren behelfen müſſen.

Ihr müßt nicht heftig werden, ſagte der lindernde Francesko, wahr iſt es, Dürer iſt Andrea's hülfreicher Freund, und vielleicht verläſtert er ihn eben darum, weil er ſich der Dienſte zu gut bewußt iſt, die jener ihm geleiſtet hat. Aber wir wollen lieber ein Geſpräch abbrechen, das Euch nur erhitzt.

Die Muſik lärmte dazwiſchen, Andrea, der wenig ſtreitſüchtig war, gab ſeine Meinung auf, die Tänze fingen von neuem an. Es wurde Abend: manche von der Geſellſchaft gingen nach Hauſe, einigen wurden von ihren Dienern Pferde gebracht. Ruſtici ließ eins der ſchönſten Pferde in den Garten kommen, und ſezte ſich hinauf, indem er durch die Baumgänge ritt, die muthwillige Laura ließ ſich zu ihm hinaufheben, und in einem leichten Gallopp ritt ſie hin und her, indem ſie vor dem Mahler ſaß, der ſie mit ſeinen Armen feſthielt. Franz bewunderte das ſchöne Gemählde, er glaubte den Raub der Dejanire vor ſich zu ſehn, der Kranz in ihren Haaren ſchwankte

und drohte herabzufallen, leicht saß sie oben, und doch von einer kleinen Aengstlichkeit beunruhigt, die sie noch schöner machte: das Pferd hob sich majestätisch, auf seine Beute stolz. Zwei Trompeten bliesen einen muthigen Marsch, die prächtigen Töne begleiteten die Bewegungen des Rosses und der gewandte und starke Rustici saß wie ein Gott oben.

Die zurückgebliebenen Freunde führte Francesko nun nach einem andern Theile seines Gartens. Hier war ein runder Zirkel von Bäumen, und Festons und Guirlanden von allerhand Blumen hingen in den Zweigen und schaukelten im Abendwinde, farbige Lampen brannten dazwischen, dämmernde Lauben waren in den Baumnischen angelegt. Wein und Früchte wurden genossen: die zärtlichen Paare saßen neben einander, Musik ermunterte sie, ihr Liebesgespräch zu führen.

Fünftes Kapitel.

Castellani war zurückgekommen, Franz hatte in seiner und Lenorens Gesellschaft Florenz verlassen. Jezt waren sie vor Rom, die Sonne ging unter, alle stiegen aus dem Wagen, um den erhabenen Anblick zu genießen. Eine mächtige Gluth hing über der Stadt, das Riesengebäude, die Peterskirche, ragte über allen Häusern hervor, alle Gebäude sahen dagegen nur wie Hütten aus. — Sternbald's Herz klopfte, er hatte nun das, was er von Jugend auf immer mit so vieler Inbrunst gewünscht hatte, er stand nun an der Stelle, die ihm so oft ahndungsvoll vorge-

ſchwebt war, die er ſchon in ſeinen Träumen geſehn hatte.

Sie fuhren durch's Thor, ſie ſtiegen in ihrem Quartiere ab. Sternbald fühlte ſich immer begeiſtert, die Straßen, die Häuſer, alles redete ihn an.

Caſtellani war ein großer Freund der Kunſt, er ſtudirte ſie unabläſſig, und ſchrieb darüber, ſprach auch viel mit ſeinen Freunden. Sternbald war ſein Liebling, dem er gern alle ſeine Gedanken mittheilte, dem er nichts verbarg. Er hatte in Rom viele Bekannte, meiſtens junge Leute, die ſich an ihn ſchloſſen, ihn oft beſuchten und gewiſſermaßen eine Schule oder Akademie um ihn bildeten. Auch ein gewiſſer Camillo, deſſen Andrea del Sarto ſchon erwähnt hatte, beſuchte ihn. Dieſer Camillo war ein Greis, lang und ſtark, der Ausdruck ſeiner Mienen hatte etwas Seltſames, ſeine großen feurigen Augen konnten erſchrecken, wenn er ſie plözlich herumrollte. Seine Art zu ſprechen war eben ſo auffallend, er galt bei allen ſeinen Bekannten für wahnſinnig, ſie behandelten ihn als einen Unverſtändigen, den man ſchonen müſſe, weil er der Schwächere ſei. Er ſprach wenig, und hörte nur zu, Caſtellani war freundlich gegen ihn, nahm aber ſonſt mit ihm wenige Rückſicht.

Sternbald beſuchte die Kirchen, die Gemählde-ſammlungen, die Mahler. Er konnte nicht zur Ruhe kommen, er ſah und erfuhr ſo viel, daß er nicht Zeit hatte, ſeine Vorſtellungen zu ordnen. Dabei gab er ſich Mühe, mit jedem Tage in ſeinen Begriffen weiter zu kommen, und in das eigentliche Weſen und die Natur der Kunſt einzudringen. Er fühlte ſich zu Caſtellani freundſchaftlich hingezogen, weil er durch dieſen am meiſten in ſeiner Ausbildung, in der Erkenntniß gewann; er beſuchte die Ge-

ſellſchaften fleißig, und beſtrebte ſich, kein Wort, nichts, was er dort lernte, wieder zu verlieren.

Caſtellani's Begriffe von der Kunſt waren ſo erhaben, daß er keinen der lebenden oder geſtorbenen Künſtler für ein Muſterbild, für vollendet wollte gelten laſſen. Er belächelte oft Sternbald's Heftigkeit, der ihm Rafael, Buonarotti, oder gar Albrecht Dürer nannte, der ſich ungern in Vergleichungen einließ, und meinte, jeder ſei für ſich der Höchſte und Trefflichſte. Ihr ſeid noch jung, ſagte dann ſein älterer Freund, wenn Ihr weiter kommt, werdet Ihr ſtatt der Künſtler die Kunſt verehren, und einſehn, wie viel noch einem jeden gebricht.

Sternbald gewöhnte ſich mit einiger Ueberwindung an ſeine Art zu denken, er zwang ſich, nicht heftig zu ſeyn, nicht ſeine Gefühle ſprechen zu laſſen, wenn ſein Verſtand und Urtheil in Anſpruch genommen wurden. Er ſah jezt mehr als jemals ein, wie weit er in der Kunſt zurück ſei, ja wie wenig die Künſtler ſelbſt von ihrer Beſchäftigung Rechenſchaft geben könnten.

Es ward ſo eingerichtet, daß ſich die Geſellſchaft zweimal in der Woche verſammelte, und jedesmal wurde über die Kunſt disputirt, wobei ſich Caſtellani beſonders mit ſeinen Reden hervorthat. Sie waren an einem Nachmittage wieder verſammelt, auch Camillo war zugegen, der abſeits in einer Ecke ſtand und kaum hinzuhören ſchien.

Wenn man, ſprach Caſtellani, erſt mehr die Frage unterſuchen wird: Was ſoll Kunſt ſeyn? was kann ſie ſeyn? ſo werden wir auf dieſem Wege weiter kommen. Ich bin gar nicht in Abrede, und es wäre thöricht von mir, dergleichen zu läugnen, daß Michael Angelo ein ausgezeichneter Geiſt iſt, nur iſt es wohl Uebereilung des

Zeitalters, ihn und Rafael über alle übrigen Sterblichen hinüberzuheben, und zu ſagen: ſeht, ſie haben die Kunſt erfüllt!

Jegliche Kunſt hat ihr eigenthümliches Gebiet, ihre Gränzen, über die ſie nicht hinausſchreiten darf, ohne ſich zu verſündigen. So die Poeſie, Muſik, Sculptur und Mahlerei. Keiner muß in das Gebiet des andern ſtreifen, jeder Künſtler muß ſeine Heimath kennen. Dann muß jeglicher die Frage genau unterſuchen: was er mit ſeinen Mitteln für vernünftige Menſchen zu leiſten im Stande iſt. Er wird ſeine Hiſtorie wählen, er wird den Gegenſtand überdenken, um ſich keine Unwahrſcheinlichkeiten zu Schulden kommen zu laſſen, um nicht durch Einwürfe des kalten, richtenden Verſtandes ſeinen Zauber der Compoſition wieder zu zerſtören. Den Gegenſtand gut zu wählen iſt aber nicht genug, auch den Augenblick ſeiner Handlung muß er fleißig überdenken, damit er den größten, intereſſanteſten heraushebe, und nicht am Ende mahle, was ſich nicht darſtellen läßt. Dazu muß er die Menſchen kennen, er muß ſein Gemüth und fremde Geſinnungen beobachtet haben, um den Eindruck hervorzubringen, dann wird er mit gereinigtem Geſchmacke das Bizarre vermeiden, er wird nur täuſchen und hinreißen, rühren aber nicht erſtaunen wollen. Nach meinem wohlüberdachten Urtheil hat noch keiner unſrer Mahler alle dieſe Forderungen erfüllt, und wie könnte es irgend einer, da ſich noch keiner der erſt genannten Studien befliſſen hat? Dieſe müſſen erſt in einem hohen Grade ausgebildet ſeyn, ehe die Künſtler nur dieſe Forderungen anerkennen werden.

Um namentlich von Buonarotti zu ſprechen, ſo glaube ich, daß er durch ſein Beiſpiel die Kunſt um viele wichtige Schritte wieder zurückgebracht hat, ſtatt ihr weiter zu hel-

ſen, denn er hat gegen alle Erforderniſſe eines guten Kunſtwerks geſündigt. Was will die richtige Zeichnung ſeiner einzelnen Figuren, ſeine Gelehrſamkeit im Bau des menſchlichen Körpers, wenn ſeine Gemählde ſelbſt ſo gar nichts ſind? Was ſoll ich aber genießen und fühlen, wenn die Ausführung auch gar keinen Tadel verdiente?

Nichts! rief Camillo aus, indem er mit dem höchſten Unwillen hervortrat. Glaubt Ihr, daß der große, der übergroße Buonarotti daran gedacht hat, Euch zu entzükken, als er ſeine mächtigen Werke entwarf? O, Ihr Kurzſichtigen, die Ihr das Meer in Bechern erſchöpfen wollt, die Ihr dem Strome der Herrlichkeit ſeine Ufer macht, welcher unſelige Geiſt iſt über Euch gekommen, daß Ihr alſo verwegen ſeyn dürft? Ihr glaubt die Kunſt zu ergründen, und ergründet nur Eure Engherzigkeit, nach dieſer ſoll ſich der Geiſt Gottes richten, der jene erhabene Ebenbilder des Schöpfers beſeelt. Ihr läſtert die Kunſt, wenn Ihr ſie erhebt, ſie iſt nur ein Spiel Eurer nichtigen Eitelkeit. Wie der Allmächtige den Sünder duldet, ſo erlaubt auch Angelo's Größe, ſeine unſterblichen Werke, ſeine Rieſengeſtalten dulden es, daß Ihr ſo von ihnen ſprechen dürft, und beides iſt wunderbar.

Er verließ im Zorne den Saal, und alle erhuben ein lautes Lachen. Was er nicht verſteht, ſagte Sternbald's Nachbar, hält er für Unſinn. Sternbald aber war von den Worten und den Gebehrden des Greiſes tief ergriffen, dieſer enthuſiaſtiſche Unwille hatte ihn mit angefaßt, er verließ ſchnell die Geſellſchaft, ohne ſich zu entſchuldigen, ohne Abſchied zu nehmen.

Er ging dem Alten durch die Straßen nach, und traf ihn in der Nähe des Vatikans. Verzeiht, ſagte Sternbald, daß ich Euch anrede, ich gehöre nicht zu jenen, meine

Meinung ist nicht die ihrige, immer hat sich mein Herz dagegen empört, so mit dem Ehrwürdigsten der Welt umzugehn.

Ich war ein Thor, sagte der Greis, daß ich mich wieder, wie mir oft geschieht, von meiner Hitze übereilen ließ. Wozu Worte? Wer versteht die Rede des andern?

Er nahm Franz bei der Hand, sie gingen durch das große Vatikan, der Alte eilte nach der Capelle des Sixtus. Schon fiel der Abend und seine Dämmerung herein, die großen Säle waren nur ungewiß erleuchtet. Er stellte ihn vor die Propheten und Sybillen, und ging schweigend wieder fort.

In der ruhigen Einsamkeit schaute Sternbald das erhabene Gedicht mit demüthigen Augen an. Die großen Gestalten schienen sich von oben herab zu bewegen. Er stand da, und bat den Figuren, dem Geiste Michael Angelo's seine Verirrung ab.

Die großen Apostel an der Decke sahen ihn ernst mit ihren ewigen Zügen und Mienen an, die Schöpfungsgeschichte lag wunderbar da, der Allmächtige auf dem Sturmwinde herfahrend. Er fühlte sich innerlich neu verändert, neu geschaffen, noch nie war die Kunst so mit Heeresmacht auf ihn zugekommen.

Hier hast Du Dich verklärt, Buonarotti, großer Eingeweihter, sagte Franz, hier schweben Deine furchtbaren Räthsel, Du kümmerst Dich nicht darum, wer sie versteht.

Sechstes Kapitel.

Franz fand den bisherigen Leichtsinn seiner Lebensweise nüchtern und ungenügend, er bereute manche Stunde, er nahm sich vor, sich inniger der Kunst zu widmen. Er brach den Umgang mit der schönen Lenore ab, er fühlte es innig, daß er sie nicht liebe. Sein Freund Castellani verspottete ihn, und bedauerte seine Anlagen, die nun nothwendig verderben müßten, aber Franz empfand die Leerheit dieses Menschen, und achtete jezt nicht darauf.

Eine neue Liebe zur Kunst erwachte in ihm, sein Jugendleben in Nürnberg, sein Freund Sebastian traten mit frischer Lieblichkeit vor seine Seele. Er machte sich Vorwürfe, daß er bisher so oft Dürer und Sebastian aus seinem Gedächtnisse verloren. Er nahm seine geliebte Schreibtafel hervor, und küßte sie, die verwelkten Blumen rührten ihn zu Thränen: ach, Du bist nun auch verwelkt und dahin! seufzte er. Auch das Bildniß, das er vom Berge mitgenommen hatte, stellte er vor sich. — Ihm fiel der Brief der Gräfin in die Hände, den er bis dahin ganz vergessen hatte.

Er beschloß, die Familie noch an diesem Tage aufzusuchen, er fühlte ein Bedürfniß nach neuen Freunden. Franz nahm den Brief und erkundigte sich nach der Wohnung, sie ward ihm bezeichnet. Die Leute, die er suchte, lebten vor der Stadt in einem Garten. Ein Diener empfing ihn, und leitete ihn durch angenehme Baumgänge, der Garten war nicht groß, aber voller Obst und Gemüse. In einem kleinen niedlichen Gartenhause, sagte der Diener, würde er die Tochter finden, die Mutter sei ausgegangen, der Vater schon seit sechszehn Jahren todt.

Franz bemerkte durch das Fenſter einen weißen runden Arm, eine ſchöne Hand, die auf einer Zitter ſpielte. Indem begegnete ihm ein alter Mann, der faſt achtzig Jahre alt zu ſeyn ſchien, er verließ das Gartenhaus, und ging durch den Garten nach dem Wohnhauſe zurück. Franz trat in das Zimmer. Das Mädchen legte die Zitter weg, als ſie ihn bemerkte, ſie ging ihm entgegen.

Beide ſtanden ſich gegenüber und erſtaunten, beide erkannten ſich im Augenblicke. Franz zitterte, er konnte die Sprache nicht wiederfinden, die Stunde, die er ſo oft als die ſeligſte ſeines Lebens herbeigewünſcht hatte, überraſchte ihn zu unerwartet. Es war das Weſen, dem er nachgeeilt war, die er in ſeinem Geburtsdorfe geſprochen, die er mit aller Seele liebte, die er verloren glaubte. Sie ſchien faſt eben ſo bewegt, er gab ihr den Brief der Gräfin, ſie durchflog ihn ſchnell, ſie ſprach nur von dem Orte, wo ſie ihn vor anderthalb Jahren geſehn und geſprochen. Er nahm die theure Brieftaſche, er reichte ſie ihr hin, und indem hörte man durch den Garten ein Waldhorn ſpielen. Nun konnte ſich Franz nicht länger aufrecht halten, er ſank vor der ſchönen bewegten Geſtalt in die Knie, weinend küßte er ihre Hände. Die wunderbare Stimmung hatte auch ſie ergriffen, ſie hielt die vertrockneten Blumen ſchweigend und ſtaunend in Händen, ſie beugte ſich zu ihm hinab. — O, daß ich Euch wiederſehe! ſagte ſie ſtammelnd; allenthalben iſt mir Euer Bild gefolgt. — Und dieſe Blumen, rief Sternbald aus, erinnert Ihr Euch des Knaben, der ſie Euch gab? Ich war es; ich weiß mich nicht zu faſſen. — Er ſank mit dem Kopfe in ihren Schooß, ihr holdes Geſicht war auf ihn herabgebeugt, das Waldhorn phantaſirte mit herzdurchdringenden Tönen, er drückte ſie an ſich und küßte ſie,

ſie ſchloß ſich feſter an ihn, beide verloren ſich im ſtaunenden Entzücken.

Franz wußte immer noch nicht, ob er träume, ob alles nicht Einbildung ſei. Das Waldhorn verſtummte, er ſammelte ſich wieder. Ohne daß ſie es gewollt hatten, faſt ohne daß ſie es wußten, hatten beide ſich ihre Liebe geſtanden. — Was denkt Ihr von mir? ſagte Marie mit einem holdſeligen Erröthen. Ich begreife es ewig nicht, aber Ihr ſeid mir wie ein längſtgekannter Freund, Ihr ſeid mir nicht fremde.

Iſt unſre eigne Seele, iſt unſer Herz uns fremd? rief Sternbald aus. Nein, von dieſem Augenblicke an erſt beginnt mein Leben, o, es iſt ſo wunderbar und doch ſo wahr. Warum wollen wir's begreifen? — Seid Ihr glücklich? — Biſt Du meine ſüße Geliebte? Bin ich der, den Du ſuchteſt? Findeſt Du mich gern wieder?

Sie gab ihm beſchämt die Hand und drückte ſie. Der alte Mann kam zurück, und meldete, daß er ausgehn müſſe, Franz betrachtete ihn mit Erſtaunen, er errieth, daß es derſelbe ſeyn müſſe, den muſicirt habe, den er ſchon in der Kindheit auf dem grünen Raſenplatze geſehn. Die Bäume rauſchten draußen ſo wunderbar, er hörte aus der Ferne das Geräuſch auf der Landſtraße, jedes andre Leben erſchien ihm traurig, nur ſein Daſein war das freudigſte und glorreichſte.

Er ging, weil er die Rückkehr der Mutter nicht erwarten wollte, er verſprach, ſeine Geliebte am folgenden Tage zu beſuchen.

Durch's Feld ſchweifte er umher, er ſah noch immer ſie, den Garten, ihr Zimmer vor ſich. Er war in der Stadt, und konnte ſich nicht beſinnen, welchen Weg er gekommen war. In ſeiner Stube nahm er ſeine Zitter und

küßte ſie, er griff in die Töne hinein, und Liebe und Entzücken antwortete ihm in der Sprache der Muſik. In der ganzen Natur vernahm er Gruß und Glückwunſch. Er wollte ſeinem Sebaſtian ſchreiben, aber er konnte nicht zur Ruhe kommen. Er fing an, aber ſeine Gedanken verließen ihn, er ſchrieb folgendes nieder:

Sanft umfangen
Vom Verlangen,
Abendwolken ziehn,
O, gegrüßt ſei holdes Glücke,
Endlich, endlich meinem Blicke,
Längſt gepflanzte Blumen blühn.

Abendröthe winkt herunter:
Hoffe auf den Morgen munter;
Winde eilen, verkünden's der Ferne,
Blicken auf mich nieder die freundlichen Sterne.

Keiner, der nicht grüßend niederſchaute:
Iſt es, ſingen ſie, Dir gelungen?
Welche Töne rühren ſich in der Laute,
Von unſichtbarer Geiſterhand durchklungen?

Von ſelbſt erregt ſie ſich zum Spiele,
Will ihre Worte gern verkünden,
Kennſt Du, Vertraute, die Gefühle,
Die quälend, beglückend mein Herz entzünden?
O töne, ich kann das Lied nicht finden,
Das Leid, das Glück, das mich bewegt,
Und Klang und Luſt in mir erregt.

Will ich von Glück, von Freude ſingen,
Von alten, wonnevollen Stunden?
Es iſt nicht da und fern verſchwunden,
Mein Geiſt von Entzücken feſtgebunden,
Beengt, beſchränkt die goldnen Schwingen.

Geht die Liebe wohl auf Deinem Klange
Iſt ſie's, die Deine Töne rührt?
Und dieſes Herz mit ſtrebendem Drange
Auf Deinen Melodien entführt?

Mit Zitterklang kam ſie mir entgegen,
Mein Geiſt in Netzen von Tönen gefangen,
Ich fühlte ſchon dies Beben, dies Bangen,
Entzücken überſtrömte, ein goldner Regen.

Sie ſaß im Zimmer, wartete mein,
Die Liebe führte mich hinein,
Erklang das alte Waldhorn drein.
Dein voller Klang
Mein Herz ſchon oft durchdrang,
Meiner Liebe vertraut,
Von Deinem Ton mein Herz durchſchaut.
Nun verſtummen nie die Töne,
Lautenklang mein ganzes Leben,
Herz verklärt in ſchönſter Schöne,
Wundervollem Glanz und Weben
Hingegeben.

Nachrede.

So weit hatte ich vor sechs und vierzig Jahren dies Jugendwerk geführt. Es sollte nun nach einigen Monden die Bestürmung und Eroberung von Rom erfolgen. Der Bildhauer Bolz, der auch nach Rom gekommen, sollte beim Sturm die Geliebte des Sternbald entführen, dieser aber trifft sie im Gebirge, und entreißt sie dem Bildhauer nach einem hartnäckigen Kampfe. Sie retten sich in die Einsamkeit von Olevani.

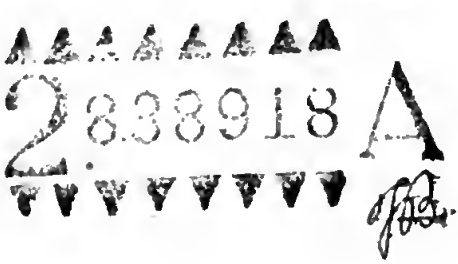
Nachher, auf einer Reise durch das florentinische Gebiet trifft in Bergen, auf einem reichen Landhause Franz seinen Vater: Ludoviko ist sein Bruder, den er als Gemahl der schönen Nonne wieder findet. Alle sind glücklich: in Nürnberg, auf dem Kirchhofe, wo Dürer begraben liegt, sollte in Gesellschaft Sebastians die Geschichte endigen.

Oft hatte ich, in dieser langen Reihe von Jahren, die Feder wieder angesezt, um das Buch fortzusezen und zu beendigen, ich konnte aber immer jene Stimmung, die nothwendig war, nicht wieder finden.

Aus der kurzen Nachrede, die ich in meiner Jugend dem Ersten Theile des Buchs hinzufügte, haben viele Leser entnehmen wollen, als wenn mein Freund Wackenroder wirklich theilweise daran geschrieben hätte. Dem ist aber nicht also. Es rührt ganz, wie es da ist, von mir her, obgleich der Klosterbruder hie und da anklingt. Mein Freund ward schon tödtlich krank, als ich daran arbeitete.

Berlin, im Julius 1843.

L. Tieck.


2838918 A

Digitized by Google

Inhalt.

Bd XV.

Peter Lebrecht 2. Thl — — — XV, 1.
Siegmunds merkwürdigste Tage — 87.
Ulrich der Empfindsame — — — 121.
Fermer der Geniale — — — 181.
Der Naturfreund — — — — 205.
Die gelehrte Gesellschft — — — 223.
Der Psycholog — — — — — — 245.
Der Roman in Briefen — — — 253.
Ein Tagebuch — — — — — — 291.

Bd XVI. Sternbalds Wanderungen XVI, 1.

Den Schluß des 1. Thls des Sternbald, erste Auflage, bildete folgende

Nachschrift an den Leser.

Dieses Buch sollte erst unter dem Namen des Vf.'s der Herzberg. e. k. Klosts. erscheinen: daher muß s. der Leser den Ton in manchen Stellen dieses Theils erklären. Die meisten Gespräche die ich seit mehreren Jahren mit meinem unverstorbenen Freunde Wackenr. führte, betrafen die Kunst; wir waren in unseren Empfindgen einig u. wurden nicht müde, unsre Gedanken darüber gegenseitig zu wiederholen. Er war besonders geg. die zergliedernde Kritik, die dem verehrenden Enthusiasmus entgegensteht, u. aus unsern Gesprächen über die Ansicht der Kunst u. der

Kü[illegible]

ler entstanden die Hyenrysizen des Klosterbruders, die 1797 herauskamen. Mein Freund suchte in diesem Buche unsre Gedanken u. seine innige Kunstliebe niederzulegen, er wählte absichtl. diese Maske eines religiösen Geistlichen, um sein frommes Gemüth, seine andächtige Liebe zur Kunst freier ausdrücken zu können; der Vortrag in den meisten Aufsätzen gehört ganz ihm. Von meiner Hand ist die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, S. 23. Ein Brief des Malers Antonio u. die Antwort, S. 52, Brief eines jungen deutschen Malers S. 179, u. die Bildnisse der Maler, S. 194. Nach jenem Buche hatten wir uns vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben, u. so entstand der Plan zu gegenwärtigem Roman. In einem gewissen Sinne gehört meinem Freunde ein Theil des Werks, ob ihn gleich seine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Der Leser verliert gewiß viel dabei, daß ich es ohne seine Beihülfe zu Ende führen muß.